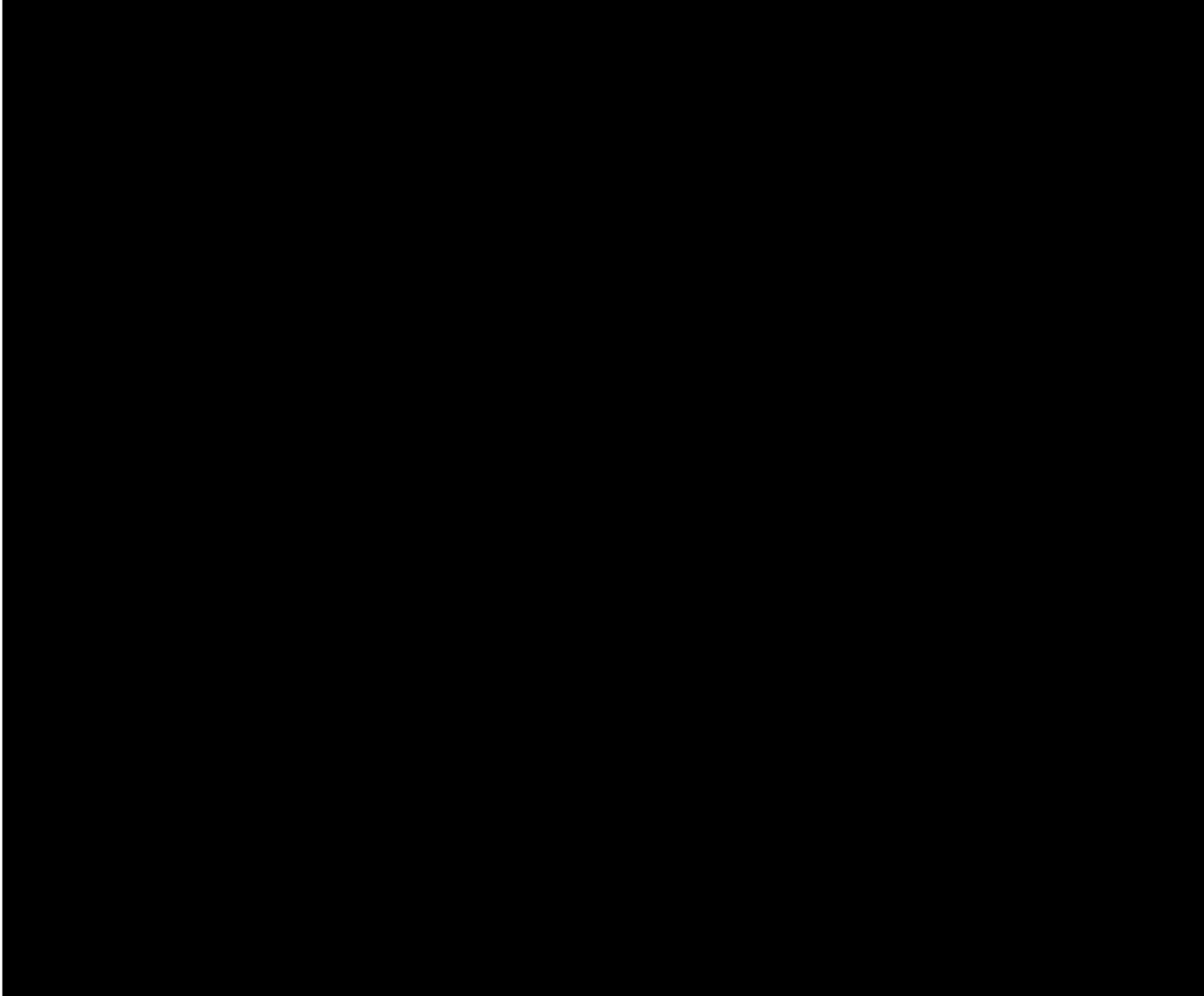


**Hansjörg Wyss, Lilo Pulver, Francis Fukuyama, Vladimir Nabokov**

Nummer 41 – 9. Oktober 2014 – 82. Jahrgang  
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCHEN



## **Die achte Bundesrätin**

Friedrun Burkhalter nervt alle ausser ihren Mann. *Von Hubert Mooser*

## **Kann man Islamisten heilen?**

Antworten von *Dr. Regula Stämpfli*





# PATEK PHILIPPE

## GENEVE

Beginnen Sie eine  
eigene Tradition

Mehr Informationen erhalten Sie bei den unten genannten  
Patek Philippe Partnern sowie im autorisierten Fachhandel.

Eine vollständige Liste unserer Partner in der Schweiz  
finden Sie auf [patek.com](http://patek.com)

### Ascona

Doris Herschmann,  
Piazza Giuseppe Motta/Lungolago

### Basel

Gübelin AG, Freie Strasse 27  
Seiler, Gerbergasse 89

### Bern

Zigerli & Iff AG, Spitalgasse 14

### Davos Platz

Chronometrie Stäuble, Promenade 71

### Gstaad

Villiger Gstaad AG, Promenade

### Interlaken

Kirchhofer Haute Horlogerie II,  
Höheweg 56

### Klosters

Maissen, Bahnhofstrasse 15

### Lugano

Gübelin AG, Via Nassa 7  
Mersmann SA, Via Nassa 5  
Somazzi SA, Via Nassa 36

### Luzern

Gübelin AG, Schwanenplatz

### St. Moritz

Gübelin AG, Via Serlas/Palace Galerie

### Vaduz/FL

Huber, Im Städtle

### Zug

Lohri, Neugasse 9

### Zürich

Patek Philippe Boutique at Beyer,  
Bahnhofstrasse 31

Gübelin AG, Bahnhofstrasse 36



[patek.com](http://patek.com)

Eine Patek Philippe gehört einem  
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,  
aber eigentlich bewahrt man  
sie schon für die nächste Generation.



Nautilus Ref. 5712/1A

# NEUER PEUGEOT 508 RXH

## DIE STRASSE GEHÖRT IHM



## HYbrid4-TECHNOLOGIE MIT 4x4



4 Fahrmodi: Elektro, Auto, Sport und 4x4

High-Tech-Cockpit mit Touchscreen

PEUGEOT EMPFIEHLT TOTAL

### NEUER PEUGEOT 508 RXH: DER CLEVERE 4x4

Der neue Peugeot 508 RXH bietet Ihnen alle Vorzüge einer High-Class-Reiselimousine und eines cleveren 4x4. Dank der HYbrid4-Technologie, die einen 163 PS starken 2.0-Liter-HDI-Dieselmotor mit einem 37-PS-Elektromotor kombiniert, sind Sie nicht nur sparsam unterwegs, sondern auch in 4 Dimensionen: Auto, Elektro, Sport (200 PS) und Allrad. Dabei sorgen innovative Fahrassistenzsysteme für höchste Sicherheit und das High-Tech-Cockpit mit intuitiv bedienbarem 7"-Touchscreen für höchsten Komfort und Konnektivität. Erfahren Sie mehr über den nachhaltigen 4x4 bei Ihrem Peugeot-Partner.

Abgebildetes Fahrzeug: Peugeot 508 RXH 2.0 HDI FAP 163 PS + Elektromotor 37 PS ETG6 mit Sonderausstattung. Verbrauch kombiniert 4,0l/100 km, Benzinäquivalent 4,5 l, CO<sub>2</sub>-Ausstoss 104 g/km, Energieeffizienzkategorie A. Der durchschnittliche CO<sub>2</sub>-Ausstoss aller in der Schweiz verkauften Neuwagenmodelle beträgt 148 g/km.

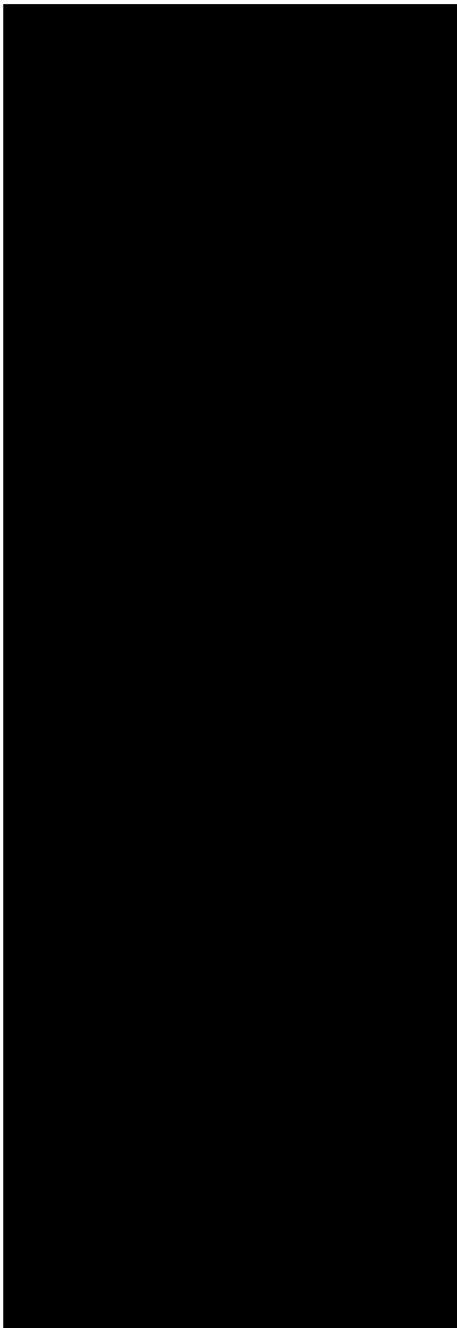
## NEUER PEUGEOT 508 RXH

MOTION & EMOTION



PEUGEOT

## Intern



Zwei der drei Presseratsrügen, die Redaktor Markus Schär als mutmasslicher Rekordhalter hinnahm, verdankt er Anwälten von Schleudertrauma-Opfern. Diese Industrie kämpfte zwanzig Jahre lang mit härtesten Bandagen um Millionen für ihre angeblich invaliden Klienten, die Kollegen unter den Juristen und Journalisten halfen dabei gerne. Inzwischen hat sich die Sache erledigt, am Bundesgericht gilt jetzt die Linie, auf der Markus Schär als einer von wenigen Schweizer Journalisten schrieb. Nun tobt der Kampf einen Stock höher: Die unterlegenen Anwälte ziehen ihre Fälle nach Strassburg, weil das Bundesgericht

die Menschenrechte verletze. Einer der Strippenzieher warnte die *Weltwoche* davor, seine Klientin mit Namen zu nennen und im Bild zu zeigen, weil sie sich sonst etwas antun könnte. Vor einem Jahr erzählte der *Beobachter* die Geschichte der Frau – samt Namen und Farbbild mit dem 13-jährigen Sohn, der am Unglück seiner Mutter schuld ist. Der Persönlichkeitschutz, vor allem auch der des Schulbuben, war kein Thema. **Seite 38**

Mekka war schon immer geheimnisumwoben, was nicht zuletzt daran liegt, dass Ungläubigen, also Nichtmuslimen, der Zutritt zur heiligen Stadt bis heute verwehrt wird. Unabhängige Schilderungen waren daher selten. Nun hat der angesehene britische Islamforscher Ziauddin Sardar ein schonungsloses Porträt vorgelegt. In seinem soeben erschienenen Buch «Mecca – The Sacred City» schildert er Korruption und Kommerz im «Saudi Las Vegas». Nicht aus Hass, sondern aus Liebe zu einer Stadt, die von ihren Hütern ruiniert wird. **Seite 46**

Unser Kolumnist Silvio Borner ist eine profilierte Stimme in der wirtschaftspolitischen Debatte der Schweiz. Das neue Buch des renommierten Basler Ökonomen verspricht einen durchdachten wie humorvollen Praxistest für die Schweizer Politik. Von der Energiewende über die Landwirtschaft und den Freihandel bis zur Bildungs- und Sozialpolitik analysiert Borner die grossen politischen Trends der vergangenen Jahre. Er deckt die wichtigsten Weichenstellungen und Motive auf und zeigt, dass vieles an den wirtschaftlichen Realitäten zerschellen wird. «Schweizer Politik im ökonomischen Praxistest» ist soeben in der Edition Liberales Institut erschienen.

*Ihre Weltwoche*



[www.stellen-anzeiger.ch](http://www.stellen-anzeiger.ch)



**STELLEN-ANZEIGER**  
Das Schweizer-Jobportal

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG,  
Föhrlihubstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
**E-Mail:** [redaktion@weltwoche.ch](mailto:redaktion@weltwoche.ch)  
**E-Mail:** [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
**E-Mail:** [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch)

**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
**E-Mail:** [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch)  
Jahresabonnement Inland Fr. 283.– (inkl. MwSt.)  
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
[www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)  
**E-Mail-Adressen:** [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Stv. Chefredaktor:** Philipp Gut (*Leitung Inland*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*),  
Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl,  
Christoph Landolt, Christian Mundt,  
Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,  
Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),  
Florian Schwab, Mark van Huisseling

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,  
Silvio Borner, Henryk M. Broder,  
Peter Hartmann, Pierre Heumann,  
Peter Hostenstein, Hansrudolf Kamer,  
Peter Keller, Wolfram Knorr,  
Tom Kummer, Dirk Maxeiner,  
Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller,  
Daniele Musciconic, Deborah Neufeld,  
Kurt Pelda, Peter Rüedi,  
Kurt Schiltknecht, David Schnapp,  
Hildegard Schwaninger,  
Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*),  
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),  
Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Laura Kolodziej (*Leitung*),  
Simon Keller, Martin Kappler (Assistent)

**Layout:** Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger und  
Rita Kempter (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*),  
Inga-Maj Hojaij-Huber

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Stephan Schwab (*Leitung*),  
Fabian Keller, Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)

**Online-Vermarktung:** Adextra

**Tarife und Buchungen:** [info@adextra.ch](mailto:info@adextra.ch)

**Druck:** Ziegler Druck- und Verlags-AG,  
Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.*

*Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

**Shortcut:** Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. [www.weltwoche.ch/shortcut](http://www.weltwoche.ch/shortcut)



# Helsana

Die Krankenversicherung der Schweiz.

## Bei uns warten Sie nicht auf den Arzt. Er wartet auf Sie.

---

### **Freie Wahl des Spezialisten dank PRIMEO.**

Wir sind auch die Krankenversicherung der Schweiz, weil wir mit neuen Angeboten vorangehen, um ganz nah an den Bedürfnissen unserer Kunden zu sein. Nur mit PRIMEO von Helsana können Sie jetzt sogar ambulante Behandlungen privat versichern. Zudem garantiert Ihnen unsere einzigartige Zusatzversicherung die freie Wahl des Spezialisten aus unseren ausgewählten Schweizer Partnerkliniken.

0844 80 81 82 oder [www.helsana.ch/primeo-info](http://www.helsana.ch/primeo-info)

# Hansjörg Wyss

Wir Schweizer sind keine Ratten.

Von Roger Köppel

Letzte Woche hat sich der bekannte Medizinaltechnik-Unternehmer Hansjörg Wyss mit kräftigen Ausdrücken zu Wort gemeldet, um gegen die aus seiner Sicht bevorstehende «Abschottung» der Schweiz in Europa aufzurütteln. Das Deprimierende an der Intervention des mehrfachen Milliardärs, der unzweifelhaft über eine brillante Intelligenz verfügen muss, war die erstaunliche Abgeschmacktheit seiner Vorwürfe und Sprachbilder.

Wyss sieht das Volk von «Rattenfängern in Seldwyla», von «einer gewissen Partei» und von «bösen Männern» in die Irre geführt. Der Multimilliardär, der sein Geld im staatlich kontrollierten Gesundheitswesen gemacht hat, mahnt die Schweiz zur Weltoffenheit, die für ihn im Wesentlichen darin zu bestehen scheint, dass wir unsere «bilateralen Verträge» mit der Europäischen Union nicht gefährden dürfen. Wyss weist auf die von keinem mir bekannten Schweizer jemals bestrittene Tatsache hin, dass die Zuwanderung der Schweiz auch viel gebracht habe.

Wohl um seinem Plädoyer, das er in Bern vor Wissenschaftlern hielt, einen tiefsinnigen Anstrich zu verleihen, berief sich Wyss auf den griechischen Philosophen Platon (428/427–348/347 v. Chr.). Es war ein eher unglücklicher Bezug. Platon war im antiken Griechenland der Philosoph des autoritären Führer- und Klassenstaats mit einer unüberwindlichen Ständeordnung ohne Demokratie. In Platons Welt, die er in seinem Klassiker «Politeia» beschrieb, gab es keine Zuwanderung, wie sie die Schweiz seit Jahrhunderten praktiziert. Der Ausländer trat in den Schriften des griechischen Denkers vor allem in seiner Eigenschaft als Barbar oder als Sklave in Erscheinung.

Ich frage mich manchmal, warum beim Thema Ausländer, SVP, Blocher und EU selbst gescheite Menschen periodisch durchdrehen. Was ist an dieser Partei, dass sie vernünftige Leute in den Ausnahmezustand bebender Empörung, ja intellektueller Raserei versetzt?

Wyss ist da nur ein Beispiel unter vielen. Ich habe es immer wieder selbst erlebt. Als ich im Herbst 2003 in einem harmlosen Artikel den bevorstehenden Wahlerfolg der SVP voraussagte und dafür plädierte, im Eintretensfall der Partei aus Konkordanzgründen einen zweiten Bundesratsstiz zu geben und diesen mit Christoph Blocher zu besetzen – wie es



«Ein eher unglücklicher Bezug.»

dann ja auch herauskam –, war dies ein derartiger intellektueller Skandal, dass viele meiner einst besten Freunde und Kollegen auf einmal die Strassenseite wechselten, wenn sie mich kommen sahen.

Seit meinem weitsichtigen Blocher-Kommentar, der bis nach Deutschland hinauf als handfester Beweis für den Zerfall meiner politischen Zurechnungsfähigkeit gewertet wurde, gelte ich als «umstritten», «streitbar», «nationalkonservativ», «blocherhörig», «rechtsextrem», «ausländerfeindlich», «unanständig» oder «stillos». Nach jahrelanger psychotherapeutischer Intensivbehandlung bin ich heute immerhin wieder



in der Lage, ohne Beruhigungstabletten ein Tram zu besteigen.

Es ist irgendwie beelendend, wenn erfolgreiche Unternehmer mit faktenwidrigen Beschwörungen in die politische Arena steigen. Beelendend deshalb, weil es immer wehtut, wenn brillante Menschen auf einem Feld, von dem sie nicht so viel verstehen, mit der ganzen Autorität, die sie sich auf einem anderen Gebiet erworben haben, neben den Schuhen stehen. Es ist wie beim Eishockeygoalie oder beim Torschützenkönig, der im Interview berichtet, wie er sich die Zukunft der Euro-Zone oder eine Schweiz ohne Kernenergie vorstellt. Es geht dann selten ohne peinliche Momente ab. Nichts gegen Goalies und Torschützenkönige. Auch bin ich nicht dafür, dass sich in der Schweizer Politik nur Experten zu Wort melden dürfen. Im Gegenteil. Aber als öffentliche Person sollte man vielleicht etwas sorgfältiger mit dem Gebrauch der eigenen Autorität für politische Meinungsäusserungen umgehen.

Wenn der von vielen zu Recht bewunderte Medizinaltechnik-Milliardär Wyss gegen die nach dem 9. Februar angeblich so ausländerfeindlich gewordene, von «bösen Männern» verführte Seldwyla-Schweiz vom Leder zieht, ohne sich vorher jemals ernsthaft politisch geäussert zu haben, dann wirkt er nicht nur oberflächlich. Er beleidigt vor allem eine Mehrheit der Schweizer Stimmbürgerinnen und Stimmbürger, die er anscheinend für so dumm und für so unmündig hält, dass sie «Rattenfängern» hinterherlaufen. Nur Ratten lassen sich von Rattenfängern fangen. Die Schweizer aber sind keine Ratten.

Mittlerweile müsste doch auch Hansjörg Wyss gemerkt haben: Es gibt keinen relevanten Schweizer, der die Schweiz «abschotten» will. Christoph Blocher baute über hundert Fabriken in China und exportierte international. Gibt es eigentlich einen weltoffeneren Schweizer als ihn? Die Schweiz war noch nie so weit davon entfernt, sich von der Welt abzukapseln, wie heute. Wir haben eine höhere Pro-Kopf-Einwanderung als die USA oder Kanada. Wir haben eine fünfmal höhere Pro-Kopf-Einwanderung als die EU. Die Schweiz hat 2012, an der Gesamtbevölkerung gemessen, fast viermal mehr Menschen eingebürgert als Deutschland. Wir nehmen rund sechsmal mehr Flüchtlinge auf als Italien. Die Schweiz hatte in den letzten Jahren ein migrationsgetriebenes Bevölkerungswachstum von einem Prozent jährlich, zehnmal mehr als Frankreich. Kein Land der Welt, nicht einmal die EU, akzeptiert an ihren Aussengrenzen die Personenfreizügigkeit.

Empörung ist ein schlechter Ratgeber. Meistens ist es vernünftiger, vernünftig zu sein. Die Schweiz ist wahrscheinlich das letzte Land, das sich Belehrungen über «Ausländerfeindlichkeit» und «Abschottung» anhören muss.



Das Ende vom Ende? Francis Fukuyama. Seite 54



First Lady: Friedrun Burkhalter (l.). Seite 28



Hochkultur in Persepolis: Seite 50



Liebesglück: Vladimir Nabokov. Seite 72

## Kommentare & Analysen

- 7 [Editorial](#)
- 13 [Kommentar](#) Ruinöse Hochsteuerpolitik
- 13 [Im Auge](#) Riccardo Muti, Dirigent
- 14 [Finanzplatz](#) Phantom
- 14 [Politik](#) Wahrsagerei
- 14 [Luftfahrt](#) Bürokratur
- 15 [Personenkontrolle](#) Burkhalter, Schneider-Ammann etc.
- 15 [Nachruf](#) Jean-Claude Duvalier, Diktator
- 16 [Kann man Islamisten heilen?](#)  
Regula Stämpfli über den Hass der IS-Kämpfer
- 18 [Die Deutschen](#) Unrechtsstaat?
- 18 [Wirtschaft](#) Finger weg von den Mieten
- 19 [Ausland](#) Oppositionsgefühle in Amerika
- 20 [Mörgeli](#) Mit Platon gegen Blocher
- 20 [Bodenmann](#) Wyss gegen Blocher
- 21 [Medien](#) Auflage, Leser, Leser pro Ex.
- 21 [Gesellschaft](#) Der Dreier
- 22 [Darf man das?](#) / Leserbriefe

## Hintergrund

- 27 [Ausbildung](#) Schluss mit gratis

## 28 Frau Bundespräsidentin

[Friedrun Burkhalter mischt sich in die Politik ein](#)

## 30 «Die Schweiz ist mir zu kompliziert»

[Wer ist der Multimilliardär Hansjörg Wyss?](#)

34 [Replik](#) Hans-Peter Rohner über Roger de Weck

35 [Unia](#) Sensible Informationen

36 [Sozialhilfe](#) Pech für die Tatsachen

38 [Invalidenrente](#) Opferanwälte klagen in Strassburg

## 40 «Perfektes Scheingefecht»

[Privatbanker Adrian Künzi über Kundenberatung](#)

## 42 Rotoren und Paragrafen

[Der Schweizer Helikopter-Pionier Martin Stucki](#)

44 [Gebäudeprogramm](#) Krach ums Geldverteilen

45 [Energiepolitik](#) Teures Wunschdenken

## 46 Das Las Vegas Saudi-Arabiens

[Das heilige Mekka ist ein Spielplatz der Superreichen](#)

50 [Iran](#) Das persische Paradox (Serie, Teil 4)

53 [Hongkong](#) Kampf in der freiesten Volkswirtschaft der Welt

## 54 Das Ende der Geschichte muss warten

[Was ist schiefgelaufen, Mr Fukuyama?](#)

## 56 Goldener Herbst

[Clinton, Blair, Schröder – die bestbezahlten Polit-Rentner](#)

58 [Kinderschutz](#) Behörden-Albtraum einer Mutter (Teil 2)

## 62 Vegan von Katze bis Kind

[Zwei Porträts und die Meinung eines Arztes](#)



# Neocapil® 5%

Von Dermatologen empfohlen.<sup>1</sup>

## Haarausfall?

**DIREKT** richtig behandeln.  
Mit **Neocapil®**.

Die medizinische Lösung gegen Haarausfall\*

- ▶ **Fördert das Wachstum** neuer Haare und belebt direkt<sup>2</sup>
- ▶ **Gut verträglich** dank lokaler Anwendung<sup>2</sup>
- ▶ **Wirkstoff Minoxidil:** Wirksamkeit in klinischen Studien bewiesen<sup>1</sup>

Für Männer:  
Neocapil® 5%



[www.haarausfall.expert](http://www.haarausfall.expert)

Für Frauen: **Neocapil® 2%**



## Erhältlich in Ihrer Apotheke.

\* anlagebedingter Haarausfall

Dies ist ein Arzneimittel. Lassen Sie sich von einer Fachperson beraten und lesen Sie die Packungsbeilage.

<sup>1</sup> Blumeyer A et al.: S3-Guideline for the treatment of androgenetic alopecia in women and in men. JDDG, 6, 2011; 9 Suppl 6: S1-57. <sup>2</sup> Weitere Informationen entnehmen Sie bitte der Neocapil® 2% bzw. 5% Fachinformation unter [www.swissmedicinfo.ch](http://www.swissmedicinfo.ch)

GALDERMA SPIRIG, Spirig Pharma AG, Froschackerstrasse 6, CH-4622 Egerkingen

**GALDERMA**  
Committed to the future  
of dermatology  
**spirig**



*Botschafterin der guten Laune:* Schauspielerin Lilo Pulver. Seite 66

## Interview

### 66 Meine Schwester Lilo

In diesen Tagen wird Schauspielerin Liselotte Pulver 85 Jahre alt. Ihre Schwester Corinne über das Lächeln, das die ganze Welt bezauberte

## Stil & Kultur

70 Stil & Kultur Was macht eigentlich Tom Cruise?

72 Bestseller

72 «Der ganze Rest ist dunkel»

Die grosse Liebe von Vladimir Nabokov zu seiner Ehefrau Vera

75 Nachruf Siegfried Lenz, Erzähler

76 Die seltsamen Methoden des Herrn Grusin

Zum Frühstück mit einer unbekanntenen Musikergrösse

77 Jazz Marcin Wasilewski Trio with Joakim Milder

78 Top 10

78 Kino «Get on Up»

79 Fernseh-Kritik «Zwischen Recht und Gerechtigkeit»

80 Namen Frauen wie Birken

81 Hochzeit Jessica und Oliver Sutter

81 Thiel Wahlbewilligung

82 Wein Christian Zündel: Charetto 2012

82 Zu Tisch Restaurant «Cheval Blanc», Basel

83 Auto Suzuki S-Cross 4WD 1.6 Top

84 MvH trifft Dirk Boll, Christie's-Geschäftsführer

## Autoren in dieser Ausgabe

### Hans-Peter Rohner



Der Marketing-spezialist ist seit 2009 VR-Präsident bei der Werbevermarkterin Publigruppe. In seiner Replik legt er dar, warum er sich 2010 für das Amt des SRG-Generaldirektors interessierte und warum er Roger de Weck für die richtige Wahl hält. Seite 34

### Corinne Pulver



Die Bernerin hat sich als erfolgreiche Journalistin, Dokumentarfilmerin und Buchautorin einen Namen gemacht. In ihrem Beitrag schreibt sie über ihre berühmte jüngere Schwester: die unvergessliche Schauspielerin Lilo Pulver, die am Samstag den 85. Geburtstag feiert. Seite 66

## Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das neue E-Paper noch mehr Lesevergnügen.



Available on the App Store | ANDROID APP ON Google play

**DIE WELTWOCH**

# Hypothekenberatung mit Augenmass und Präzision. *UBS Hypo Check.*



Jetzt Termin für UBS Hypo Check  
vereinbaren: 0800 884 556  
[www.ubs.com/hypotheken](http://www.ubs.com/hypotheken)

Der Kauf von Wohneigentum ist eine Entscheidung von grosser Tragweite. Der UBS Hypo Check bringt Sie Schritt für Schritt sicher zum Ziel. Wir beraten Sie fundiert und kompetent bei der Festlegung Ihres finanziellen Spielraums, bei der Wahl des Objektes und des richtigen Hypothekarproduktes bis hin zu Absicherungs- und Steuerfragen. So haben Sie die Gewissheit, dass nicht nur Ihr Eigenheim perfekt in Ihr Leben passt, sondern auch die Finanzierung.

Best Bank in  
Switzerland





## VIP-Gala-Vorstellung

# «Brilliant Conelli» – Manege frei!

Erleben Sie die Gala-Vorstellung des Circus Conelli als Ehrengast – und lassen Sie sich mit einem 4-Gang-Menü und einem vorgängigen Manegen-Apéro verwöhnen.

In Zürich gibt immer wieder die neuste Festbeleuchtung an der Bahnhofstrasse zu reden. Doch etwas bleibt seit über zwanzig Jahren gleich romantisch: das funkelnde Conelli-Zelt auf dem Bauschänzli beim Stadthausquai. Der erste Weihnachtszirkus der Schweiz gehört während der Adventszeit fest zum Stadtbild. 2004 wurde er mit einem «Ehren-Prix Walo» ausgezeichnet, der höchsten Auszeichnung im Schweizer Unterhaltungsgeschäft; 2007 kam der «Züri-Leu in Gold» der Stadt Zürich dazu.

Als Weltwoche-Abonnenten haben Sie am 8. Dezember Gelegenheit, als Ehrengast die Gala-Vorstellung «Brilliant Conelli» mit exquisitem 4-Gang-Menü und vorgängigem Manegen-Apéro zu erleben. Es erwartet Sie ein funkelndes Show-Feuerwerk an Top-Akrobatik, extravaganten Kostümen, verträumter Poesie und musikalischen Leckerbissen, live

begleitet von der traditionellen Big Band mit Kapellmeister Alex Maliszewski. Bei Conelli wird aber auch gelacht: Seien Sie gespannt auf die tollpatschigen Hausclowns Gaston & Roli und weitere Comedy-Acts.



### Platin-Club-Spezialangebot

**Montag, 8. Dezember 2014:**  
Gala-Abend «Brilliant Conelli» 2014 mit exquisitem 4-Gang-Menü.  
VIP-Manegen-Apéro um 17.30 Uhr

**Leistungen:**

- Apéro mit Perrier-Jouët-Champagner
- Köstlicher Fingerfood aus dem Hause Hiltl
- Gala-Vorstellung mit 4-Gang-Menü
- Gästegarderobe und Programmheft

**Bedingungen:**

Dieses Angebot gilt nur für Weltwoche-Abonnenten. Bitte Kundennummer angeben.

**Kosten:**

Fr. 239.– pro Person, exkl. Getränke

**Reservation:**

Tel. 079 407 45 65 oder office@circus-conelli.ch

**Veranstalter:**

Circus Conelli, Conny-Land AG  
8564 Lipperswil, www.circus-conelli.ch

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



## Begehrlichkeiten

Von Christian Mundt — Die Staatsbilanzen verdüstern sich auch in der Innerschweiz. Das liegt indes nicht an den tiefen Steuern, sondern an der bleischweren Last des Finanzausgleichs.



Vorschnelle Häme: Rickenbacher (SP).

Die meisten Kantone rechnen für das laufende Jahr mit roten Zahlen. Die Ausgaben steigen stärker als die Einnahmen – trotz der Zuwanderung. Erwischt hat es auch die Kantone in der Innerschweiz, die zuvor während Jahren Überschüsse budgetierten. Der Kanton Schwyz muss gar die Steuern für Besserverdienende erhöhen. Einer entsprechenden Vorlage stimmte das Volk Ende September deutlich zu.

Die mediale Berichterstattung geizt darum nicht mit Häme: Die Tiefsteuerstrategien der Innerschweizer Kantone seien gescheitert, war zu lesen. Ins gleiche Horn stiess der Präsident der kantonalen Volkswirtschaftsdirektoren Andreas Rickenbacher (SP), der ausgerechnet aus dem Kanton Bern kommt. Im *Blick*-Interview geisselte er «einen ruinösen Steuerwettbewerb», bei dem einige Kantone «zu weit gegangen sind».

Betrachtet man die Situation der sogenannten Tiefsteuerkantone differenzierter, zeigt sich jedoch ein anderes Bild. Die Kantone haben im Grundsatz alles richtig gemacht, sie haben ihre eigenen Finanzen im Griff. Der Grund für die drohende finanzielle Schieflage ist nicht bei den betreffenden Kantonen selber, sondern vielmehr beim Bund zu suchen: Dieser bürdet ihnen immer weitere Aufgaben auf, die sie bezahlen müssen. Ob sie dies wollen oder nicht.

So verlangt der Bund von den Kantonen beispielsweise, dass sie bei den Krankenkassen-Prämien bei den unteren und mittleren Einkommen die Prämien von Kindern und Jugendlichen in Ausbildung mindestens zur Hälfte subventionieren.

Auch an den Ergänzungsleistungen zur AHV oder IV müssen sich die Kantone beteiligen. Alle diese Ausgaben können ins Geld gehen: Der Kanton Schwyz budgetiert im laufenden Jahr mehr als 122 Millionen Franken für Prämienverbilligungen und Ergänzungsleistungen, was neun Prozent der Gesamtausgaben entspricht.

### Zug zahlt für Jura und Bern

Auch dem Kanton Zug wird der grösste Aufwandsposten vom Bund diktiert: Der interkantonale Finanzausgleich. 279,5 Millionen muss der Stand im aktuellen Jahr an das nationale Umverteilungsprojekt zahlen. Bei einem Budget von rund 1,4 Milliarden Franken macht das fast einen Fünftel der Gesamtausgaben aus. Die Zuger liefern damit nicht nur pro Kopf am meisten ab. Auch in absoluten Zahlen muss der kleine Kanton mehr als die Wirtschaftszentren Basel oder Genf abgeben. Im Kanton Schwyz machen die interkantonalen Ausgleichszahlungen mehr als zehn Prozent der Ausgaben aus, Nidwalden zahlt fünf Prozent seiner Ausgaben in die Umverteilung.

Damit wird offensichtlich: Tiefe Steuern sind ein Erfolgsmodell und sorgen dafür, dass die Kantone die Begehrlichkeiten von Bund und Nehmerkantonen überhaupt halbwegs erfüllen können. Finanziell exzellent stehen jene Kantone da, die ihre Einwohner nicht bis zur Schmerzgrenze (oder darüber hinaus) mit Steuern belasten. Erst wenn man ihnen zehn oder wie in Zug gar zwanzig Prozent der verfügbaren Mittel ohne Gegenleistung für den Finanzausgleich abzweigt, trübt sich das Bild. Nur weil sie einen Grossteil der Mittel abgeben müssen, geraten sie in Finanzprobleme.

Das gilt auch im Umkehrschluss: Der Kanton, der von seinen Einwohnern die höchsten Steuern einfordert – der Kanton Jura – bekommt pro Kopf die meisten Gelder aus dem Finanzausgleich. Und Andreas Rickenbachers Heimatkanton Bern – ebenfalls kein Steuerparadies – kann für dieses Jahr einzig darum ein halbwegs ausgeglichenes Budget vorweisen, weil Bern mehr als 1,2 Milliarden aus dem Finanzausgleich bekommt – zehn Prozent der kantonalen Einnahmen.

## Mann am Klavier



Riccardo Muti, Dirigent.

Riccardo Muti hat es schon 1995 vorgemacht, an der Mailänder Scala. Als die Damen und Herren des Orchesters und des Chors seine «Traviata» bestreikten, setzte sich der Maestro auf der Bühne an den Flügel, als alleiniger Begleiter der Opernstars, und wurde triumphal gefeiert. Federico Fellini inszenierte seinen visionären Film «Orchesterprobe» als Parabel auf das anarchische politische Durcheinander Italiens, erst die Abrissbirne beendete die Kakofonie. (Was gegenwärtig der «Verschrotter» Renzi als Regierungschef versucht.)

Diesmal hat sich Muti am Teatro Costanzi in Rom, nach Bedeutung bloss die fünftgrösste Opernbühne des Stiefels, aber mit 34 Millionen Euro Schulden zu Lasten des Staates, keine musikalische Lösung einfallen lassen. Nachdem er eine Stunde lang allein durch die verlassenen Stuhlreihen des Orchesters getigert war, während Musiker und Sänger, statt die «Aida» zu proben, in einer Vollversammlung über einen neuen wilden Streik palaverten, fasste er den Entschluss: Ich gehe. Und ging *stante pede*. Muti ist in Neapel aufgewachsen, der chaotischsten Stadt des Belpaese, und vielleicht auch deshalb ein Fanatiker der Genauigkeit und Strenge geworden. Er wollte in diesem absurden Katz-und-Maus-Melodram nicht mehr länger als Spielball von fürstlich privilegierten Bläsern und Streichern und der nicht weniger als acht unter sich zerstrittenen Gewerkschaften in ihrem Rücken erhalten.

Das Personal hatte zuvor eine Aufführung der «Bohème» in den Caracalla-Thermen mit Zusatzforderungen in letzter Minute vor wartendem Publikum platzen lassen. Eine Japan-Tournee war gescheitert, weil der erste Geiger (Jahrespensum: 65 Arbeitstage) sich geweigert hatte, mitzufliiegen. Riccardo Muti, 73, ist ein Mann der starken Abgänge mit Zügen von Gottesgnadentum und Rachsucht. Aber vielleicht verändert sein Paukenschlag Italien doch. Zwei Wochen nach dem Eklat haben der Bürgermeister Ignazio Marino und der Opernintendant Carlo Fuortes 92 Orchestermusiker und 90 Chorstimmen entlassen. Die Streikklaviatur hat ausgeklimpert. Peter Hartmann

## Phantom

Von Florian Schwab — Es gibt keine schwarze Liste, sagt OECD-Chef Ángel Gurría.

In einem beliebten Kinderspiel rennen alle vor dem «schwarzen Mann» davon. Denselben Schockeffekt versucht sich Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) regelmässig im Parlament dienstbar zu machen. Sie spricht einfach davon, dass die Schweiz Gefahr laufe, von der OECD auf eine «schwarze Liste» gesetzt zu werden. Zuletzt war dies bei den Verhandlungen um die Verschärfung des Geldwäschereigesetzes zu beobachten. Sollte das Parlament nicht zustimmen, dann sei der Schweiz ein «Platz auf der schwarzen Liste» sicher.

Im Europarat stand vor einigen Tagen OECD-Generalsekretär Ángel Gurría einer Schweizer Delegation Rede und Antwort. Die *Sonntagszeitung* protokollierte seine Antwort auf eine Frage von SVP-Nationalrat Alfred Heer: «Wir führten nie eine schwarze Liste.» Der eine oder andere Finanzminister habe zwar von einer *blacklist* gesprochen, «aber wir haben das nie getan».

### Vorreiterin gegen Geldwäscherei

Wie verhält es sich tatsächlich mit den ominösen Listen? Die OECD unterhält eine Liste unter dem Namen «Liste unkooperativer Steueroasen», welche die Länder in drei Kategorien unterteilt: Länder, welche die OECD-Standards grösstenteils erfüllen, sind in der ersten Kategorie. Zweitens: Länder, die sich zu den Standards bekennen, aber noch keine substantiellen Fortschritte erzielt haben, um sie einzuhalten. Drittens: Länder, die sich nicht zu den Standards bekennen. Salopp heisst die zweite Kategorie «graue Liste», und die Schweiz befand sich zwischen 2009 und 2011 darauf. Als «schwarze Liste» wird Kategorie 3 bezeichnet, in der aber noch nie auch nur ein einziges Land aufgetaucht ist. Auf diese Liste kann die Schweiz gar nicht gesetzt werden, da sie sich zu den OECD-Standards bekennt.

Eine selbständige Organisation ist die Financial Action Task Force (FATF), deren Sekretariat ebenfalls von der OECD geführt wird. Sie bekämpft Geldwäscherei und Terrorismusfinanzierung und stellt eine Liste von «nicht-kooperativen Ländern» zusammen, die als «FATF blacklist» bekannt ist. Die Schweiz gilt in FATF-Kreisen als Vorreiterin in der Geldwäschereibekämpfung, und es käme niemandem auch nur im Traum in den Sinn, sie als unkooperativ zu brandmarken. Die «schwarzen Listen» sind für die hiesige Finanzpolitik also tatsächlich ein Phantom. Wer davonrennt, hat verloren.

## Wahrsagerei

Von Alex Reichmuth — Claude Longchamps «Wahlbarometer» beruht fast ganz auf Zufall.

Es war wieder einmal ein grosser Tag für den Monopol-Politologen. Am letzten Freitag kommentierte Claude Longchamp auf allen SRG-Kanälen die Veränderungen der Parteienstärke, die er in seiner Telefonumfrage aufgedeckt haben will. Zum Beispiel in der Sendung «10 vor 10»: Longchamp orakelte über die Ursachen des Plus der FDP um 0,7 Prozent. Die Partei habe «mehr Platz in der Europafrage» und zudem mit Bundespräsident Didier Burkhalter einen «gläubwürdigen Repräsentanten», so Longchamp. Den naheliegendsten Grund des positiven Trends aber verschwie er: den Zufall. In seiner Telefonumfrage hatten sich 862 Befragte für eine Partei entschieden.



Wenig signifikant: Politologe Longchamp.

Hinter dem Plus von 0,7 Prozent stehen somit gerade mal sechs Befragte, die sich zusätzlich für die FDP ausgesprochen haben.

Ebenso wenig statistisch signifikant waren die anderen Trends im «Wahlbarometer» – etwa die kräftigen Verluste der SVP (–2,0 Prozent), das deutliche Plus der SP (+1,4 Prozent) oder die leichten Verluste der BDP (–0,6 Prozent). Einzig der Sprung der Grünliberalen von 5,4 auf 7,3 Prozent ist mit grosser Wahrscheinlichkeit kein Zufallsresultat. Eigentlich hätte Longchamp genau das in die Mikrofone diktieren müssen: «Tut mir leid. Ausser dem Aufwärtstrend der Grünliberalen gibt es leider keine Verschiebung bei der Parteienstärke, die in einer Umfrage bei 862 Personen nachweisbar ist.» Dass der Politologe aber über die beschränkte Aussagekraft seiner Telefonbefragung hinwegging, spricht nicht für seine Professionalität.

Beim nächsten «Wahlbarometer» könnte man eine Wahrsagerin verpflichten, die in eine Glaskugel schaut. Oder Affen Darts-Pfeile auf eine Zahlentafel werfen lassen. Die Resultate wären ähnlich unbrauchbar. Und die SRG könnte sich das sicher stattliche Honorar für Longchamp sparen.

## Bürokratur

Von Alex Baur — Die Regulierung wird bei der Fliegerei zusehends zum Sicherheitsrisiko.

Wenn Flughafendirektor Mathias Häberli zur Arbeit geht, muss er, wie jeder Passagier im Berner Flughafen, die Sicherheitsschleusen passieren, oft mehrmals täglich. Denn für die Mitarbeiter gilt das volle Programm – obwohl sie dem Sicherheitspersonal längst bekannt sind. Wenn Mechaniker gar Werkzeug mit sich bringen, wird es richtig kompliziert.

Und wehe, wenn einer mal eine Thermosflasche an der Schleuse vorbeismuggelt, einen faulen Spruch fallenlässt oder den Badge vergisst. Das gibt Strafpunkte, die im Wiederholungsfalle zur Entlassung führen können. Das neue Sicherheitsreglement, das Bern Airport jährlich Zusatzkosten von rund einer Million Franken verursacht – fast ein Zehntel des Umsatzes –, will das so. Was das Brimborium im relativ kleinen Flughafen an Sicherheitsgewinn bringt, ist schleierhaft.

Bis in die Nuller Jahre galt das Bundesamt für Zivilluftfahrt (Bazl) in Bern als pragmatisch und praxisorientiert. Unter Bundesrat Moritz Leuenberger (SP) und Amtsdirektor Raymond Cron wurde die Bürokratie massiv ausgebaut. Praxisnahe Aviatiker wurden durch Juristen ersetzt, die vom Fliegen keine Ahnung haben. Seither ächzt die Branche unter einer Flut neuer Normen. So gilt gemäss Erlass AD I-010 D das Prinzip: Was die Internationale Zivilluftfahrtorganisation «empfiehlt», gilt in der Schweiz als «Standard»; das englische «should» (sollte) wird mit «muss» übersetzt.

Dass rigidere Regeln oft zu weniger Sicherheit führen, lässt sich an einem simplen Beispiel illustrieren. Der Regionalflugplatz Birrfeld muss neuerdings automatisch und augenblicklich geschlossen werden, wenn das Feuerwehrfahrzeug aus irgendeinem Grund nicht voll einsatzbereit ist. Dabei ging vergessen, dass eine improvisierte Umleitung des gesamten Flugverkehrs unter Umständen ein grösseres Pannensrisiko beinhaltet.

Der heutige Bazl-Direktor Peter Müller hat die Gefahren der Verbürokratisierung erkannt und ein Programm zur Entrümpelung des Regel-Wildwuchses angekündigt. Oft ist das allerdings schwierig, weil viele Normen international verbindlich sind. Viel wäre allerdings schon gewonnen, wenn die Schweiz nicht bei jeder «Empfehlung» internationaler Gremien den Musterschüler mimen würde und in vorauseilendem Gehorsam mehr reguliert, als von ihr effektiv verlangt wird.

Mehr zum Thema: Seite 42

## Personenkontrolle

### Burkhalter, Schneider-Ammann, Sommaruga, Carobbio, Blumer, Gruber, Stocker, Gehri, Lüthin

Die freisinnigen Bundesräte **Didier Burkhalter** und **Johann Schneider-Ammann** beanspruchten jeder für sich die Federführung bei der Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative. Wie der *Blick* berichtet, liegt das Mandat jetzt doch bei SP-Frau **Simonetta Sommaruga**. Wenn zwei sich streiten, freut's die Dritte. (fsc)

**Marina Carobbio Guscetti**, SP-Nationalrätin aus dem Tessin, hat offenbar Probleme mit ihrer erweiterten Familie. Als solche bezeichnet sie jedenfalls gerne die Europäische Union. Im Schosse dieser «einzigartigen, grossen Fa-



*Familienzwist*: Carobbio Guscetti (SP).

milie» könne sich auch die Schweiz «in Frieden und ohne jeglichen Druck» entwickeln, schwärmte sie einst. Denn die EU habe «kein Interesse, sich in die souveränen Interessen dritter Staaten einzumischen». Das war einmal. Seit der Entscheidung über den Bau einer zweiten Gotthard-Röhre sieht die euroselige Sozialdemokratin Unheil aus Brüssel heraufziehen: Früher oder später, so lamentierte sie nun, würde die EU die Schweiz «zwingen», alle bis dahin gebauten vier Fahrspuren für den Verkehr freizugeben. «Und diesem europäischen Druck können wir so gut wie nichts entgegensetzen.» Fragt sich nur, wer sich geändert hat: die EU oder Carobbio. (ky)

Die ultimative Wahrheit hat ein immer kürzeres Verfallsdatum. Der SRF-Meteorologe **Felix Blumer** verkündete letzte Woche an einer Veranstaltung der Stiftung Freiheit und Verantwortung – in eigenen Worten: «beim gescheiterten Prozent der Bevölkerung» –, es bedeute gar nichts, dass sich die Erde seit bald zwei Jahrzehnten nicht weiter erwärmt: Die Hitze, nach der die Forscher immer verzweifelter suchen, stecke in den Tiefen der Ozeane und komme irgendwann schlagartig hoch. Und der ETH-Professor **Nicolas Gruber** behauptete gleichentags in der Ankündigung eines Vor-



*Verwirrt*: SRF-Meteorologe Blumer.

trags bei der Thurgauischen Naturforschenden Gesellschaft, er könne mit den Ozeanen die ausbleibende Erwärmung erklären, die Skeptiker nutzten, «um Zweifel am menschgemachten Klimawandel zu säen». Schliesslich ist das die aktuelle Parteilinie, wie sie der Berner Professor **Thomas Stocker** als Vorsitzender des Klimarates IPCC vorgibt – neben mehr als fünfzig anderen Erklärungsversuchen. Am Wochenende veröffentlichte die führende Zeitschrift *Nature Climate Change* gleich zwei Studien, die zeigen: «Die Erwärmung in den Tiefen der Ozeane ist nicht die Lösung für das Rätsel der fehlenden Energie, das die Klimaforscher so verwirrt.» (sär)

Oje, WWF. Die Organisation gilt eigentlich als fair und konstruktiv. Im Gegensatz zu anderen Umweltgruppierungen setzt man auf Verhandlung statt Verleumdung. Vor einigen Tagen war es anders: Wie letzte Woche an dieser Stelle berichtet, setzten die Sonnenstromlobbyisten von Pro Solar ein gefälschtes *Weltwoche*-Cover in Umlauf, gemäss dem die Energiekonzerne in der Schweiz Kohlekraftwerke bauen wollen. Die möglicherweise illegale Aktion sollte auf eine Kampagne gegen «Dreckstrom» aufmerksam machen. An dieser Kampagne war der WWF beteiligt. War er auch beim üblen Scherz mit der *Weltwoche* involviert? «Wir hatten [...] kein Problem damit, dass Pro Solar das ausprobieren wollte», schreibt WWF-Sprecher **Philip Gehri** auf Anfrage. Offensichtlich plagt den WWF nun aber das schlechte Gewissen. Medienchef **Fredi Lüthin** stellt den Schluss, der WWF sei an der Fälschung beteiligt gewesen, sogleich in Abrede. «Wir pflegen einen anderen Kampagnenstil», lässt er ausrichten. (are)



*Übler Scherz*: WWF-Medienchef Lüthin.

## Nachruf



«Baby Doc»: Staatspräsident Duvalier, 1972.

**Jean-Claude Duvalier (1951–2014)** — Neben dem greisen Fidel Castro war er der letzte Überlebende einer Generation von operettenhaften Tyrannen, die der Kalte Krieg in der Karibik hervorgebracht hatte. Ob Trujillo, Somoza oder Duvalier – mit einem Mix aus Abscheu und Verwunderung verfolgte die Weltöffentlichkeit das Treiben der Clans, die über ihre Länder herrschten, als wären sie ihr Privateigentum. Die Clan-Gründer stammten stets aus der Unterschicht, alle sahen sich als «Wohltäter des Vaterlandes» (so der offizielle Titel von Rafael Trujillo). Im Kampf gegen die Kommunisten wurden sie von den USA lange protegiert. Castro war die Ausnahme: Auch er hatte zwar als Antikommunist angefangen, begab sich aber nach der Revolution unter die Fittiche der Sowjets.

Der Patriarch François Duvalier begann als Landarzt und Voodoo-Priester. 1957 wurde «Papa Doc», wie er sich kumpelhaft nennen liess, regulär zum Präsidenten von Haiti gewählt, entwickelte sich dann aber schnell zum Diktator. Auf dem Totenbett ernannte er 1971 seinen 19-jährigen Sohn Jean-Claude, der wegen seiner Fettleibigkeit den Übernamen «Baby Doc» erhielt, zum Nachfolger. Legendär war vor allem dessen Raffgier. 1986 setzte sich Duvalier auf Druck der USA ins französische Exil ab. Doch 2011 kehrte «Baby Doc» überraschend in seine Heimat zurück, wo ihn Tausende von Anhängern am Flughafen erwarteten. Er stellte sich in der Folge einem Prozess um seine Schreckensherrschaft und um sein geraubtes Millionenvermögen. Mit dem Tod Duvaliers wird das Verfahren nun hinfällig. *Alex Baur*

## Kann man Islamisten heilen?

Von Regula Stämpfli — Die Kämpfer für den Islamischen Staat (IS) üben eine wachsende Faszination aus. Auch aus dem Westen ziehen Hunderte junger Männer in den Dschihad nach Syrien und in den Irak. Was treibt sie an? Kann man sie davon abbringen?



«Haut ab! Wir hassen euch»: Dschihadisten in Syrien.

Kann man Islamisten heilen? Diese ungewöhnliche Frage stellte mir *Weltwoche*-Chefredaktor Roger Köppel. Meine erste Reaktion war: Er will mich veräppeln (wollte er nicht). Meine zweite: Gib ihnen eine Frau (darf auch ein Mann sein), Kinder und ein Einkommen, und alles wird gut. Doch so einfach ist die Heilung leider nicht.

Zunächst ein paar Worte zum Begriff Heilung. Nicht von ungefähr stecken sowohl im Heilen als auch im Heil altertümliche Kulturelemente, die dem Zauber, dem Glück ebenso nahestehen wie einer eigentlichen Sakralhandlung. Islamisten zu heilen, birgt von Be-

ginn weg kulturpolemischen Sprengstoff, was mich jedoch selbstverständlich nicht daran hindert, einen Blick auf dessen Zusammensetzung zu werfen.

Die Idee, Islamisten mit Brechts Diktum «Zuerst kommt das Fressen, dann die Moral» in ein bürgerliches Leben zu führen, sie erklärtermassen zu ganzheitlicheren Menschen «zu machen», indem man ihnen «hilft», sie füttert und ihnen Aussicht auf ein erwachsenes und bürgeranständiges Leben gibt, funktioniert leider nicht. Denn bekanntermassen stammen die grössten Irren, die sich in Syrien und im

Irak freiwillig zum Dschihad melden, aus Deutschland, Frankreich, Belgien, Grossbritannien und sogar aus der Schweiz. Alles Länder, in denen das Fressen im Überfluss vorhanden ist, nicht aber die Moral. Der Philosoph Slavoj Žižek brachte dies kürzlich in einem Artikel in der *New York Times* auf den Punkt: «Die Besten (der Westen) sind anämisch und können nicht mehr wirklich für ihre Werte ins Feld ziehen, während die Schlimmsten (Islamisten) ihre Energie aus rassistischen, religiösen und sexistischen Phantasmen speisen.»

Aus der Psychologie wissen wir, dass Konflikte für alle beteiligten Streithähne einen gewissen Nutzen in sich tragen. Die Kopfschläger brauchen ihren Hass auf den Westen wie die Luft zum Atmen. Mit ihrer brutalstmöglichen Ablehnung manifestieren die IS-Terroristen das unausgesprochene Minderwertigkeitsgefühl, das viele junge Männer im arabischen Raum verbindet.

### Ein Allmächtiger braucht keinen Krieg

Die Kämpfer für den IS zeigen in ihrem Hass auf den Westen sehr sichtbar die grässliche Angst, dass sich auch ihr eigener Gott – im Vergleich mit anderen monotheistischen Göttern – als ausgesprochener Versager entpuppen könnte. Ein Allmächtiger braucht keinen Krieg zur Unterstützung seiner Unantastbarkeit. Falls er dies doch tut, ist er eben nur eine Gott-Staffage: «Die IS-Kämpfer sind eine Beleidigung für echten Fundamentalismus», meint Žižek. Die Islamisten fühlen sich offensichtlich wie impotente Würstchen, deren Allmächtiger und Prophet sie keine Nobelpreise gewinnen lässt, sondern sie höchstens zum Kopfabstreifen motiviert.

Bei den IS-Kämpfern handelt es sich also sowohl in ihrem Selbstwert als auch in der Einschätzung ihrer eigenen Kultur um tief verletzte Menschen. Der renommierte Historiker Götz Aly beschreibt in «Warum die Deutschen? Warum die Juden?», wie Fortschrittsscheu, Bildungsmangel und die ausgesprochene Freiheitsangst so viele Männer zur Mittäterschaft beim Massenmord an ihren Mitmenschen bewegen konnten. Während sich die jüdischen Deutschen für die Chancen der Moderne begeisterten und intellektuelle Erfolge in allen gesellschaftlichen Positionen verzeichneten, sumpfte die Mehrheit der vom Weltkrieg frustrierten jungen deutschen Männer in kollektiven Schuldzuweisungen gegen alles, was sie nicht waren, dahin. Dies



sind die identischen Antriebsfaktoren wie bei den Islamisten.

Die Islamisten bekämpfen also nicht den Westen, sondern vor allem sich selbst und ihre Religion. Ein Teil der arabischen Welt stellt sich öffentlich diesen Befunden – und riskiert damit das eigene Leben. So meinte Mohammed Habasch, ein ehemaliges Mitglied des Parlamentes in Damaskus und Islamgelehrter, in der *Zeit*: «Das Reden vom Kalifat war immer eine Ausflucht, um unser Versagen, unsere Niederlagen und Verluste zu rechtfertigen und unsere Unfähigkeit, mit der übrigen Welt mitzuhalten.» Islamisten können sich also nur selber heilen. Voraussetzung dazu sind der kritische Diskurs innerhalb der arabischen Welt und der radikale Bruch der Golfstaaten, der Türkei und Saudi-Arabiens mit dem IS.

Das führt uns direkt zu den IS-Profiteuren im Westen. Könnte es sein, dass der Westen die Barbarei des IS braucht, um von der eigenen Barbarei der Hedge-Funds und Ähnlichem abzulenken? Die Saudi-Araber sind als Geschäftsleute und Investoren hierzulande sehr beliebt. Schliesslich sieht man ihnen kaum an, dass sie mit ihren Moscheen und muslimischen Schulen überall einen Islamismus propagieren, der unser europäisches Mittelalter im Vergleich sehr hell leuchten lässt. Doch die Wegbereiter des IS lassen sich hierzulande gerne mit Lachsbrötchen und Champagner

hofieren. Sie tragen auch keine Bärte, sondern Anzüge und Krawatten. Was indessen nicht über ihre Ideologie hinwegtäuschen sollte.

Die Mittäterschaft des Westens besteht auch in der Banalisierung des Bösen, indem den Extremisten Propagandaplattformen für ihre Minderwertigkeitsideologie geboten werden. So lädt auch Roger Schawinski ausgerechnet einen Islamisten statt das Forum für einen fortschrittlichen Islam in seine Talkshow ein. Wer Folterer oder Propagandisten einer Men-

### «Die IS-Kämpfer sind eine Beleidigung für echten Fundamentalismus.»

schenshetzer-Ideologie medialen Raum gibt, dem sind Quoten offenbar wichtiger als Information und Aufklärung. Mehr IS-Propaganda geht nicht. Solche Inszenierungen verbauen den Islamisten im Westen den Weg zur vielfältigen Identität als Schweizer, Europäer und Muslim.

Wie im Dreissigjährigen Krieg schlachten sich in Syrien und im Irak die muslimischen Glaubensbrüder unterschiedlicher Richtung ab. Der jahrhundertalte Blutzoll Europas hat die Menschen hierzulande eines gelehrt: *Cuius regio, eius religio*, oder einfach: *Keep out!* Die arabische Welt ist momentan daran, ihren eige-

nen Weg zu gehen, und sie tut dies mit den Mitteln, die einem nichtfortschrittlichen Islam seit Jahrhunderten innewohnen. Sich hier mit Waffenlieferungen und humanitärer Hilfe einzumischen, zündet noch mehr Weltbrände und verschleiert die wahren Täter. Das hiesse aber auch, die Geschäftsbeziehungen mit den arabischen Potentaten auf ein absolutes Minimum zu reduzieren. Die Erdölabhängigkeit des Westens hat alle bürgerlichen Werte an die Islamisten verkauft. Es ist höchste Zeit, hier wieder Mass und Distanz zu gewinnen. Gleichzeitig darf der Islam hierzulande nicht jenen muslimischen Einrichtungen überlassen werden, die antidemokratische, sexistische und rassistische Positionen vertreten und diese zum «wahren Islam» erklären.

Der Kolumnist Achmad al-Sarraf meinte über die arabische Welt völlig frustriert, dass der einzige Weg eigentlich darin bestehe, die gegenseitige Abschachtung von Muslimen nicht durch christliche Präsenz zu stören. Er schrieb in der kuwaitischen Zeitung *Al-Qabas*: «Haut ab. Wir hassen euch. Wir wollen euch nicht mehr unter uns. Wir haben das alles satt. Fortschritt, Zivilisation, Offenheit, Toleranz, Liebe, Brüderlichkeit, friedliches Zusammenleben und Nachsicht. Haut endlich ab.»

Mit anderen Worten: unheilbar.

Regula Stämpfli ist Historikerin und Politologin.

## Doppelt so schnell, nur halb so teuer. Zufrieden oder Geld zurück!

Der schnellste Desktop-Drucker der Welt:<sup>1</sup> der HP Officejet Pro X – jetzt mit Geld-Zurück-Garantie. Kaufen Sie Ihren passenden Drucker der HP Officejet Pro X Serie mit HP PageWide-Technologie und sichern Sie sich dokumentenechte Ausdrücke bei doppelter Geschwindigkeit<sup>2</sup> und zur Hälfte der Kosten pro Seite<sup>3</sup> im Vergleich zu Laserdruckern. Sie werden von Ihrem neuen Drucker begeistert sein – überzeugen Sie sich selbst. Bei Nichtgefallen erhalten Sie innerhalb der ersten 90 Tage Ihr Geld zurück.\* Weitere Informationen finden Sie unter [hp.com/officejetpro](http://hp.com/officejetpro)



Make it matter.

Die HP Officejet Pro X Serie, schon ab CHF 439\*\*



Informieren Sie sich bei unseren HP Officejet Pro X Spezialisten:



tel : 041 799 09 09  
[www.arp.ch](http://www.arp.ch)



tel : 062 889 80 80  
[www.brack.ch](http://www.brack.ch)



tel : 044 575 96 00  
[www.digitec.ch](http://www.digitec.ch)



tel : 061 338 50 00  
[webshop.voegtli.ch](http://webshop.voegtli.ch)

<sup>1</sup> Angaben beruhen auf den veröffentlichten Höchstgeschwindigkeiten der Modelle HP X551dw und X576dw im Vergleich zu Laser- und Tintenstrahl-Desktop-Farb-MFPs unter CHF 1100.- und -Farbdruckern unter CHF 970.-; wie von Buyers Lab Inc. gemeldet (BLO WW Drucker-Datenbank 9. Mai 2014). Weitere Informationen unter [hp.com/go/printerspeeds](http://hp.com/go/printerspeeds). <sup>2</sup> Vergleich basiert auf dem schnellsten verfügbaren Farbdruckmodus laut Herstellerangaben (Stand: August 2013) und umfasst Farblaser-MFPs unter CHF 1100.- und Farblaserdrucker unter CHF 970.-, die im August 2013 erhältlich waren, basierend auf dem Marktanteil wie von IDC zum 2. Quartal 2013 gemeldet, sowie HP internen Druckertests im schnellsten verfügbaren Farbmodus (Test 4-seitiger Musterdokumente gemäss ISO 24734). Weitere Informationen unter [hp.com/go/printerclaims](http://hp.com/go/printerclaims). <sup>3</sup> Angaben basieren auf der Mehrzahl der Farblaser-MFPs unter CHF 1100.- und Farblaserdrucker unter CHF 970.-, Stand August 2013, wie von IDC zum 2. Quartal 2013 gemeldet. Der Vergleich der Kosten pro Seite mit Laser-Verbrauchsmaterial basiert auf den Herstellerangaben für Tintenpatronen mit der grössten Reichweite. Angaben zu den Kosten pro Seite für die HP Officejet Pro X Serie basieren auf dem geschätzten Verkaufspreis für die Tintenpatronen HP 970XL/971XL, der veröffentlichten erzielbaren Reichweite für Farbdruke und fortlaufendem Druck. Tatsächliche Preise und Reichweite können hiervon abweichen. Weitere Informationen unter [hp.com/go/learnaboutsupplies](http://hp.com/go/learnaboutsupplies). \* Die Aktionsbedingungen finden Sie hier: [hp.com/de/geld-zurueck](http://hp.com/de/geld-zurueck). \*\* EVK inkl. MwSt. © 2014 Hewlett-Packard Development Company, L.P. Die enthaltenen Informationen können sich jederzeit ohne vorherige Ankündigung ändern. HP haftet nicht für hierin enthaltene technische oder redaktionelle Fehler oder Auslassungen.

## Unrechtsstaat?

Von Henryk M. Broder — Neuer Auftrieb für die alte Diskussion um die DDR.



Pünktlich zum 25. Jahrestag des Falls der Berliner Mauer ist in Deutschland wieder eine Diskussion darüber ausgebrochen, ob die DDR ein «Unrechtsstaat» war oder nicht.

Es ist eine jener Debatten, die periodisch immer wieder geführt werden. Dazu gehören: Was waren die Gründe für den Ersten Weltkrieg? Wer hat den Reichstag angezündet? Hatte Hitler wirklich nur einen Hoden? Wer gab den Befehl zur Endlösung der Judenfrage? Und eben auch: War die DDR ein Unrechtsstaat?

Die Frage könnte man sehr kurz beantworten: Was sonst? Ein Staat, der es seinen Bürgern verbietet, das Land zu verlassen, und sie einmauert, ist ein Unrechtsstaat. Basta. Aber das wäre zu einfach. Denn meine deutschen Mitbürger lieben es, alles zu differenzieren und radikal zu hinterfragen. Könnte es sein, dass die DDR als Unrechtsstaat begonnen hatte und im Laufe der Jahre zu einem Rechtsstaat wurde? Oder war es eher umgekehrt? Führte der Weg vom Rechtsstaat zum Unrechtsstaat? War die DDR vielleicht nur ein wenig ein Unrechtsstaat? In einigen Punkten, wie etwa Reise- und Meinungsfreiheit, Wahlrecht, in anderen – Gleichstellung der Frauen – dagegen nicht?

Anlass der aktuellen Debatte ist die anstehende Regierungsbildung in Thüringen. Zum ersten Mal in der Geschichte der Bundesrepublik könnte dort der Spitzenkandidat der Linkspartei, der Nachfolgerin der SED, Ministerpräsident werden. Vorausgesetzt, die SPD und die Grünen helfen ihm dabei. Beide zieren sich noch ein wenig.

Nun hat sich der Fraktionschef und das Zugpferd der Linkspartei, Gregor Gysi, ein lupenreiner Demokrat mit einem abgelaufenen SED-Parteibuch unterm Kopfkissen, zu Wort gemeldet. «Wenn ich die DDR als Unrechtsstaat bezeichne, dann erkläre ich, dass die drei Westmächte das Recht hatten, die Bundesrepublik zu gründen, die Sowjetunion aber als Antwort nicht das Recht hatte, die DDR zu gründen.»

Das ist Winkeladvokatendeutsch. Wenn ich z. B. sage, dass Gysi mit der Stasi kooperiert hat, dann erkläre ich, dass die Stasi kein Instrument des staatlichen Terrors sein konnte, denn dann hätte Gregor Gysi sich bestimmt geweigert, mit der Stasi zu kooperieren. Oder hab ich da was missverstanden, Genosse Gysi?

## Finger weg von den Mieten

Von Silvio Borner — Die Anspannung auf dem Immobilienmarkt ruft die Politik auf den Plan. Ihre Rezepte sind verlockend, doch letztlich schaden sie dem Grossteil der Bevölkerung.

Unter dem Titel «Grundbedürfnisse» kümmert sich die Politik um immer mehr private Anliegen. Wollte man früher noch etwas gegen «Wohnungsnot» tun, steht heute «bezahlbarer Wohnraum» sogar für gehobene Ansprüche auf der Wunschliste. Hierfür verlässt sich der Staat auf zwei Instrumente: zum einen die Förderung des sozialen (lies subventionierten) Wohnungsbaus, zum anderen eine Verschärfung der Mietzinsregulierung. Neu will der Bundesrat die Bekanntgabe der bisherigen Miete bei Mieterwechseln für obligatorisch erklären. Vordergründig soll dies die Transparenz erhöhen, aber es ist offensichtlich, dass die eigentliche Absicht in der Verhinderung von Mietzins erhöhungen liegt.

Dabei funktioniert der Schweizer Wohnungsmarkt gut, wovon der im internationalen Vergleich sehr hohe Mietanteil von über sechzig Prozent zeugt. Zwar ist die Kosten- und Renditeregulierung innerhalb bestehender Mietverhältnisse relativ streng. Aber bei Mieter- und Eigentümerwechseln finden langfristige Marktanpassungen statt.

Bei jeder Anspannung im Immobilienmarkt steigt der politische Druck zu einer Verschärfung des Mietrechts, obwohl dies die falsche Stellschraube ist. Erstens kann ein Nachfrageüberschuss nur mit einer sinkenden Nachfrage oder einem steigenden Angebot nachhaltig korrigiert werden und eben nicht mit einem Preisdiktat. Zweitens beenden wirtschaftliche Stagnationsphasen den Nachfrageüberschuss jeweils sehr rasch.

### Vertrauen ist besser

Zudem gibt es gar keine akute Knappheit. Zwar sind die Mieten für Neumieter in einigen Regionen sehr stark gestiegen. Aber im schweizerischen Durchschnitt sind die Angebotsmieten seit 1970 weit weniger gewachsen als die Einkommen. Probleme bestehen vor allem in den Zentren Zürich, Genf und Basel. Hier ist nicht nur die Nachfrage stark gestiegen, sondern auch die regulatorischen Vorkehrungen gegen verdichtetes Bauen. Die wachsende Bedeutung des staatlichen oder genossenschaftlichen Sektors verzögert die Marktanpassungen zusätzlich.

Das Ziel ist offensichtlich eine Begrenzung der Mieten per se. Die internationalen Erfahrungen zeigen jedoch eindrücklich, welche extrem negativen Auswirkungen das haben

wird: Wohnungsmangel, Verwahrlosung des Mietwohnungsbestandes und eine rasch wachsende Eigentümerquote. Von der Regulierung begünstigt werden damit nicht alle Mieter, sondern nur diejenigen, welche das Glück (oder die erforderlichen Beziehungen) haben, eine regulierte oder staatlich subventionierte Wohnung zu erhalten.

Verlierer sind neben den Vermietern auch die Mieter auf dem freien Markt. Dabei handelt es sich um Zuzüger und junge Familien, welche eine neue, grössere Bleibe suchen. Eine zunehmende Abweichung der Kostenmiete von der Marktmiete wird langfristig, wie im Ausland beobachtbar, zu einem Verschwinden des privaten Wohnungsbaus führen.

Die aktuelle Anspannung an den Immobilienmärkten in den Zentren verleitet die Behörden zu einem fehlgerichteten Aktivismus. Erstens ist dieser angesichts der allgemeinen Lage grundsätzlich nicht angezeigt. Zweitens sollen

allfällige Massnahmen nicht auf eine weitere Beschränkung des Wohnungsangebots abzielen. Genau das ist im Moment aber der Fall. Neben den restriktiven Massnahmen am Mietwohnungsmarkt soll der Erwerb von Wohneigentum nämlich ebenfalls erschwert werden.

Dazu kommen noch raumplanerische Einschränkungen. Wie

eine solche Politik der Angebotsbeschränkung die Lage am Immobilienmarkt verbessern soll, bleibt ein Rätsel. Knappheit und Preissteigerungen werden am besten mit einem erhöhten Angebot oder einer reduzierten Nachfrage bekämpft, nicht mit der Erschwerung von Investitionen im privaten Wohnungsbau, was letztlich den (subventionierten) staatlichen Wohnungsbau auf den Plan ruft.

Gesund wäre etwas mehr Vertrauen in die Marktkräfte. Dass die Preise von Kapitalgütern und deren Renditen steigen, wenn die Nachfrage steigt, sollte in einer liberalen Marktwirtschaft eigentlich kein Problem sein.

Angesichts der grossen Bedeutung der Immobilienanlagen in den Portefeuilles der Pensionskassen und Lebensversicherer sollte zudem allen klar werden, dass die staatlichen Eingriffe nicht bloss eine kleine Gruppe von Eigentümern treffen. Vielmehr wird dem wichtigsten Teil unserer Ersparnisse die Chance auf eine ansprechende Rendite verbaut.



## Oppositionsgefühle in Amerika

Von Hansrudolf Kamer — Einen Monat vor den Kongresswahlen sind die Republikaner im Aufwind. Die Demokraten leiden unter der sinkenden Popularität ihres Präsidenten und unter einer schwachen Wirtschaft.



Die amerikanische Politik hat einen schnelleren Herzschlag als die europäische. Alle zwei Jahre wird das gesamte Repräsentantenhaus gewählt – 435 Abgeordnete. Ausserdem wird ein Drittel des Senats

erneuert. Schliesslich werden 38 Gouverneure gewählt und 46 Legislativen in den Einzelstaaten. Lokalwahlen und Abstimmungen ergänzen das Bild.

Sinn des hohen Rhythmus war nach Meinung der Verfassungsväter die Volksnähe. Die Stimmung im Wahlvolk sollte schnell auf die Politik durchschlagen und frühzeitig allfälligen Widerstand gegen die geführte Politik sichtbar machen. Die gemächlichere Gangart für den Senat sollte einen Ausgleich schaffen und mehr Raum für Nachdenken und Debattieren einräumen.

Zeit zum Nachdenken nehmen sich die Senatoren kaum mehr. Noch unter den Präsidenten Reagan und Bush senior waren Senat und Repräsentantenhaus ein Hort von Individualisten und Regionalisten, die sich recht oft um eine Parteilinie fochten. Das gab viel Raum für Verhandlungen und Kuhhandel. Die erfolgreiche TV-Serie «House of Cards», die das britische Vorbild amerikanisiert, spiegelt noch diese vergangene politische Welt. Heute herrscht fast preussische Disziplin und zunehmend Schablonendenken.

Der Präsident und seine Administration haben den Kongress zurückgedrängt. Den Demokraten ist es auch gelungen, im Senat dem Filibuster die Zähne zu ziehen und damit der jeweiligen Minderheitspartei ein wichtiges Oppositionsinstrument zu entwenden. Sollten die Republikaner die Mehrheit gewinnen, werden sie diese «Reform» aber sicher nicht rückgängig machen.

Zurzeit sieht es so aus, als ob die Republikaner auch im Senat die Mehrheit erringen könnten. Gegenwärtig verfügen die Demokraten über 53 Sitze, die Republikaner über 45. Zwei Unabhängige stimmen jeweils mit den Demokraten. Im Repräsentantenhaus stehen bei drei Vakanzen 233 republikanischen 199 demokratische Sitze gegenüber. Hier wird kein Wechsel der Mehrheitsverhältnisse erwartet.

Die Republikaner verdanken ihre Erfolgsaussichten aber nicht ihrer überzeugenden politischen Argumentation, sondern ganz einfach nur der Tatsache, dass sie nicht Demokraten sind. Ausserdem begünstigt sie die zahlenmässige Ausgangslage: Zu den turnusgemässen 33 Senatssitzen, die zur Wahl stehen, kommen drei weitere, die wegen Vakanzen besetzt werden müssen. Von diesen 36 haben die Demokraten 21, die Republikaner nur 15 zu verteidigen.

Der Grand Old Party ist es nicht gelungen, einen breiten Reformkonservatismus mit traditionellen Wertvorstellungen und wirtschaftlichen Wachstumsperspektiven zu vermitteln. Das wäre eine Erfolgsmischung, die den Demokraten Alpträume verursacht und ihnen viele Wähler abspenstig machen könnte.

Der Grund für diese Unterlassung ist einfach. Die Parteiführung und die etablierten Politiker mussten die politischen Explosivkörper entschärfen, die ihnen der Tea-Party-Flügel regelmässig in den Weg legte. Die Minenräumung war zwar recht erfolgreich, denn den rebellischen Alles-oder-nichts-Kämpfern gelang es kaum mehr, in den parteiinternen Vorwahlen ihre Kandidaten durchzubringen.

Erkauft wurde dieser taktische Erfolg mit politischer Inhaltsleere. Sollten die Republikaner im November schliesslich in beiden Kon-

gresskammern die Mehrheit haben, hätten sie kein fassbares politisches Mandat, irgendetwas umzusetzen. Ihr Gewinn wäre allein der Opposition geschuldet. Das wäre wohl nicht ideal, aber das Meiste in der Politik ist relativ.

Bei den Demokraten sieht es nämlich nicht viel besser aus. Die demokratische Wählerbasis zeigt Risse, die nicht nur bei den *midterm*-Wahlen mit ihrer traditionell geringen Stimmbeteiligung, sondern vor allem bei den Präsidentschaftswahlen 2016 sichtbar werden könnten. Diese Basis umfasst die meisten Schwarzen, Latinos, unverheiratete weisse Frauen und viele wohlhabende Berufstätige in Städten und Vororten.

### Taktisch siegen

Viele Latinos können mit kosmopolitischen Wertvorstellungen, wie sie die progressiv-elitäre Parteispitze um Obama ausstrahlt, wenig anfangen. Sie wären geborene Republikaner, wenn diese nur etwas freundlicher wären. Und die demokratischen Eliten, viele Wall-Street-«one percenter», die unter Obama floriert haben, sperren sich gegen Versuche der Parteilinken, den Reichtum umzuverteilen. Nicht alle von ihnen streuen sich Asche aufs Haupt wie der superreiche Warren Buffett.

Viele Demokraten sehen der kommenden Niederlage im November mit offenen Augen entgegen und trösten sich mit der Feststellung, dass die Republikaner eigentlich nicht bereit fürs Regieren sind. Man könne sich zurücklehnen und zusehen, wie sie sich selber zerstören. Das wäre die Bühne, auf der Hillary Clinton triumphieren und 2016 ins Weisse Haus einziehen könnte. Der alte Spruch lautet: «Auf den Ranzen kriegen heisst taktisch siegen.»



Geborene Republikaner: junge Latinos.

Mörgeli

## Mit Platon gegen Blocher

Von Christoph Mörgeli

Mit dem griechischen Philosophen Platon (428–348 v. Chr.) beschäftigen sich eigentlich fast nur noch Gymnasiallehrer. Neuerdings erfährt der antike Denker aber eine Renaissance dank der Philosophen-Zeitung *Blick*. Und natürlich dank dem dort breit zitierten Ex-Unternehmer Hansjörg Wyss (79). Das erstaunt. ETH-Bauingenieur Wyss, der sich gerne über seine mangelnden schulischen Leistungen lustig macht, war bislang nicht als Platon-Kenner bekannt. Und schon gar nicht als Anhänger von dessen platonischer Liebe.

Wenn neuerdings ein gemäss *NZZ am Sonntag* «ruppiger, kantiger, wortkarger Berner Dickhädel» den Philosophen Platon zitiert, muss es sich um Altersweisheit handeln. Oder um Ghostwriter. In der Tat hat die platonische Medienkonferenz zu den entsetzlichen Folgen der Massenzuwanderungsinitiative die Forschungsagentur Euresearch organisiert. Dies ist eine vom Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation bezahlte PR-Agentur zur Propagierung der EU-Bildungsbükratie. Stimmungsmache der Verwaltung gegen Abstimmungsentscheide des Souveräns gehört heutzutage zum tristen Alltag in Bundesbern.

Nun also hat die Agentur Euresearch mit dem früheren Synthes-Präsidenten Hansjörg Wyss einen Referenten gefunden, der, wie auf dem Manuskript vorgesehen, brav Platon zitierte. Und der, weil er gegen Blocher, die SVP und die Volksmehrheit wetteuert, von unseren Medien als glaubwürdiger Vertreter einer offenen Schweiz abgefeiert wurde. Nun lebt der zehnfache Milliardär Wyss seit vielen Jahren im US-Bundesstaat Wyoming auf einem Grundstück, das ungefähr der Grösse des Kantons Uri entspricht. Der Dichtestress ist nicht wirklich sein Problem.

Wyss spürt nichts davon, dass heute pro Jahr 100 000 Menschen zuwandern – genau gleich viel, wie die Schweizer Armee Soldaten umfasst. Die Medizinalfirma Synthes hat er übrigens in der 34-jährigen Zeit der Kontingente zu globalen Erfolgen geführt. Was meint Platon zur Massenzuwanderung? «Nur was nach Ordnung, Mass und Gesetz geschieht, erzeugt Gutes.» Die Personalfreizügigkeit diskriminiert alle ausserhalb der EU. Will Wyss lieber rumänische als amerikanische Forscher? Seine Firma verkaufte er nicht im EU-Raum, sondern dem US-Konzern Johnson & Johnson. Dazu Platon: «Die schlimmste Art der Ungerechtigkeit ist die vorgespielte Gerechtigkeit.»

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Bodenmann

## Wyss gegen Blocher

Von Peter Bodenmann — Ist Wyss ein öffentlichkeitsscheues Weichei, das sich leicht einschüchtern lässt?



Kontonummer PC 85-445754-9: Wyss, Blocher.

Der Unternehmer Hansjörg Wyss hat ein paar bedenkenswerte Dinge zur Schweiz und zu Europa gesagt. Das stösst im rechten Lager sauer auf. Und gleich wird auf den Mann geschossen:

**Vorwurf 1** — Wyss habe dem Professor und Chirurgen Maurice E. Müller die Ideen geklaut. Und mit dessen Wissen Geld gemacht. Professoren dokumentieren ihre Arbeiten und Fortschritte wie *Häftlimacher*. Sie können nachweisen, was sie wann und wo erfunden haben. Alle Rechtswege standen und stehen ihnen offen. Müller war alles, nur kein Opfer. Genauso wenig wie die Familie Oswald, der Blocher einst die Ems-Chemie abgekauft hatte.

**Vorwurf 2** — Wyss habe von der Unternehmenssteuerreform II profitiert. Diese haben Christoph Blocher und Hans-Rudolf Merz in Bern durchgedrückt. Merz hat das Volk nachweislich stinkfroh angelogen. Nur deshalb gewann das Duo Blocher/Merz die Volksabstimmung. Die Bürgerlichen weigern sich seit Jahr und Tag, diesen inzwischen offensichtlichen Volksbetrug zu korrigieren. Wyss hat mit all dem nichts zu tun. Er profitiert – ohne geringstes Zutun – von der unsozialen Steuerpolitik der Herren Merz und Blocher.

**Vorwurf 3** — Die Zuwanderung erhöhe nicht die realen Einkommen. Weil die Produktivität nicht ansteige und der Lohndruck zunehme. Alles nicht falsch, aber man muss die Ursachen



beim Namen nennen: Die SVP war gegen einen Mindestlohn von 4000 Franken. Die SVP schützt die unproduktiven Bauern direkt und indirekt mit jährlich acht Milliarden Franken. Die SVP verteidigt die Kartelle, verhindert mehr Wettbewerb und bremst so Strukturwandel und Steigerung der Produktivität. Die SVP ist die grösste Produktivitätsbremse der Schweiz.

Der 79-jährige Wyss ist – wenn wir der *Bilanz* glauben wollen – doppelt so reich wie die Blochers. Die in der Sache nicht nachvollziehbaren Angriffe auf ihn haben ein Ziel: Der Milliardär soll zum Schweigen gebracht werden. Verhindern will man, dass Wyss die noch etwas versprengten Freunde der Bilateralen so grosszügig unterstützt wie Christoph Blocher die SVP und deren Vorfeldorganisationen. Kommt es politisch zum Match *Stützli*-Wyss gegen *Stützli*-Blocher? Oder ist Wyss ein öffentlichkeitsscheues Weichei, das sich leicht einschüchtern lässt?

Wyss müsste als Erstes die Kampagne von Niggi Scherr gegen die pauschalbesteuerten Ausländer mitfinanzieren. Kontonummer PC 85-445754-9. Weil russische Oligarchen noch weniger Steuern bezahlen als Schweizer Milliardäre. Weil weniger Oligarchen weniger Zuwanderung bedeuten. Und weil der Polit-Geograf Hermann der neu auch von Milliardären unterstützten Initiative gute Chancen einräumt.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

## Auflage, Leser, Leser pro Ex.

Von Kurt W. Zimmermann — Der *Blick* ist die beliebteste Zeitung des Landes. Dazu eine kleine Einführung in die Medienstatistik.

Jedes Jahr im Oktober steigt in der Presse die Party des Selbstbetrugs. Im Oktober nämlich erscheinen die neusten Auflagezahlen. Die Auflagen sinken – wie immer. Sie müssen darum kräftig schöneredet werden.

Der *Tages-Anzeiger* verliert also Auflage, jubelt sich aber als «die meistverkaufte Tageszeitung». Die *Neue Zürcher Zeitung* verliert Auflage, sieht aber «den negativen Trend abschwächen».

Interessanter als die Auflage ist die Leserzahl. Regelmässige Leser sind eher ein Erfolgsfaktor als die verkaufte Auflage. Die Leserzahl wird zweimal jährlich mit einer Umfrage bei 20 000 Konsumenten erhoben.

Noch interessanter als die Auflage und die Leserzahl ist jedoch das Verhältnis dieser beiden Werte. Leserzahl geteilt durch Auflage ergibt die Anzahl Leser pro Exemplar.

Die Anzahl Leser pro Ex. ist der wichtigste Indikator in der Medienstatistik. Er ist so etwas wie ein Beliebtheits-Indikator.

Schauen wir also einmal, durch wie viele Hände unsere Blätter jeweils gehen. Wir betrachten die verbreitete Druckauflage und die Leserzahlen ausgewählter Tageszeitungen, Sonntagsblätter und Magazine.

Titel	Auflage	Leserzahl	Leser pro Ex.
<i>20 Minuten</i>	710 000	1 540 000	2,2
<i>Tages-Anzeiger</i>	167 000	473 000	2,8
<i>Blick</i>	163 000	667 000	4,1
<i>St. Galler Tagblatt</i>	126 000	290 000	2,3
<i>NZZ</i>	105 000	255 000	2,4
<i>Sonntagszeitung</i>	200 000	631 000	3,2
<i>Sonntagsblick</i>	188 000	760 000	4,0
<i>NZZ am Sonntag</i>	120 000	415 000	3,5
<i>Schw. Illustrierte</i>	186 000	712 000	3,8
<i>Annabelle</i>	70 000	242 000	3,5
<i>Weltwoche</i>	57 000	231 000	4,1

Es ist klar, dass *20 Minuten* von allen Titeln am wenigsten Leser pro Exemplar vorweisen kann. Im Tram oder im Büro greift jeweils etwas mehr als ein zweiter Leser zu. Erstaunlich ist allerdings, dass auch klassische Tageszeitungen wie das *St. Galler Tagblatt* und die *NZZ* nur minim mehr Leser pro Exemplar als das Gratisblatt erreichen. Das spricht nicht gerade für ihren Qualitätsanspruch. Deutlich besser im Rennen liegt hier der *Tages-Anzeiger*.

Nummer eins jedoch ist klar der *Blick*. Jedes ausgelieferte Exemplar geht durch mehr als vier Hände. Der *Blick* ist damit die beliebteste, weil abgegriffenste Zeitung der Schweiz. Die



Der *Blick* ist ein seltenes Paradox.

hohe Nutzung erklärt sich auch dadurch, dass das Boulevardblatt in vielen Restaurants und Bars aufliegt.

Auch die Sonntagstitel kommen auf hohe Leserzahlen pro Exemplar. Hier spielt der Familieneffekt. Man abonniert das Blatt, dann lesen sonntags Vater, Mutter und Teenager. Vielleicht schauen noch der Onkel und die Schwiegermutter herein.

Auf ähnlich hohe Werte kommen die Magazine. Hier spielt weniger der Familieneffekt als der Vorzimmereffekt. Titel wie *Schweizer Illustrierte*, *Weltwoche* und *Annabelle* liegen in vielen Wartezimmern von Ärzten, Anwaltskanzleien, Banken und Coiffeursalons auf. Das steigert natürlich die Anzahl der Leser pro Ex.

Der Magazin-Spitzenreiter *Weltwoche* profitiert, genauso wie der Zeitungs-Spitzenreiter *Blick*, zudem von seinem kontroversen Journalismus. Man muss die beiden offenbar gelesen haben, auch wenn man ihren Stil nicht mag.

Beim Spitzenreiter der Zeitungen ist zuletzt die Auflage beträchtlich gesunken. Der *Blick* verlor allein in den letzten fünf Jahren 70 000 Stück. Bei der Leserzahl hingegen hat das Blatt im Fünfjahresvergleich sogar leicht zugelegt.

Für die beliebteste Zeitung der Schweiz gilt darum ein seltenes Paradox. Man liest sie gern, aber man kauft sie ungern.

## Der Dreier

Von Beatrice Schlag — Männer und ihre Probleme.

An einem Fest traf ich vor ein paar Tagen einen alten Freund, der viel Glück bei Frauen hat. Er stellte mir einen ebenfalls sehr ansehnlichen Bekannten vor und sagte hinterher: «Der kann jede Frau haben, die er will. Aber er trauert immer noch seiner Ex-Frau nach, obwohl die meisten, die er seither gehabt hat, viel schöner waren. Aber sie hatte Biss.» Warum erzählte er das? Was meinte er? «Ich habe, seit ich wieder Single bin, viele Frauen kennengelernt», antwortete er. «Aber einfach mit Frauen zu schlafen, die man nicht wirklich kennenlernen will, ist anstrengend.»

Auf dem Weg zur Tramhaltestelle stellten sich mir zwei junge Männer in den Weg. Es wirkte nicht bedrohlich. Ausserdem war der Platz noch voller Leute. Der eine hatte ein Gesicht wie ein Pfirsich, sehr hellhäutig und rotbackig. Er war höchstens siebzehn. Wie der weiche, helle Flaum auf Oberlippe und Wangen verriet, hatte er noch nie einen Rasierer benutzt. Der andere war ein paar Jahre älter und hatte einen ziemlich schütterten Bart. Beide waren ungewein freundlich. «Nur einen Moment», sagte der Pfirsich, «wir würden sehr gerne mit Ihnen einen Dreier machen.» Der Ältere sagte: «Er ist ein wenig betrunken, aber glauben Sie mir, Sie würden es nicht bereuen. Wir wären ganz sanft mit Ihnen.» Der Jüngere suchte nach überzeugenderen Argumenten: «30 Zentimeter Penis, wann kriegen Sie das wieder? Erst in den Mund, dann von hinten. Aber nicht grob, wir sind nicht grob.» Keiner der beiden fasste mich an. Die Diskrepanz zwischen ihrer Höflichkeit, ihren sanften Stimmen, dem respektvollen Sie und dem Porno-Drehbuch, das sie aufsagten, war unreal. Sie klangen wie Missionare, die mich von etwas sehr Dringlichem überzeugen mussten. Die Wangen des Pfirsichs glühten inzwischen vor Eifer, während der Bärtige zu den zusehends kühner werdenden Dreierfantasien immer wieder sagte: «Alles ganz sanft, wirklich.» Und dass ich viel älter sei, mache auch nichts. Als ich dennoch nein sagte, sahen sie mich ungläubig an. Der Pfirsich fragte, ob er mir zum Abschied wenigstens an den Busen greifen dürfe. Auch das zweite Nein wurde ohne Diskussion akzeptiert. Kaum daheim, schrieb ich die Geschichte auf, weil ich wusste, ich würde sie mir am nächsten Tag nicht mehr glauben.



## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man der dreissig Jahre älteren Tante sagen, dass sie gut aussieht? Ich frage, weil ich nach der Überbringung dieses ehrlich gemeinten Kompliments eine irritierte Reaktion kassierte. *Thomas Zahner, Berikon*

Ja. Aber es empfiehlt sich, so gezielt wie möglich zu complimentieren. Eine Feld-Wald-und-Wiesen-Nettigkeit wie «Du siehst toll aus!» kann von einer empfindlichen Person nämlich durchaus als «Für eine alte Schachtel siehst du nicht schlecht aus» interpretiert werden. Seien Sie konkret: «In diesem Kleid passt du glatt aufs Cover der *Vogue*.» Oder: «So wie du in Form bist, machst du Karate Kid Konkurrenz.» Vergessen Sie auch nicht, dass sich als unverfänglichstes Thema immer das Wetter anbietet.

*Sacha Verna*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«De Wecks Leistung ist vielmehr sein Talent, die Politiker dieses Landes von einer expansiven Service-public-Idee überzeugt zu haben.» *Jürg Dangel*

### Mittelentzug

Nr. 40 – «Der talentierte Monsieur de Weck»; Kurt W. Zimmermann über den SRG-Generaldirektor

Gerne lese ich die stets gut formulierte Medienkolumne von Kurt W. Zimmermann. Das Loblied auf den amtierenden SRG-Generaldirektor kann ich allerdings nicht mitsingen.

Wem eine freiheitliche, wettbewerbsorientierte, auf Meinungsvielfalt ausgerichtete Medienlandschaft Schweiz vorschwebt, kann den völlig überdimensionierten Koloss SRG nicht gutheissen. Die Leistung von Roger de Weck ist vielmehr sein Talent, die Politiker dieses Landes von einer expansiven Service-public-Idee überzeugt zu haben. Viele dieser Politiker finden an einer starken SRG Gefallen, weil sie die Plattformen der staatlichen Medien für ihre eigene Profilierung nutzen wollen.

Auf dem Internet-Markt sind auch kleinere Medienunternehmen in der Lage, zur Informations- und Meinungsvielfalt beizutragen. In dieser Internet-Welt brauchen wir keinen dominanten, über Zwangsgebühren finanzierten Staatskoloss SRG. Mit heute schon 1,2 Milliarden Gebührengeldern muss vielmehr die Frage gestellt werden, welche Leistungen der SRG aus dem Service public zu entlassen sind. Ein Mittelentzug bei der SRG wird den Wettbewerb auf dem Medienmarkt Schweiz fördern.

*Jürg Dangel, Küsnacht*

### Unbegreifliche Berichterstattung

Nr. 40 – «Realismus»; Editorial von Roger Köppel

Die *Weltwoche* nervt mich und viele meiner Freunde, von denen ich das Blatt empfohlen bekommen habe, immer mehr mit ihrer unbegreiflichen Pro-Putin-Berichterstattung. Stossend finde ich besonders auch, dass in der Wolle gefärbte Kommunisten und Opportunisten wie Gregor Gysi eine Plattform erhalten, um ihre mit Putins Desinformationsmaschine deckungsgleiche Propaganda zu verbreiten. Kritiker Putins wie etwa Michail Kasjanow, von 2000 bis 2004 Regierungschef, somit nach Putin zweiter Mann im Staat und heutiger Oppositionspolitiker, werden totgeschwiegen. Im *Focus* widerspricht Kasjanow diese Woche der unter anderem in der *Weltwoche* immer wieder kolportierten Einschätzung, die westlichen Sanktionen zeitigten keine Wirkung: «Sie beschleunigen den Zusammenbruch. [...] Die Lage ist jetzt schon sehr schlecht. [...] Ich erwarte den Kollaps in einem Jahr. [...] Wenn der Westen jetzt die

Sanktionen lockert, kommt das bei ihm als Zeichen der Schwäche an.» Und als Einladung, weitere Gebiete zu destabilisieren und völkerrechtswidrig zu annektieren. Das ist Realismus, und da muss man auch als neutraler Schweizer Farbe bekennen, selbst wenn gewisse finanzielle Vorteile auf dem Spiel stehen.

*Jörg Weber, Meilen*

### «Alles andere ist Kredit»

Nr. 40 – «Das Gold-Idyll»; Ernst Baltensperger über den Goldstandard

Der Autor stellt gute Überlegungen zum Goldstandard an. Wie «flexibel» Regierungen gültige Regeln auslegen, aushebeln, lässt sich ja an den Maastricht-Kriterien (Staatsverschuldung, Neuverschuldung) sehr genau ablesen. Kein einziger EU-Staat hält sich daran! Die Abschaffung des Goldstandards durch den damaligen US-Präsidenten Richard Nixon im Jahre 1971 war nichts anderes als eine freie Lizenz zum Gelddrucken (*fiat money*).

Was hat der Goldstandard bewirkt? 1.) Sämtliche Länder, die dieses System (Goldstandard) kannten, erfreuten sich wirtschaftlicher Prosperität, einer stabilen Währung, gesunder Staatsfinanzen. 2.) Alle Länder, die den Goldstandard hatten, waren *nie* zahlungsunfähig. 3.) Der Goldstandard hat die Menschen in diesen Ländern sehr wirkungsvoll vor den Launen der Politik geschützt. Die Punkte 1 und 2 kann man in der Geschichte nachlesen. Punkt 3 steht im Kontext zu den ersten zwei Punkten. So gesehen ist klar, dass die Politik das Gold hasst. John Pierpoint Morgan (Gründer der heutigen J. P. Morgan Chase) hat es auf den Punkt gebracht: «Die einzige wirkliche Weltwährung seit über 3000 Jahren ist Gold. Alles andere ist Kredit.» Ob die beiden Schrottwährungen US-Dollar und Euro in 3000 Jahren noch leben, darf bezweifelt werden.

*Jürg Aeschbacher, Moosseedorf*

### Entscheidend ist das Abwehrrecht

Nr. 40 – «Ein Achselzucken»; Wolfgang Koydl über die EU

Laut dem Artikel kann die Schweiz in Bezug auf die EU nur verlieren, egal, ob sie sich fürs Mitmachen oder Abseitsstehen entscheidet. Als FDP-Mitglied, das sich der Freiheit gegenüber verpflichtet fühlt, möchte ich dieser Optik mit aller Entschiedenheit widersprechen. Es mag durchaus sein, dass zum Beispiel achtzig Prozent der eingeführten Gesetzesänderungen in Brüssel aufgegleist werden. Man

muss das Rad ja nicht jedes Mal neu erfinden. Entscheidend ist nicht, ob wir EU-Recht übernehmen. Entscheidend ist, dass wir uns jederzeit die Möglichkeit offenhalten, EU-Recht, das wir nicht übernehmen wollen, auch nicht übernehmen zu müssen! Der Fachausdruck dafür ist «Abwehrrecht». Das Recht also, nicht übernehmen zu müssen, was wir nicht übernehmen wollen. Wenn wir dieses Recht verteidigen, nötigenfalls mit allen Mitteln, dann haben wir im Sinne der Bundesverfassung nicht verloren. Erst wenn wir durch unkluge institutionelle Verträge das selektive, potenzielle Abwehrrecht gegen ausländisches Recht aufgeben, dann hätten wir in der Tat verloren – nämlich die Freiheit!

*Hermann Dür, Burgdorf*

### Überrissener Lehrplan 21

Nr. 40 – «Gestohlene Lebenszeit»; Interview mit Konrad Paul Liessmann

Treffliche und deutliche Worte von Konrad Paul Liessmann – und sie machen noch etwas klar: In der Schweiz, wo etliche Städte und Gemeinden mehr als jeden zweiten Steuerfranken ins Bildungskässeli fliessen lassen, müssen derart einschneidende Weichenstellungen im Schulwesen wie etwa neue Lehrpläne dem Souverän zwingend zur Abstimmung vorgelegt werden. Es scheint aber, dass gewisse

Bildungspolitiker und Schreibtischtäter den ideologisch verfehlten und sprachlich über-rissenen Lehrplan 21 am Volk vorbeischmugeln und den Pädagogen diktatorisch verordnen wollen. Jetzt ist die Politik auf allen Ebenen gefordert. Weil ansonsten neben dem missratenen Lehrplanwälzer auch noch die Demokratie in Schiefelage gerät.

*Max Knöpfel, Pfäffikon ZH*

### Blitzrecherche

Nr. 39 – «Mehr Lohn, weniger Geist»; Philipp Gut über Schweizer Universitäten

Dass die Qualität des Journalismus nicht unbedingt mit der Besoldung zusammenhängen muss, dafür liefert Herr Gut mit seinem Artikelchen gleich selbst ein entlarvendes Beispiel. Ohne auch nur ein Wort über die länderspezifischen Lohnniveaus zu verlieren, vergleicht der Autor Uni-Rankings und Professorenbesoldungen. Bei einer Blitzrecherche (ohne Anspruch auf hohe Zuverlässigkeit) zu Journalistenlöhnen bin ich auf die folgenden Zahlen gestossen. Das Jahreseinkommen in Schweizer Franken von festangestellten Journalisten beträgt: Schweiz 86 400 (2006), Deutschland 45 000 (2009), USA 35 040 (2014). Leider habe ich keine Angaben zum weltweiten Ranking oder Impact von renommierten Wochenzeitungen gefunden. Solche

Recherchen überlasse ich gerne den Profis von der schreibenden Presse.

*Urs Spahr, Laupen*

### Weltwoche allgemein

Es ist doch einmal angebracht, ein Lob auf die hinteren Seiten der *Weltwoche* aussprechen, die in den Leserbriefen meist unerwähnt bleiben, aber von allen gelesen werden, die Riesenspass machen und mit dem «Denkanstoss» die Hirnzellen herausfordern.

*Anthony van Hoboken, Küsnacht*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förllibuckstrasse 70, Postfach,  
8021 Zürich.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



# MEHR

## TREUE MEHR EXTRAS

Buchen Sie Flüge, Hotels oder Ferien und sichern Sie sich mit unserem neuen Treueprogramm bis zu **5% Cash-Guthaben**, sofort einlösbar für Hotelübernachtungen. Jetzt Mitglied werden und profitieren.

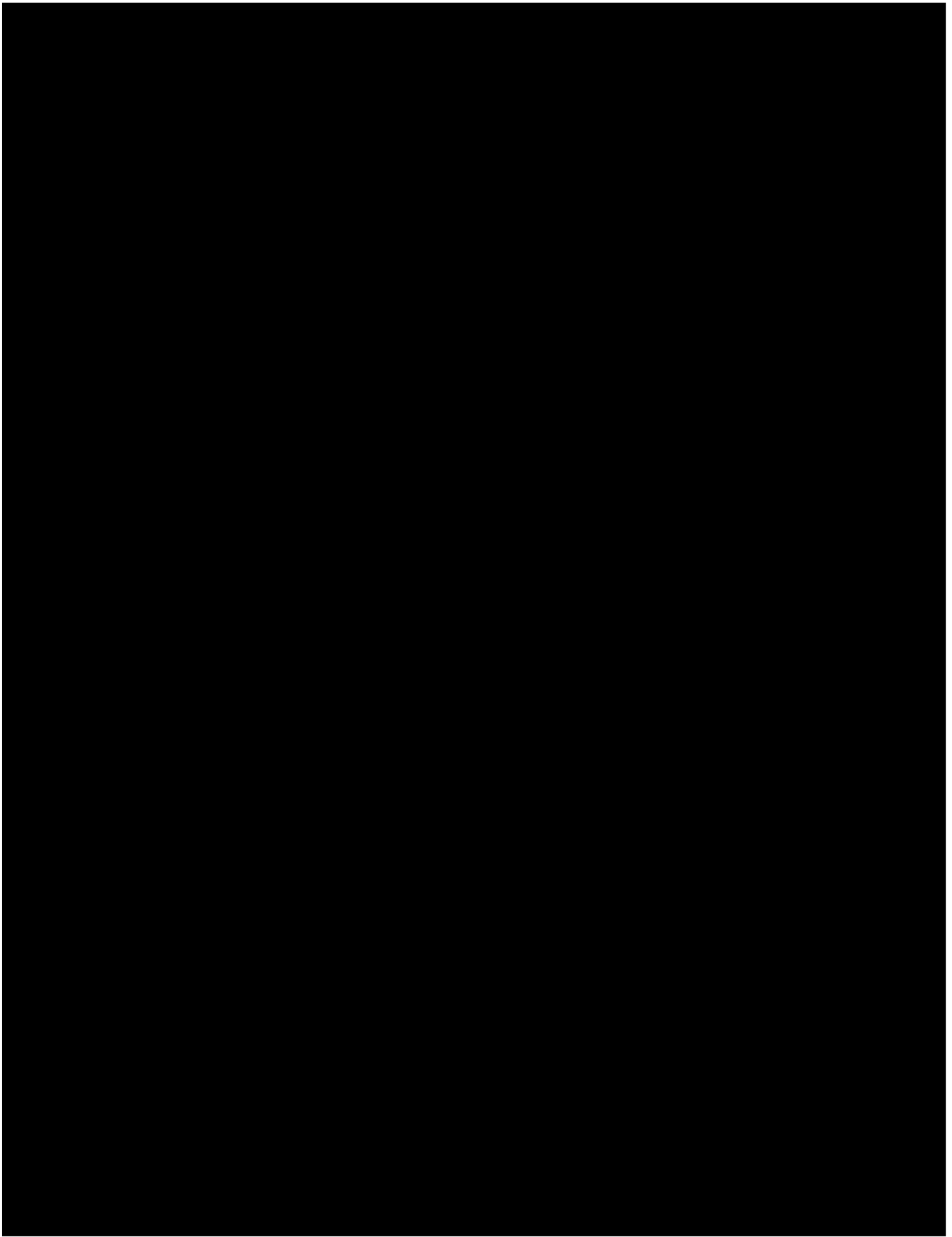
EXTRA  
GUTHABEN

CHF **25.-**  
Bei Flugbuchung bis 31. Oktober\*

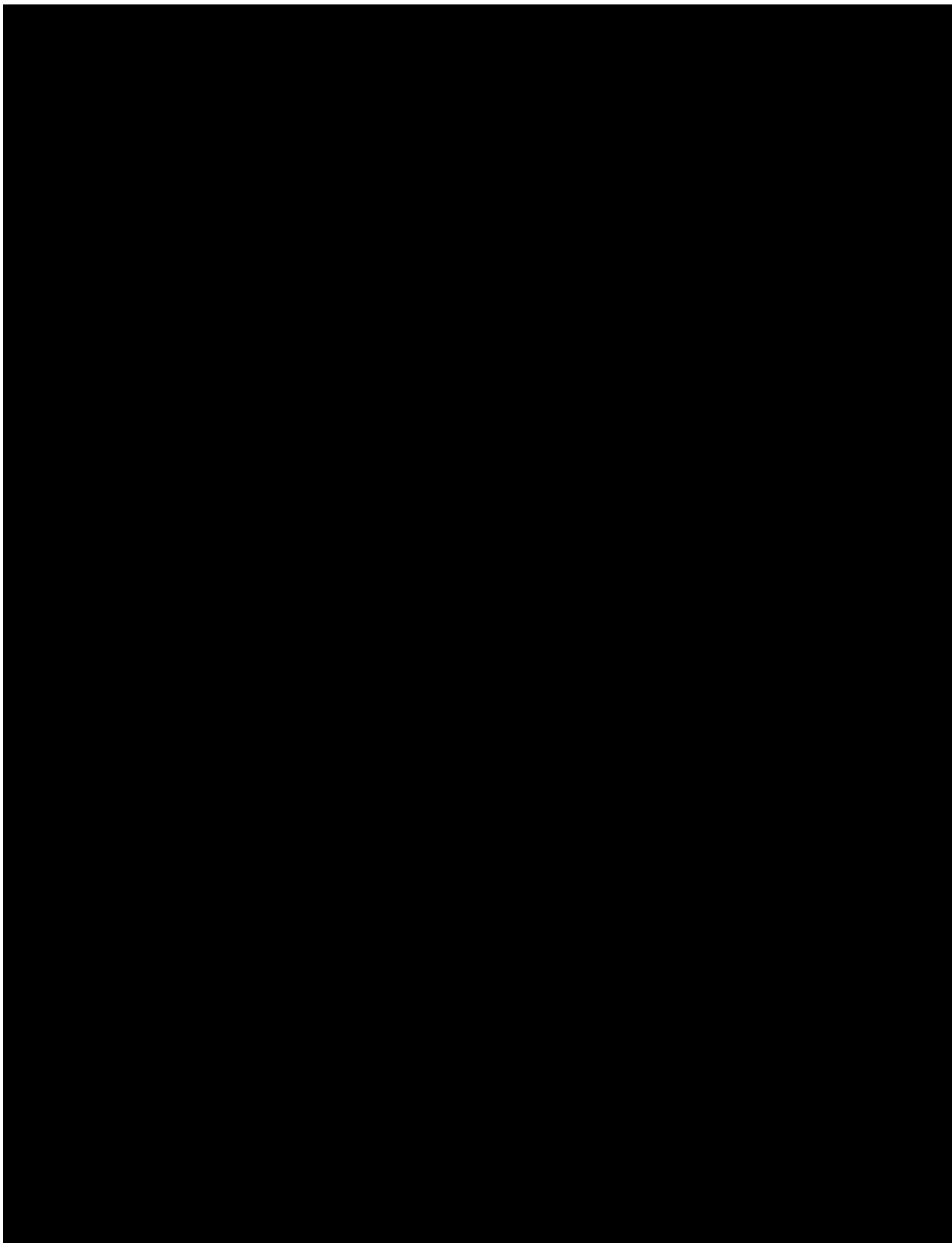
ebookers  
**BONUS+**  
TREUEPROGRAMM

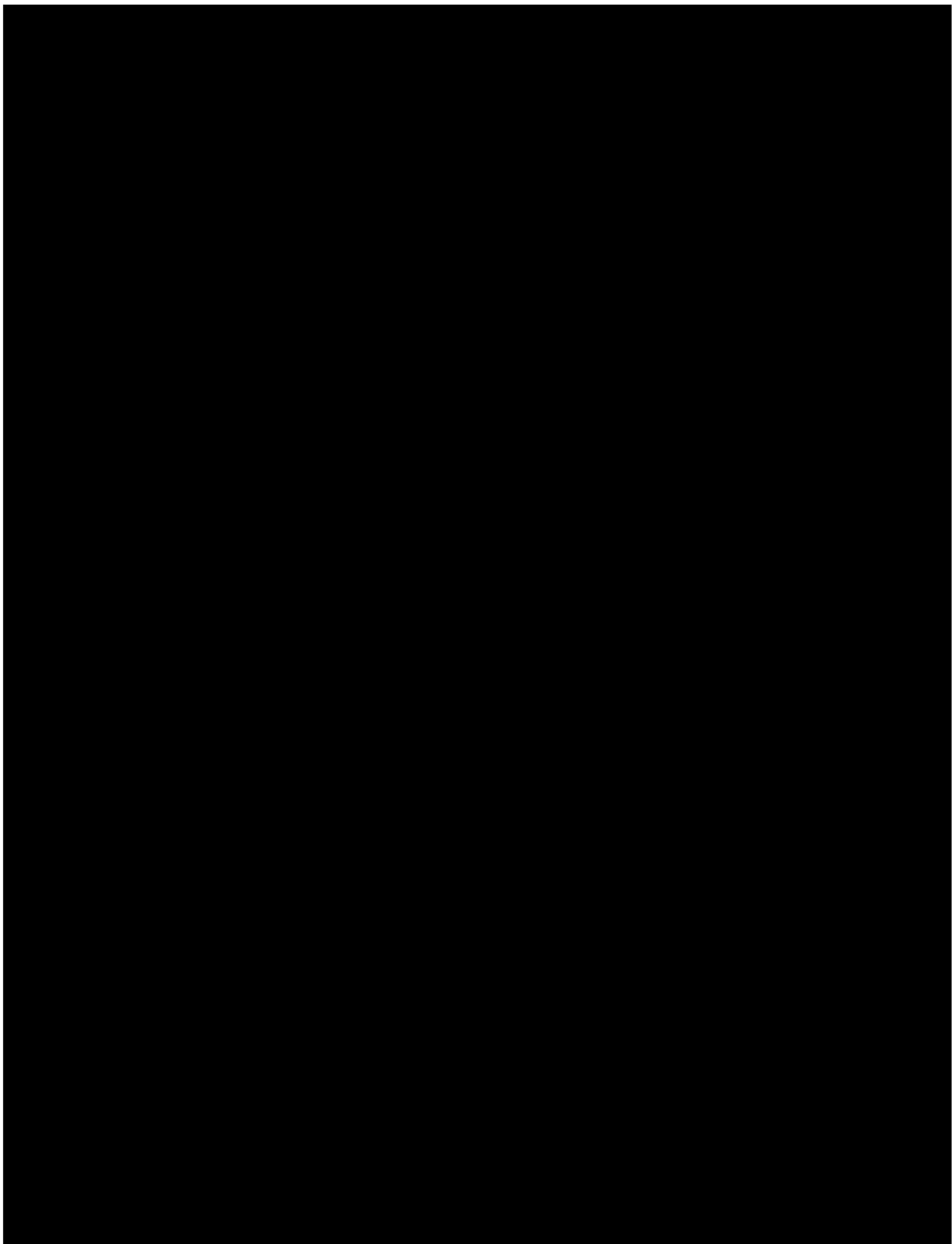
**ebookers.ch**  
mehr reisen. mehr wert

\*Extra-Guthaben nur für Nur-Flug-Buchungen vom 22.09. bis 31.10.2014. Verfällt nach 30 Tagen bei Nichtanspruchnahme. Nicht übertragbar, keine Barauszahlung. Weitere Angaben zur Aktion in den Geschäftsbedingungen des Treueprogramms von ebookers.ch.











«Rein wissenschaftlich»: Dekan Jucker.



«In den Ferien»: Bildungsdirektorin Aepli.

# Schluss mit gratis

Zehntausende von Akademikern arbeiten nicht in ihrem erlernten Beruf – ein teurer Luxus, den es nicht gäbe, wenn sie für ihr Studium hätten bezahlen müssen. *Von Wolfgang Koydl*

Bevor Reza Schamzadeh seinen heissersehnten deutschen Pass beantragen konnte, wurde es noch einmal richtig teuer für ihn. Nicht etwa, weil das burgunderrote Dokument so teuer gewesen wäre. Es war sein Geburtsland Iran, das noch einmal kräftig zulagte: Rund 20 000 Euro musste der Mann nach Teheran überweisen, damit man ihn aus der alten Staatsbürgerschaft entliess. Denn diese Summe, so die Argumentation der persischen Behörden, habe der Staat für sein Studium an der Schahid-Beheshti-Universität der Hauptstadt aufgewendet. Ein Studium, notabene, das nun Deutschland zugute komme.

Auch andere Staaten, meist ebenfalls mit fragwürdigen akademischen und demokratischen Referenzen, verfahren nach demselben Muster: Freiheit gibt es nur gegen Vorkasse. Reza, dessen Namen wir geändert haben, ist denn auch nicht der Einzige, der hier die Rachsucht einer nachtragenden Staatsbürokratie am Werk sieht: Wenn du dein Land schon verrätst, so der unterschwellige Gedanke, sollst du wenigstens teuer dafür bezahlen.

Einen Hauch von einem Hautgout hat auch der Vorschlag, den der angesehene Schweizer Bildungsexperte Stefan Wolter in der *NZZ am Sonntag* unterbreitete. Akademiker, die über längere Zeit nicht ihren Beruf ausüben, sollten einen Teil der Ausbildungskosten an den Staat zurückzahlen, meinte er. «Der Staat hat die Ausbildung der Akademiker finanziert», argumentierte der Professor und klang dabei ein bisschen wie die iranische Staatsräson. «Er soll auch einen Nutzen davon haben.»

## Das Diplom als reines Statusobjekt

Auf den ersten Blick erscheint die Anregung logisch: Sieben Prozent aller Männer mit einem teuren Hochschulabschluss in der Schweiz üben ihren erlernten Beruf nicht aus, bei den Frauen sind es sogar sechzehn Prozent: Rund 50 000 Akademikerinnen sind Hausfrauen. «Hätten Sie vielleicht eine Windel für mich übrig, Frau Doktor?» – «Gerne, Frau Diplomingenieurin.» An solche Spielplatzdialoge wird man sich wohl gewöhnen müssen.

Bei näherer Betrachtung verflüchtigt sich indes die Logik. Das Leben verläuft meist unvorhersehbar, feste Planungen werden häufig zu Makulatur. Man kann niemanden, der sich als junger Mensch in bester Absicht für Jus oder Geschichte einschrieb, post festum dafür haftbar machen, dass er oder sie dann doch in

den elterlichen Betrieb eingestiegen ist oder seine Erfüllung in Partnerschaft und Kindern gefunden hat.

Dennoch muss man Wolter dankbar dafür sein, dass er – vermutlich unfreiwillig – die Aufmerksamkeit auf eine Tatsache gelenkt hat, die von Studierenden und ihren Eltern gerne ausgeblendet wird: Bildung kostet etwas, und zwar recht viel. Besonders in der Schweiz. Doch bezahlt werden die Rechnungen für Diplom und Promotion von jenen, die nicht von solchen Abschlüssen und den meist damit einhergehenden besser honorierten Berufsaussichten profitieren: den Steuerzahlern aus allen gesellschaftlichen Schichten.

Man weiss seit langem, dass überwiegend Kinder von Akademikern eine akademische Bildung anstreben. Söhne und Töchter von Handwerkern oder Arbeitern verlaufen sich nach wie vor eher selten an eine Hochschule. Aber sie sind es, die dem Nachwuchs einer ohnehin schon besser dotierten bürgerlichen Klasse den Aufstieg in die Ränge der Rechtsanwälte, Mediziner oder Professoren subventionieren. Ist das gerecht?

Eine Hochschulausbildung ist eine Investition in die Zukunft, genauso wie ein finanzielles Engagement in einem Start-up-Unternehmen. Beides ist mit einem Risiko verbunden – das Studium kann abgebrochen oder beruflich nicht genutzt werden, die Firma pleitegehen, bevor sie einen Franken Gewinn abgeworfen hat. Doch während der Firmeninvestor die Folgen seiner Fehlentscheidung finanziell am eigenen Portemonnaie spürt, plagen den Bildungsinvestor solche Sorgen nicht: Er kann noch ein paar Semester anhängen oder gleich ein anderes Studium beginnen – es kostet ja nichts. Jedenfalls nicht ihn, sondern die Allgemeinheit in Gestalt von Verwaltungsangestellten oder Automechanikern, die seit ihrem Schulabschluss fleissig arbeiten und brav ihre Steuern zahlen.

Erst wenn sich Studierende selbst an den Kosten ihres Studiums beteiligen müssen, werden sie den Wert ihrer Ausbildung erkennen. Sie werden es sich überlegen, ob sie wirklich ein paar lässige Warteschleifen an der Uni drehen wollen, bevor der Ernst des Arbeitslebens beginnt. Und auch das Diplom als reines Statusobjekt, mit dem man andere Mütter und Väter beim Elternabend beeindruckend machen kann, wird viel von seinem Reiz verlieren, wenn man es nicht gratis erhält, sondern dafür bezahlen muss. ○

# Frau Bundespräsidentin

Friedrun Burkhalter, die Frau des Bundespräsidenten, ist anders als alle anderen Bundesratsgattinnen. Mit Charme tritt sie ins Rampenlicht, hält verliebt Händchen, nimmt energisch am Berufsleben ihres Mannes teil – und bringt das diplomatische Protokoll durcheinander. *Von Hubert Mooser*

Sie hat es weit gebracht, Friedrun Burkhalter, geborene Schuchter, Jahrgang 1967, jüngster Spross einer neunköpfigen Kinderschar, aus Amerlügen im Vorarlberg. Das ist ein Weiler mit 65 Häusern, die politische Gemeinde ist Frastanz, ein paar Dutzend Höhenmeter tiefer gelegen. Und es will schon etwas bedeuten, wenn man es von hier an die Seite eines Schweizer Bundesrates schafft und mit Staatsoberhäuptern aus aller Welt anstossen darf.

Versucht sich der Bundespräsident als Jodler im Olympischen Dorf in Sotschi, amüsiert sich seine Frau daneben mit aufgesetzter Russenmütze. Sie ist als einzige Katholikin an seiner Seite, wenn Didier Burkhalter der Amtseinführungsmesse von Papst Franziskus beiwohnt. Sie geht mit ihrem Mann auf Dienstreise nach Irland, zum Staatsbesuch nach Polen und markiert Präsenz, wenn der Gatte bei der SVP-Albisgütli-Tagung auftritt.

## «Ich verdanke ihr alles»

Selten zuvor drängte die Gattin eines Schweizer Bundesrates derart ins Rampenlicht. «Sie hilft mir», pflegt der Bundespräsident zu sagen, wenn man ihn auf die Dauerpräsenz seiner Gattin anspricht. Doch meistens stiehlt sie ihm die Show, wie nach der Wahl zum Bundespräsidenten im Dezember 2013. Frau Burkhalter legte einen souveränen Auftritt hin. Und die Medien warfen die etwas ketzerische Frage auf, wer denn nun Bundespräsident sei, Didier oder die Friedrun. Inzwischen ist sie fast ein Medienstar. Aber das stört Burkhalter nicht, er verehrt seine Gattin wie eine Säulenheilige. «Ich verdanke ihr alles», sagte der Bundespräsident.

Sie selber hat bisher in der Öffentlichkeit nicht viel gesagt. Man bekommt auch keinen Gesprächstermin. Ausserdem erweckt die fotogene Gattin von Didier Burkhalter den Eindruck, als habe sie sich bei ihren Auftritten etwas mehr Zurückhaltung auferlegt – aber nicht, weil sie ihrem Mann vor der Sonne steht, sondern weil ihre Dauerpräsenz andere Bundesräte nervt, wie der Vizepräsident der Aussenpolitischen Kommission (APK), Nationalrat Roland Büchel (SVP, SG), vermutet. Burkhalters Informationschef Jean-Marc Crevoisier versichert, es gebe keine Medienstrategie für Madame Burkhalter und auch keine Anweisungen, wie sie sich gegenüber Medien verhalten solle. Ob sie Bundesräten auf die Nerven gehe, wisse er nicht.

Die Anwesenheit von Friedrun Burkhalter in New York in der letzten Septemberwoche, wo Gatte Didier Burkhalter zur Uno-Vollversamm-

lung anreiste, ging im Vergleich mit früheren Auslandsreisen der Dame trotzdem fast unbenutzt über die Bühne – hätte da nicht ein Team des Schweizer Fernsehens das Ehepaar Burkhalter vor dem Hotel überrascht. Die Szene spricht für sich: Der Bundespräsident tritt aus dem Hotel, hinter ihm seine Gemahlin im rosafarbenen Kleid. Als Frau Burkhalter die Kamera erblickt, hüpfte sie überrascht herum, will in die Lobby zurück, wendet sich dann aber ab, als wolle sie nicht erkannt werden. Vorne marschiert indes Burkhalter zielstrebig in Richtung Mikrofon. Während des Filmbeitrages wird ein Foto der Burkhalter zwischen Barack und Michelle Obama eingeblendet, als wolle man der Anwesenheit von Friedrun Burkhalter in New York nachträglich noch einen offiziellen Anstrich verpassen. Das war so nicht vorgesehen.

Auch bei der Einweihung der Dunant-Spitze auf dem Gornergrat im Wallis am Montag stand die Frau des Bundespräsidenten auffällig im Hintergrund. Gleichentags steht in der Gemeinde Saillon im Unterwallis ein weiterer Termin auf dem Programm. Die Fotografen von *Le Matin* fokussieren auf Monsieur Burkhalter, nicht auf Madame. Noch vor einigen Monaten wäre die Gattin des Präsidenten mit ihm gemeinsam auf der Titelseite erschienen. So viel Zurückhaltung ist man von der inoffiziellen Schweizer First Lady nicht gewohnt. Das fällt auch Christa Markwalder (FDP, BE) auf. Man nehme sie in der Öffentlichkeit derzeit ein bisschen weniger wahr, so die Berner Nationalrätin.

Das mit den Ehepartnern der Bundesräte sei halt schwierig, sagt alt Bundesrat Christoph Blocher. Es gebe dafür keine klare Regelung. Er selber habe als Bundesrat mit seiner Frau verabredet, dass sie ihn dann begleite, wenn dies das Protokoll verlange. So etwa, als der türkische Justizminister ihn zur Jubiläumsfeier «100 Jahre Schweizer Zivilgesetzbuch» in die Türkei eingeladen habe. Die Türkei hat das Schweizer Zivilgesetzbuch fast integral übernommen.

Der türkische Justizminister habe die Teilnahme der Ehefrau explizit gewünscht. Darum habe ihn seine Gattin auf dieser Reise begleitet. CVP-Nationalrat Gerhard Pfister (ZG) sieht keinen Grund für eine verstärkte optische Präsenz von Gattinnen und Gatten von Bundesrätinnen und Bundesräten, «da ich keinerlei politischen Mehrwert für die Schweiz sehe». Im Gegenteil: Tauchten die Ehegattinnen aus der Anonymität auf, war dies öfters für die jeweiligen Bundesräte mit Scherereien verbunden. Die erste Frau im Bundesrat, Elisabeth Kopp (FDP, ZH), stol-

perte in den 1980er Jahren über ihren Gatten, den bekannten Zürcher Rechtsanwalt Hans W. Kopp. Der frühere Wirtschaftsminister Jean-Pascal Delamuraz (FDP, VD) musste wegen seiner Ehefrau im Parlament Kritik einstecken – weil die Gattin die Dienstlimousine samt Chauffeur zum Einkaufen in Bern benutzt hatte. Von der Frau von alt Bundesrat Joseph Deiss (CVP, FR) ist überliefert, dass sie die Kaiserin Japans zur Begrüssung umarmte, aus japanischer Sicht eine Ungeheuerlichkeit.

## Gleich Duzis gemacht

Von Friedrun Burkhalter sind bis jetzt keine Fehlritte bekannt. Sie ist charmant, diskret und elegant. Blocher, der sie an der Albisgütli-Tagung kennengelernt hat, schwärmt von ihr: «Sie ist eine fröhliche Person.» Sie habe ihn während des Abends auch gleich gefragt, ob man sich duzen könne. Im Juni 2012 kam es



Öffentliche Liebesgeschichte: Bundespräsident

ihretwegen hinter den Fassaden des Bundeshauses trotzdem fast zum Eklat. Die myanmarische Freiheitskämpferin und Friedensnobelpreisträgerin Aung San Suu Kyi war zu Besuch in Bern. Die Dame, obwohl am Ende ihrer Kräfte, wurde von Aussenminister Burkhalter herumgezeigt wie ein Tanzbär. Am Ende dann das obligate Foto in der Lobby des Hotels «Bellevue». Es stellten sich auf: die Bundesrätinnen Simonetta Sommaruga, Eveline Widmer-Schlumpf sowie Aung San Suu Kyi und Burkhalter. Und neben ihm Ehefrau Friedrun – als gehöre sie zur Regierung.

Die beiden Bundesrätinnen machten gute Miene zum bösen Spiel, hinter den Kulissen brodelte es. Es war das Jahr, während dessen Burkhalter seine Gemahlin praktisch auf jeder zweiten Auslandsreise mitnahm und ihre Dauerpräsenz zu einem unausgesprochenen Dauerergernis für andere Bundesräte wurde. Frau Burkhalter begleite ihren Gemahl heute nicht mehr so oft wie in der Vergangenheit, so Sprecher Crevoisier. 2014 sei sie fünfmal mit ihm auf Reisen gegangen, nach Polen, Irland, Sotschi, Rostock und New York. Die Reise nach New York machte Friedrun Burkhalter bei den anderen Departementen wieder zum Thema.

Im trauten Kreis rümpften Regierungsmitglieder darüber die Nase, dass Frau Burkhalter

am traditionellen Gala-Dinner von US-Präsident Obama teilnahm. Das Protokoll verlange bei diesem Essen nicht explizit die Anwesenheit der Ehegatten, auch wenn einige Staatschefs ihre Partnerinnen mitnahmen. Die Schweizer Vertreter seien bisher meist ohne bessere Hälfte dort erschienen. Die anderen Bundesräte bekommen daheim von ihrem/-r Partner/-in nämlich vorgehalten, wieso sie eigentlich beim Dinner mit dem US-Präsidenten nicht hätten dabei sein dürfen. Man müsse das Amt und das Private strikte trennen, geben Bundesräte dann zurück.

Burkhalter verhält sich anders. Die Beziehung zu seiner Frau kultiviert er in der Öffentlichkeit wie eine endlose Liebesgeschichte. Begonnen hat sie vor dreissig Jahren während eines Sprachaufenthalts in Grossbritannien. Sie war sechzehn, er sieben Jahre älter. Sie kehrte danach nach Amerlügen zurück und zog bald zu ihrer Schwester in die Schweiz, in die Nähe ihrer grossen Liebe. Mit neunzehn Jahren heiratet sie ihren Didier. Die Burkhalters haben drei Kinder, die inzwischen erwachsen sind. 2009 kommt die Familie ganz oben an: Die Bundesversammlung wählt den Neuenburger Ständerat in den Bundesrat. Seither klebt Friedrun an ihm.

Das fiel in Bern schon auf, als Burkhalter noch Vorsteher des Eidgenössischen Departementes

des Innern (EDI) war. Sie sei damals sogar bei geschäftlichen Besprechungen zwischen Burkhalter und Mitarbeitern zugegen gewesen, erinnern sich EDI-Mitarbeiter. Crevoisier, der schon damals sein Informationschef war, sagt: «Das stimmt nicht.» Zum öffentlichen Thema wurde Madame aber erst nach Burkhalters Wechsel ins EDA. Intern zerreißen sich seither Diplomaten den Mund über die Frau des Chefs. Sie verkompliziere alles. Weil sie viel mitreise, müssten die Botschaften für die Gemahlin ein Programm zusammenstellen. Aufgefallen ist den anderen Departementen, dass in Burkhalters Entourage fast ausschliesslich Männer arbeiten. Da habe Madame wohl ihren Einfluss geltend gemacht.

### Hollande kam trotzdem nicht

Problematisch wird die Geschichte, wenn das diplomatische Protokoll dazwischenfunkt. Früher habe Frau Burkhalter die Tischordnung durcheinandergebracht, weil sie neben ihrem Didier habe sitzen wollen. Das sei inzwischen anders. Auch das Händchenhalten auf Auslandsbesuch könne zum Problem werden. Das Protokoll schreibe minutiös vor, wer in welcher Reihenfolge begrüsst wird. Das sei plötzlich nicht mehr klar, wenn Herr und Frau Burkhalter händchenhaltend aus dem Flugzeug stiegen.

Christa Markwalder findet die Auftritte von Friedrun Burkhalter trotzdem gut. In der Aussenpolitik könne dies sehr hilfreich sein, weil sie zusätzliche Kanäle öffnen könne. Burkhalter selbst sagt, seine Frau verfolge auf Auslandsreisen eigene Programme. Madame Burkhalter nützt die Staatsbesuche zum Aufbau eines eigenen Netzwerks. In New York nahm sie an einer Tagung zum Thema Autismus teil. Eingeladen hat sie die Frau von Uno-Generalsekretär Ban Ki Moon, Yoo Soon Taek. Die beiden lernten sich beim Atomgipfel in Südkorea 2012 kennen und pflegen seither regelmässigen Kontakt. Ohne Burkhalter traf sie sich auch mit der türkischen First Lady, Emine Erdogan, mit Valérie Trierweiler, als diese noch Lebenspartnerin des französischen Staatspräsidenten François Hollande war, und mit Margarita Barroso, Frau von EU-Kommissionspräsident José Manuel Barroso.

Beim Treffen mit Hollandes Lebenspartnerin Valérie Trierweiler sollen die Damen über einen künftigen Staatsbesuch von François Hollande in der Schweiz gesprochen haben. Frau Burkhalter soll Frau Trierweiler dabei auf den Staatsbesuch des früheren Ministerpräsidenten François Mitterrand in Neuenburg hingewiesen haben. Die Beziehungen zu Frankreich sind trotzdem nicht besser geworden. Hollande kam auch nicht auf Staatsbesuch. Einen Platz im Sicherheitsrat der Uno haben wir immer noch nicht. Und mit der EU erleben wir derzeit schwierige Momente. Aber auf dem roten Teppich macht Friedrun Burkhalter, geborene Schuchter, aus Amerlügen, trotzdem *bella figura*. ○



Burkhalter, Gattin Friedrun, im September in Genf.

# «Die Schweiz ist mir zu kompliziert»

Multimilliardär Hansjörg Wyss weckte letzte Woche mit einem grossen Auftritt diese Hoffnung: Er soll in der Debatte um die angebliche Abschottung der Schweiz als Gegenspieler von Christoph Blocher auftreten. Wer ist dieser Mann, den man hierzulande kaum kennt? *Von Markus Schär*

*Mich hat mal eine Psychologin in Paris, als ich mich vor vielen Jahren um einen Job beworben habe, gefragt, wie sich die Leute später nach meinem Tod an mich erinnern sollten. Ich sagte, solche Fragen würde ich nicht beantworten, mir sei es total gleichgültig, wie die Menschen nach meinem Tod von mir denken würden.\**

«Es ist unsere Zukunft», heisst das Motto des Anlasses, die Veranstalter kündigten ausdrücklich «keine politische oder fachliche Tagung» an. Die Schweizer Nachwuchsforscher und Jungunternehmer wollen im Berner Kursaal zeigen, dass sie auch nach dem Volksentscheid gegen die Masseneinwanderung die internationale Vernetzung brauchen. Im Rampenlicht aber steht ein 79-jähriger Unternehmer mit grosser Vergangenheit, der bisher die Öffentlichkeit so scheute, dass er im Geschäftsbericht seines Konzerns nur seine Hände abbilden liess. Und er hält eine politische Brandrede.

«Wir verbauen unseren Kindern die Zukunft», warnt Hansjörg Wyss. Der Multimilliardär, der sein Vermögen in den USA machte, beklagt sich darüber, dass die Schweizer 1992 den Beitritt zum EWR ablehnten, weil sie «Ammenmärchen» glaubten, «die von einer gewissen Partei verbreitet wurden». Und er verurteilt, dass die Schweizer am 9. Februar wieder den «Rattenfängern von Seldwyla» nachliefen, die mit «verfälschten Tatsachen» die Angst schürten. Zum Schluss beruft sich der Bauingenieur ETH, der sich noch nie öffentlich zur Schweizer Demokratie geäussert hat, auf den antiken Denker Plato: «Der Preis, den gute Männer für ihre Gleichgültigkeit gegenüber der Politik bezahlen, ist es, von bösen Männern regiert zu werden.»

## Reichster gebürtiger Schweizer

Der Blick hat sich schon vor dem Anlass vor Begeisterung über «das Duell der Milliardäre» überschlagen. Mit Hansjörg Wyss betrete neben Christoph Blocher «ein zweiter finanziell potenter Titan» das Feld der «alles entscheidenden Schlacht um die EU-Frage». Und der Herausforderer sticht seinen Gegner sogar aus, wenn es um die finanzielle Potenz geht: Mit elf bis zwölf Milliarden Franken – mehr als doppelt so viel wie das Vermögen der Familie Blocher – steht Hansjörg Wyss im globalen Ranking von *Forbes* auf dem 123. Platz und auf der Reichsten-Liste der *Bilanz* an siebter Stelle, als reichster gebürtiger Schweizer, der sein Geld allein gemacht hat.

Die Medien jubeln noch mehr, als der Milliardär andeutet, er würde eine Initiative «zur Erhaltung der bilateralen Verträge» unterstützen. Die Begeisterung dämpft nicht einmal, dass die Wirtschaft vor einer solchen Initiative warnt und dass sich Wyss selber nicht als Gegenspieler von Blocher sieht. «Das ist Bullshit», sagt er dem *Tages-Anzeiger*: «Schreiben Sie das genau so.» Mit seinem Renommee und seiner grossen Glaubwürdigkeit, sagt der Politikberater Mark Balsiger, sei Hansjörg Wyss «genau die richtige Person für einen solchen Weckruf».

Wer aber ist dieser Mann eigentlich, den die Schweizer bis jetzt kaum kennen? Wie kam er zu seinem Geld? Wie kommt er in die Politik?

*Eigentlich müsste man diese Geschichte wie ein Märchen erzählen: Es war einmal ein Mann, der wurde arm geboren, so arm, dass er als Kind ein Zimmer mit seinen beiden jüngeren Schwestern teilen und als Junge Kohlen aus dem Keller holen musste. Doch dieser Mann wurde später sehr reich. So reich wie die Bauernsöhne in den Märchen werden, wenn sie die drei Proben bestanden, die drei Fragen beantwortet, die drei Riesen getötet und den dreiköpfigen Drachen enthauptet haben.*

Eine «wunderbare Karriere» erzählt die Autorin Hedi Wyss in ihrem Buch «Hansjörg Wyss

## Dank Kartell und Monopol bei der revolutionären Methode laufen die Geschäfte prächtig.

– Mein Bruder», das sie dieses Jahr herausgab. Denn der Multimilliardär kommt von unten. Johann Georg Wyss, 1935 geboren, wächst in einer Dreizimmerwohnung im Berner Eisenbahnerquartier auf, mit einem Vater, der als Rechenmaschinenverkäufer nur so viel arbeitet, «dass er seine Familie ernähren konnte und genug Zeit hatte für seine Kinder», wie die jüngere Schwester schreibt. Er bringt in



seinen Zeugnissen oft ein «P.G.» (für: Promotion gefährdet) heim und leidet im Gymnasium unter den «Mehrbesseren» aus der Elfenu und aus Muri, die nicht mit ihren ärmeren Kollegen reden und geheime Partys feiern, unter ihnen die Chefbeamtentochter Elisabeth Iklé, später verheiratete Kopp.

Hansjörg Wyss macht «schlecht und recht» einen Abschluss als Tiefbauingenieur an der ETH, arbeitet aber nie auf dem Beruf: «Ich wusste, dass ich ein schlechter Ingenieur war. Ich war einfach kein guter Rechner.» In der *NZZ* sieht er ein Inserat, mit dem Chrysler für einen Managementkurs wirbt, sieht sich beim amerikanischen Autogiganten erst in jeder Abteilung um und baut darauf in Pakistan, auf den Philippinen und in der Türkei Fabriken auf. Und weil er das «wahrscheinlich gut gemacht» hat, schafft er es als fünfter Schweizer an die Harvard Business School.

Nach dieser harten Schule heuert er bei der amerikanischen Textilfirma Burlington an, weil sie für die Schweizer Tochter Stoffels jemanden braucht, der Schweizerdeutsch spricht. Er führt einen Tag lang eine neuerworbene schwedische Firma, meldet danach im Hauptquartier, das Unternehmen gehe ohne eine Zwei-Millionen-Spritze pleite, und macht sich damit bei den Chefs unmöglich. Drei Monate später bekommt er im WK einen Anruf, er führe die Firma per sofort als Generaldirektor: «So kam ich nach Schweden, konnte kein Wort Schwedisch und hatte nie in der Damenkleiderbranche gearbeitet. Aber innert neun Monaten brachte ich diese Firma in die Gewinnzone.» Er vertreibt zwei Jahre lang Kollektionen aus dem Kunstgarn Crimplene, das eben auf den Markt gekommen ist, und bekommt darauf einen Job bei einer belgischen Chemiefirma, die Kunstfasern herstellt. Er bleibt sieben Jahre, bis er sieht, «dass die Firma keine Zukunft hatte, wenn sie nicht neue Produkte entwickeln würde».

## Die beiden Patrons teilen die Welt auf

Weil er nebenbei Kleinflugzeuge aus Amerika in Europa verkauft, macht er 1974 die Bekanntheit seines Lebens: Er trifft an einer Party den Basler Professor Martin Allgöwer. Der Star-Chirurg feiert sein neues Flugzeug, und er fragt den Manager, der es aus den USA hergefliegen hat, beiläufig um Rat. Mit Kollegen zusammen hat er Produkte für die Osteosynthese, also die Behandlung von Knochenbrüchen, entwickelt; die Firma in den USA, in die er alle Ersparnisse gesteckt hat, steht aber vor dem Aus. Hansjörg



«Ich war einfach kein guter Rechner»: Unternehmer Wyss.

Wyss hilft ihm und steigt 1977 mit 400 000 Franken Erspartem als Unternehmer bei der Firma Synthes ein – es ist der Anfang eines zwanzig Milliarden schweren Konzerns.

*Kurz nachdem ich mich von der AO (Arbeitsgemeinschaft Osteosynthese) hatte anstellen lassen, rief mich Egon Zehnder, der Headhunter, an und sagte, ich hätte die grösste Dummheit meines Lebens gemacht. Mit diesen Ärzten würde ich sowieso nie klarkommen, und er werde mir nie mehr helfen, eine Stelle zu finden. Ich sagte darauf, dass ich ihn in zehn Jahren wieder anrufen und ihm sagen werde, wie es gehe.*

Erfinderische Unfallchirurgen, neben Martin Allgöwer vor allem der spätere Berner Professor Maurice E. Müller, gründen 1958 in Davos die Arbeitsgemeinschaft für Osteosynthesefragen (AO). Um ihre neuartigen Plättchen und Schraubchen herzustellen, brauchen sie Metall-

buden. Sie finden sie schliesslich in der Uhrenindustrie: Mathys in Bettlach SO und Straumann in Waldenburg BL. Die beiden Patrons wollen sich nicht in die Quere kommen, deshalb treffen sie sich 1962 am Stammtisch im Bahnhofbuffet Olten und teilen die Welt auf: Robert Mathys beansprucht Afrika, Asien und Australien, Fritz Straumann erhält Amerika, Europa vergeben sie Land für Land.

Dank diesem Kartell und dem Monopol bei der revolutionären Methode laufen die Geschäfte prächtig, ausser in den USA, wo viele vom Vietnamkrieg her schlechte Erinnerungen ans Verschrauben von gebrochenen Knochen haben. Das Business läuft erst, als 1977 Hansjörg Wyss einsteigt. Er baut die Produktion in den USA auf, steigert den Umsatz innert weniger Jahre auf das Zehnfache und strebt schliesslich den Kauf des Unternehmens an. Die AO-Gründer arbeiten als Starchirurgen

mit dem Geld der Steuerzahler; sie fürchten um ihren Ruf, wenn ihr blühendes Geschäft in Amerika bekannt wird. Dazu wirft Professor Maurice Müller dem tüchtigen Manager die «Verkommerzialisierung des medizinischen Gedankengutes» vor und tritt unter Protest aus der AO-Stiftung aus – das führt zu einer lebenslangen Feindschaft der beiden Männer. 1987 übernimmt Hansjörg Wyss die Firma Synthes ganz, für nur 54 Millionen Dollar, mit der Möglichkeit, die Kaufsumme mit künftigen Gewinnen abzuzahlen.

Innert sechzehn Jahren setzt der Unternehmer seinen Plan durch, die Teilung der Welt im Bahnhofbuffet Olten rückgängig zu machen. Er schnappt sich 1999 Stratec, die aus dem Institut Straumann herausgewachsen ist, und schluckt 2003 Mathys. Dazu kauft er 2006 nach zähem Verhandeln mit den Ärzten das geistige Eigentum der AO für rund eine Milliarde Fran-

ken. Die Uni Bern klagt gegen diesen Deal, weil Erfindungen in der Wirbelsäulenchirurgie gar nicht der AO gehörten. Sie geht aber nach einem Prozess vor dem neuen Bundespatentgericht 2012 leer aus, weil sie bei der Patentanmeldung keine eigene Rechtspersönlichkeit hatte. So kann Hansjörg Wyss, nachdem er mit seinen Produkten für die Knochenschlosserei die ganze Welt erobert hat, 2011/12 seine «Bude» (*Blick*) für 21,3 Milliarden Dollar dem US-Pharmakonzern Johnson & Johnson verkaufen.

#### «Ich habe zu viel Geld»

Ein beeindruckendes Lebenswerk – wäre es heute noch möglich? Dafür spricht, dass Hansjörg Wyss, der jetzt die Zuwanderung preist und vor der Abschottung warnt, sein Vermögen machte, indem er Erfindungen von genialen Schweizer Ärzten auf abgeschotteten Märkten vertrieb. Dagegen spricht, dass die Staaten aufgrund ihrer Finanznöte im überregulierten Gesundheitswesen Kartelle wie jenes der AO und Profite wie jene von Synthos nicht mehr zulassen – allen voran die EU.

*Ich habe zu viel Geld, sagte er in letzter Zeit manchmal. Und ich erinnere mich an einen Satz, den er vor Jahren mal am Telefon sagte, als es noch gar nicht so viel war, als ich auch nicht realisierte, welchen Erfolg er damals schon hatte. Ich habe Probleme mit dem Geld, sagte er, und ich erschrak: Hatte er alles verloren? Es wird mehr und mehr, fügte er hinzu.*

«Was macht ein 76-Jähriger mit 21 Milliarden?», höhnt ein Kommentarschreiber, als der *Blick* 2011 über den Verkauf von Synthos berichtet (von der Wyss «nur» 48 Prozent gehörten). «Selbst wenn er jeden Tag eine Million verprasst, müsste er noch 57 Jahre leben.» Hansjörg Wyss, der selber davon spricht, dass er hundert Jahre alt werden könne, hat dieses Problem nicht: Er gibt sein Geld weg.

Da ist seine 42-jährige Tochter Amy, die mit zwei Kindern im US-Bundesstaat Wyoming

#### Auch dem Heimatland lässt er sein Geld zukommen, gerne nach dem Motto der Männerrivalität.

lebt. Sie sei reicher als Paris Hilton, scherzt ihr Vater, könne aber im Gegensatz zum ewigen Society-Girl mit Geld umgehen. Und da sind seine beiden jüngeren Schwestern. «Mein Bruder, so grosszügig, wie er ist, hat natürlich dafür gesorgt, dass auch andere, nicht zuletzt seine Familie, davon profitieren, dass es ihm so gut geht», schreibt Hedi Wyss. «Da stand ich nun plötzlich mit einem Vermögen, von dem andere vielleicht träumen.» Ihr Buch über den milliardenschweren Bruder hat die Feministin aber in bescheidener Aufmachung im Efe-Verlag der Aargauer Alt-Nationalrätin Doris Stump (SP) herausgegeben.



«Ein Vermögen, von dem andere vielleicht träumen»: Hansjörg Wyss mit Schwester Hedi.



Herzblut: ETH-Lausanne-Präsident Aebischer.



«The Art of Possibility»: Freundin Zander.

Hansjörg Wyss, der sich als Schweizer weiterhin bei jeder Einreise in die USA streng kontrollieren lassen muss, gibt sein Geld vorwiegend dem Land, in dem er es gemacht hat. Seit 25 Jahren kauft er mit seiner Stiftung Ländereien vor allem in den Rocky Mountains; so stellte er als bedeutendster Mäzen Gebiete mit einer Gesamtfläche grösser als die Schweiz un-

ter Naturschutz. Daneben führt die Harvard University dank einer 125-Millionen-Dollar-Spende, der grössten ihrer Geschichte, das Wyss Institute for Biologically Inspired Engineering. Als einziger Schweizer hat Hansjörg Wyss die «Giving Pledge» von Bill Gates und Warren Buffett unterschrieben: die Selbstverpflichtung von Milliardären, mindestens die



Hälfte ihres Vermögens zu Lebzeiten der Welt zurückzugeben.

Auch dem Heimatland lässt der Wohltäter aber sein Geld zukommen, gerne nach dem Motto der Männerrivalität: Wer hat den grössten Betrag? Wyss, mit dem verstorbenen Kunsthändler Ernst Beyeler befreundet, verhiess vor vierzehn Jahren dem Kunstmuseum Bern eine Spende von zwanzig Millionen, um im Progr, seinem einstigen Progymnasium, ein Museum für Gegenwartskunst aufzubauen. Allerdings kam ihm der Rivale Maurice Müller mit dem Bau des Zentrums Paul Klee und dem Abzug von dessen Werken aus dem Kunstmuseum zuvor. Deshalb zog sich Wyss zurück; das Kunstmuseum will jetzt dennoch ausbauen und die Pläne dem Mäzen nochmals vorlegen.

Am meisten Herzblut des Multimilliardärs fliesst wohl für zwei Projekte. Einerseits baut Patrick Aebischer, der umtriebige Präsident der ETH Lausanne, in Genf – analog zu Harvard – das Wyss Center for Bio- and Neuro-Engineering auf, auch mit Geld des Pharmaerben Ernesto Bertarelli, der auf der Reichsten-Liste ebenfalls mit 11,5 Milliarden glänzt. Andererseits führt Anne Gloor, ehemals für das Aussendepartement (EDA) in aller Welt unterwegs, mit Geld von Wyss in Prangins VD ihre Stiftung Peace Nexus für Friedensförderung. Aebischer und Anne Gloor dürften es denn auch sein, die Hansjörg Wyss jetzt in die Öffentlichkeit drängen, die er bisher immer mied.

*Auf einem seiner kurzen Besuche in meinem Haus blätterte mein Bruder die Zeitungen durch, die auf dem Tisch lagen, und – wie er mir erst viel später sagte – stiess da auf eine ebenso interessante wie ausgefallene Kleinanzeige: «Tolle Frau sucht Mann mit Kleinflugzeug.» Er antwortete, lustig und ironisch, wie er das kann. Und so trafen sie sich in Bern.*

Trotz zwei früh gescheiterten Ehen spielen die Frauen immer noch eine grosse Rolle im Leben des Multimilliardärs. Er hört derzeit vor allem auf seine Freundin Rosamund Zander, eine in Massachusetts lebende Therapeutin und Bestsellerautorin («The Art of Possibility»), und auf seine Schwester Hedi Wyss, die ihn für ihr leistungswertes Buch an manche Ehrung begleitete. Und wohl weiterhin auf die Ex-Geliebte Anne Gloor, die mit ihm im Anwesen am Genfersee, das er für sie und ihre Stiftung gekauft hat, «sozusagen wie in einer WG» zusammenlebt.

#### **Gesucht: Mann mit Kleinflugzeug**

Die heute 44-jährige Diplomatin, die sich für die Friedensförderung einsetzt, kehrt 2006 aus Südafrika zurück, da sie das EDA nach Brüssel schickt, um die Wahlbeobachtung der EU zu koordinieren. In der Schweiz gilt ihr südafrikanisches Pilotenbrevet nicht, deshalb sucht sie per Kontaktanzeige einen Mann mit Kleinflugzeug. Hansjörg Wyss spricht ihr auf den Anrufbeantworter: «Er sagte aufs Tonband, er sei viel

zu alt, er habe in der Schweiz auch kein Kleinflugzeug und er sei sicher nicht der Typ Mann, den ich suche.» Anne Gloor ruft dennoch zurück und sagt so viel über sich, dass er sie vor ihrem Leichtsinne einem Unbekannten gegenüber warnt. Sie googelt deshalb, stösst auf die Reichsten-Liste der Bilanz und spricht ihn auf seine Milliarden an. Er sagt: «Ja, sehen Sie, das ist wirklich etwas peinlich, aber wissen Sie, all dieses Geld hilft mir ja jetzt nicht, morgen den richtigen Wachs für meine Langlaufskier zu finden.»

Das Paar kommt zusammen, Hansjörg Wyss zieht sogar zu Anne Gloor nach Brüssel: Der Patron geht in die belgische Niederlassung von Synthès und wünscht ein Büro – aber dort

#### **Was versprechen sich die Einflüsterer davon, dass sie ihn ins Rampenlicht stossen?**

kennt ihn niemand. Nach fünf Jahren trennt sich das Paar, gemäss Anne Gloor, «als ich sagte, ich möchte ein Kind, und, weil es mit ihm nicht klappte, es mit anderen Männern versuchte». Die enge Bindung aber bleibt, und damit auch die Beziehung zur Stiftung Peace Nexus. Deren Vorsitzender ist Thomas Greminger, als ständiger Vertreter der Schweiz bei der OSZE, der Uno und den internationalen Organisationen in Wien einer der ranghöchsten Diplomaten im Aussendepartement.

An der eingangs erwähnten Veranstaltung in Bern tritt Hansjörg Wyss nach eigenen Aussagen auf Wunsch von Brigitte von Rechenberg auf: Die Professorin für Veterinärmedizin an der Uni Zürich ist bei Euresearch beteiligt und hat vor zwei Jahren dafür gesorgt, dass nach der Uni Basel auch die Uni Zürich Hansjörg Wyss zum Ehrendoktor machte. Und die Verbindung ist noch enger: Die Tierärztin ist die Tochter von Peter von Rechenberg, der lange Jahre die AO-Stiftung führte, und sie hat auch in Pittsburgh studiert – dem Hauptsitz von Synthès.

Was versprechen sich die Einflüsterer des scheuen Multimilliardärs davon, dass sie ihn ins Rampenlicht stossen? Als kluger Mann sieht sich Hansjörg Wyss nicht als Gegenspieler von Blocher. Und er weiss auch, dass sich die Schweizer für alles Geld nicht von Demagogen verführen oder sich gar ihre Stimmen abkaufen lassen. Der Mäzen kann mit seinen Milliarden noch viel Gutes für sein Heimatland tun – das Finanzieren von Initiativen gehört eher nicht dazu. Im Buch von Hedi Wyss finden sich zur eidgenössischen Politik genau zwei Zeilen:

*Hast du auch in der Schweiz politisch mitgemischt? Nein, überhaupt nicht, die Schweiz ist mir zu kompliziert.*

\* **Hedi Wyss:** Hansjörg Wyss – Mein Bruder. Efef-Verlag. 235 S., Fr. 25.90

## **IN DER NÄCHSTEN AUSGABE DER «WELTWOCH»**



## **RIEGGERS TROUVAILLEN AUS SPANIEN**

### **EINE BEILAGE VON WEINKELLER RIEGGER**

**RIEGGER.CH**

**WEINKELLER RIEGGER AG, LANGGASS,  
5244 BIRRHARD, 056 201 41 41**



SRG

## Kein trojanisches Pferd

Die *Weltwoche* behauptet in ihrer letzten Ausgabe, ich hätte mich für das Amt des SRG-Generaldirektors interessiert, weil ich das eigene Unternehmen retten wollte. Das ist absurd. Von Hans-Peter Rohner

Das Porträt von Kurt W. Zimmermann über seinen ehemaligen Arbeitskollegen Roger de Weck in der letzten *Weltwoche* habe ich mit Interesse gelesen. In der Tat finde ich auch, dass Roger de Weck einen ausgezeichneten Job macht und die SRG nicht nur fit trimmt für die Zukunft, sondern sie auch politisch sehr gut verankert.

Frei erfunden ist allerdings die mir zugeschriebene Rolle als «trojanisches Pferd» im Rahmen der Neubesetzung der Position des SRG-Generaldirektors vor vier Jahren. Ich sollte – so die Zimmermannsche These – in Absprache mit meinem Verwaltungsrat die Publicitas mit der erfolgreichen SRG-Werbetochter Publisuisse fusionieren, um mein «eigenes Unternehmen zu retten», dem ich damals als CEO vorstand. Der Autor versteigt sich sogar zur Aussage, dass ich gar nicht SRG-Generaldirektor werden wollte. Letzteres ist gar nicht so falsch, wie ich noch ausführen werde, Ersteres allerdings absurd.

Jedenfalls entbehrt die von Zimmermann kolportierte Geschichte angesichts des jahrzehntelangen spannungsgeladenen Verhältnisses zwischen der mächtigen SRG und der Publicitas/Publigroupe nicht einer gewissen Ironie. Der Publigroupe-Verwaltungsrat hat allerdings nie die absurde Meinung geäußert, dass ich die Publicitas mit der Publisuisse fusionieren sollte. Ganz abgesehen davon, dass es zwei braucht *to tango*, wäre eine solche Idee auch aus rein wettbewerbsrechtlichen Gründen undurchführbar gewesen.

### Ideales Profil

Zu den Fakten. Erstens: Im Herbst 2009 wurde ich von einem Headhunter für den Job als SRG-Generaldirektor angefragt. Ich führte in der Folge verschiedene Gespräche, unter anderem auch mit dem SRG-Präsidenten. Ich machte von Anfang an klar, dass ich mich nicht aktiv bewerben, aber allenfalls einer Berufung folgen würde. Als wichtigste Kriterien für den Job wurden mehrere Jahre oberste exekutive Führungserfahrung, Restrukturierungserfahrung und eigenverantwortlich durchgeführte unternehmerische Transaktionen genannt. Man versicherte mir, ich würde diesem Anforderungsprofil ideal entsprechen.

Zweitens: Die Aufgabe interessierte mich in der Tat, hatte ich doch als CEO der Publigroupe seit 2002 umfangreiche Erfahrungen

in der internationalen Medienlandschaft gesammelt. Die rückläufigen Anzeigenerlöse, der Vormarsch der digitalen Medienkanäle, die veränderte Medien- und Werbenutzung galt es unternehmerisch aufzufangen und die richtigen Massnahmen zu ergreifen. Ich war überzeugt, dass ich einen wichtigen Beitrag für die Weiterentwicklung der SRG leisten könnte.

Drittens teilte ich der SRG nach Rücksprache mit meinem Verwaltungsrat, der mich 2009 noch zusätzlich zu meiner Funktion als



Richtige Wahl: SRG-Direktor de Weck.

CEO auch zum Verwaltungsratspräsidenten der Publigroupe gewählt hatte, mit, dass ich frühestens Mitte 2011, idealerweise im Frühjahr 2012, an einer Berufung interessiert war. Mir wurde signalisiert, dass ich der «Wunschkandidat» sei, wobei man noch die zeitliche Verfügbarkeit lösen müsse.

Es kam dann anders. Die Politik setzte ihren Machtanspruch gegenüber der SRG durch. Das Anforderungsprofil für den SRG-Generaldirektor wurde an der letzten VR-Sitzung vor der Entscheidung abgeändert; anstelle von «oberster exekutiver langjähriger Führungserfahrung» wurde nun «publizistisches Know-how» zum alles entscheidenden Qualifikationskriterium erhoben. Roger de Weck

war die richtige Wahl. Bundesrat Moritz Leuenberger, der Initiant der Regeländerung mit im Spiel, war zufrieden.

Das war wohl auch besser so. Das Verhältnis zwischen der Publigroupe respektive der Publicitas und der SRG war ja nicht spannungsfrei. Hier die staatlich beaufsichtigte SRG, die seit ihrer Gründung taktisch geschickt, aber konsequent ihre medialen und kommerziellen Chancen auf allen Kanälen wahrnimmt und heute über eine herausragende, monopolähnliche Stellung verfügt. Dort die Publigroupe, die in den Boomphasen des 20. Jahrhunderts in enger Liaison mit den Zeitungsverlegern gross geworden ist und die bei wegweisenden neuen Investitionen auf ihre Pachtverleger Rücksicht nahm.

Erwähnt sei die sagenhafte Geschichte der seinerzeitigen TV-Holding, mit der die Verleger und mit ihnen die Publicitas in den

---

Ich machte klar, dass ich mich nicht aktiv bewerben, aber allenfalls einer Berufung folgen würde.

---

sechziger Jahren der SRG den Verzicht auf die Fernsehwerbung abkauften und ein jährliches Lösegeld von zwei Millionen Franken zu zahlen versprochen.

Die Rücksicht auf die Zeitungsverleger führte dazu, dass die Publigroupe trotz bestem Wissen über die Marktentwicklung weder bei den Privatradios noch später ins private Fernsehen einstieg und dieses Feld der IP Multi-Media AG überliess, heute bekannt als Goldbach Media. Auch die Auseinandersetzung zwischen den Verlegern und der SRG um die Werbung in den SRG-Online-Kanälen ging nicht spurlos an der Publigroupe vorbei.

Die Publigroupe hatte in den letzten Jahren genügend Spielraum, um im digitalen Geschäft voranzukommen. Eine trojanische Eroberung hätte uns nicht geholfen. Mit dem erfolgreichen Aufbau der Suchplattform Local.ch und der Affiliate-Marketing-Plattform Zanox, zusammen mit Axel Springer, zum Marktleader in Europa hat die Publigroupe in den letzten Jahren bewiesen, dass sie digitale Plattformen entwickeln und erfolgreich vermarkten kann.

Hans-Peter Rohner ist Verwaltungsratspräsident der Publigroupe AG.

# Sensible Informationen

Die Gewerkschaft Unia ficht im Auftrag einzelner Bauherren die Gewerbler. Wer nicht mitmacht, bekommt keine Aufträge. Das Vorgehen ist legal, provoziert aber entschiedenen Widerspruch von den Arbeitgebern. Sie drohen mit der Kündigung der Gesamtarbeitsverträge. *Von Florian Schwab*

In der Bauwirtschaft hängt der Haussegen schief. Vierzehn Verbandspräsidenten und -direktoren, darunter jene des mächtigen Baumeisterverbandes, haben Unia-Präsident Renzo Ambrosetti einen geharnischten Brief geschrieben. «Mit grossem Befremden» stelle man fest, dass «unsere bis anhin gut funktionierende Sozialpartnerschaft in mehrfacher Hinsicht gefährdet» sei. Das Schreiben schliesst mit dem «dringendsten» Ersuchen, «zu intervenieren und dafür zu sorgen, dass diese Tätigkeiten eingestellt werden». In den Worten eines Verbandsdirektors heissen «diese Tätigkeiten» auch «eine Riesensauerei».

Gemeint ist ein neues Geschäftsmodell der Unia Zürich-Schaffhausen. Und das geht so: Weil seit Januar durch die sogenannte Subunternehmerhaftung ein Generalunternehmen für arbeitsrechtliche Verstösse aller von ihm beauftragten Unternehmen haftet, bietet die Unia an, die Firmen vorbeugend zu durchleuchten – natürlich gegen eine Gebühr.

## Moderner Fall von Schutzgeldzahlungen?

Bislang ist nur die börsenkotierte Allreal auf das Angebot eingestiegen. Ein Maler-, Gipser- oder sonstiges Baugeschäft, das mit ihr ins Geschäft kommen will, muss eine Vollmacht zuhanden der Unia unterschreiben. Andernfalls «erachten wir Ihr Interesse am ausgeschriebenen Auftrag als nicht mehr gegeben», heisst es im Standardbrief. Der Anbieter muss schriftlich auf den Datenschutz verzichten, indem er die Unia ermächtigt, «bei Arbeitsstellen und Privaten die für die Durchführung einer Risikoanalyse notwendigen Informationen betreffend Einhaltung der Arbeitsbedingungen und der Sozialversicherungsgesetze einzuholen und zu speichern».

Ein legitimes Geschäft, könnte man auf den ersten Blick meinen: Wer einen Bankkredit möchte, muss der Bank schliesslich auch die Erlaubnis geben, bonitätsrelevante Informationen einzuziehen. Zudem: Niemand zwingt die Generalunternehmen, ihre Risikoanalyse an die Unia-Fachstelle auszulagern.

Worüber regen sich die Firmen des Baugewerbes denn auf? In ihrem Brief schreiben sie, dass die «Aufsichts- und Kontrolltätigkeit» in Hinsicht auf die Einhaltung arbeitsrechtlicher Bestimmungen, namentlich der Gesamtarbeitsverträge (GAV), eindeutig geregelt sei: Zuständig sind die paritätischen Kommissionen aus Arbeitnehmer- und Arbeitgebervertretern. Die Fachstelle der Unia stelle daher

eine «klare Umgehung» der GAV dar, «die wir in dieser Form nicht akzeptieren».

Und tatsächlich setzt sich die Unia, die als Gewerkschaft zuerst ihren Mitgliedern verpflichtet ist, vielfältigen Interessenkonflikten aus. Sie entwickelt sich in den arbeitsrechtlichen Beziehungen zum Anwalt, Gegenanwalt, Richter und zur Berufungsinstanz in einem. Sie ist Anwalt, weil sie die Interessen ihrer Mitglieder vertreten muss. Sie ist Gegenanwalt, weil sie mit einzelnen Arbeitgebern Beratungsverträge eingeht. Sie ist Richter, weil sie entscheidet, wer keine Aufträge bekommt. Sie ist Berufungsinstanz, weil sie in den paritätischen und den tripartiten Kommissionen über Verstösse gegen arbeitsrechtliche und GAV-Belange zu Gericht sitzt.

Sollte die Unia auf Allreal-Baustellen sanfter auftreten als bei anderen Bauherren, von denen sie kein Geld erhält? In dem Fall hätte man es mit einem modernen Fall von Schutzgeldzahlungen an die Gewerkschaft zu tun. Die Unia Zürich-Schaffhausen weist diese Möglichkeit weit von sich: «Da wir keine GAV-Beziehung mit Allreal haben, sehen wir keine Gefahr von Interessenkonflikten.»

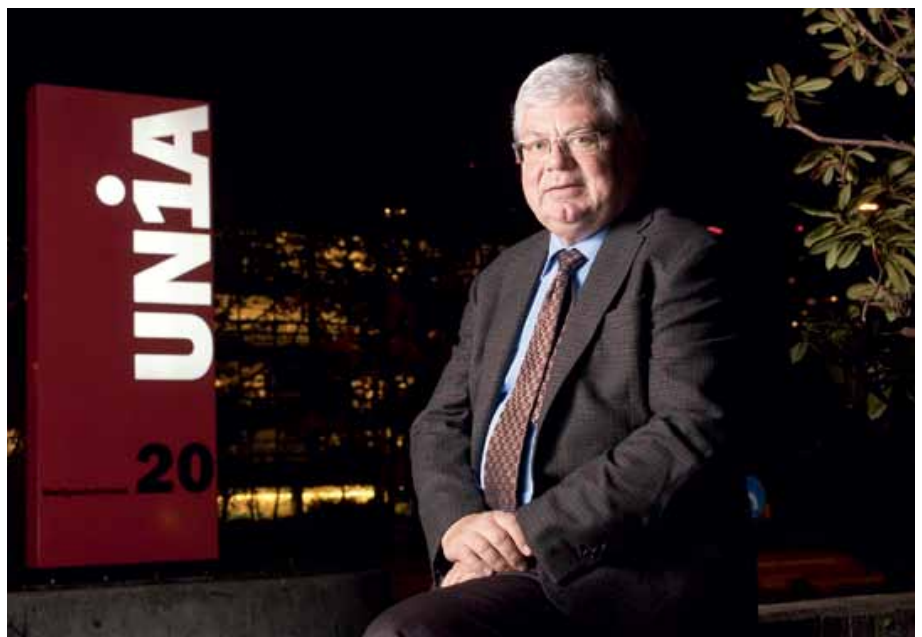
Wie hoch die Vergütungen sind, welche die Unia von Allreal erhält, will auf Anfrage weder das Unternehmen noch die Unia verraten. Der Allreal-Verwaltungsratspräsident und Zürcher Top-Anwalt Thomas Lustenberger stellt

aber klar, dass es sich um die Vergütung einer Dienstleistung und nicht um «Gewerkschaftsfinanzierung» handle.

Weiter drängt sich die Frage auf: Verwertet die Unia sensible Informationen aus den Kommissionen für ihre «Fachstelle Risikoanalyse»? Das Amt für Wirtschaft und Arbeit, welches im Kanton Zürich an den tripartiten Kommissionen beteiligt ist, verweist auf die Gültigkeit des Amtsgeheimnisses für alle Teilnehmer. Wie man mit Auskunftsbegehren der Unia umgehen werde, sei derzeit in Abklärung.

Derweil haben die Baumeister entschieden, dass sie in den paritätischen Kommissionen jegliche Zusammenarbeit mit der Fachstelle blockieren werden. Die Maler und Gipser gehen noch weiter. Ihr Verband hat der Unia beschiednen, dass man bei der gegebenen Ausgangslage keine Verhandlungen über einen neuen GAV führen werde. «Wir werden keinen der vereinbarten Termine wahrnehmen.» Zudem werde man an keinen Sitzungen der paritätischen Kommission mehr teilnehmen, «bis besagte Fachstelle ihr Treiben in der Maler- und Gipserbranche einstellt». In Kürze will der Zentralvorstand des Baumeisterverbands entscheiden, ob er es den Malern und Gipsern gleichtut.

Das heikle Dossier ist jetzt bei Unia-Chef Ambrosetti. Eine Anfrage zum Thema liess er unbeantwortet. ○



Neues Geschäftsmodell: Unia-Präsident Ambrosetti.



## Sozialhilfe

# Pech für die Tatsachen

Die *Weltwoche* nahm den Fall einer Flüchtlingsfamilie aus Eritrea zum Anlass, das Sozial- und Bildungssystem in der Schweiz zu hinterfragen. Dabei ist klar: Der Ausgleich der Leistungsschwächen durch den Staat zahlt sich aus.  
Von André Woodtli

Der Fall der eritreischen Flüchtlingsfamilie in Hagenbuch ZH bestätigt es: Für eine Mediendebatte braucht es keine Substanz, sondern nur einen Anlass. Gut, wenn sich klärt, ob etwas an der Sache dran ist. Nicht gut, wenn man sich ans Motto hält: «Meine Meinung steht fest, verwirren Sie mich nicht mit Tatsachen!»

René Zeyer hat in der vorletzten Ausgabe der *Weltwoche* unter dem Titel «Asozialer Sozialstaat» eine Variante hinzuerfunden: «Meine Meinung steht fest, also verwirre ich die Tatsachen!» Man kann ihm zugutehalten, dass sich die Tatsachen rund ums Sozial- und Bildungssystem nicht rasch überblicken lassen. «Pech für die Tatsachen», dachte sich wohl Zeyer. Bei der Info-Stelle der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften findet er über 3000 Anbieter im Sozialbereich, die er als «Konkurrenz» zu der im Fall Hagenbuch durch die Gemeinde beauftragten Solidhelp bezeichnet. Dass sich darunter auch Kindertagesstätten, Spitex, Berghilfe, Samariterbund, Tagesschulen, Hebammen, Jugendherbergen und viele andere mehr befinden, bleibt dem Leser vor-enthalten.

### Selbstverteidigung der Gesellschaft

Der Sozialbereich umfasst viele Leistungen, von denen fast jeder von uns schon die eine oder andere in Anspruch genommen hat. Soziale Hilfe gehört seit ihrer Entstehung um 1800 zu den unverzichtbaren «Modernitätskompensationshilfen». Sie entspringt einem harten Motiv: der Selbstverteidigung der Gesellschaft. Und ermöglicht, was wir alle schätzen: individuelle Freiheit und selbstbestimmte Lebensgestaltung. Bei vier Behauptungen von René Zeyer entwirre ich deshalb die Tatsachen:

— **Zeigt der Fall Hagenbuch, dass die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörden (KESB) befehlen und die Gemeinden bezahlen?** Nein, die Tatsachen lassen das nicht zu. Hagenbuch hat die Heimplatzierungen und die sozialpädagogische Familienbegleitung selbst eingerichtet. Die Taxen für die Schulheime bezahlt Hagenbuch, den Rest übernimmt in diesem Fall gemäss Sozialhilfegesetz der Kanton. Kurz: Hier hat die zuständige KESB nichts angeordnet, was die Gemeinde Hagenbuch bezahlen muss.

— **Zeigt der Fall, dass das Sozialsystem Betroffene entmündigt und ihrer Eigenverantwortlichkeit beraubt?** Nein, die Tatsachen lassen das nicht zu. Es geht hier um vier schulpflichtige und drei kleine Kinder, die nach und nach ebenfalls schulpflichtig werden. Also gilt es, rasch zu handeln. Die Gemeinde richtet sonder- und sozialpädagogische Hilfen ein. Freiwillig, ohne dass die KESB eingreift. Zur Unterstützung bestellt die KESB zwei Erziehungsbeistandschaften beim kantonalen Mandatszentrum für Kinderschutz. Kurz: Niemand



*Einzelfall:* eritreische Flüchtlingsfamilie.

wird entmündigt. Die Mutter wird unterstützt, bleibt aber für die Kinder verantwortlich.

— **Zeigt der Fall, dass die Sozialhilfekosten «aus dem Ruder laufen»?** Nein, die Tatsachen lassen das nicht zu. Sozialhilfe umfasst persönliche und wirtschaftliche Hilfe. Hilfe für soziale und berufliche Integration. Rund 75 000 Menschen, knapp ein Drittel aller Sozialhilfebezieher in der Schweiz, sind unter achtzehn Jahre alt. Die Familie bleibt ein Armutrisiko. Entwicklungen der Sozialhilfe lassen sich anhand der Sozialhilfequote verfolgen, das heisst des Verhältnisses der Anzahl Sozialhilfeempfänger

zur Wohnbevölkerung. In den drei Jahren vor der Finanzkrise (2008) nahm die gesamtschweizerische Sozialhilfequote kontinuierlich ab. Danach sah die Quote so aus: 2009: 3,0; 2010: 3,0; 2011: 3,0; 2012: 3,1. Die Sozialhilfequote erhöhte sich 2012 erstmals wieder um 0,1 Prozentpunkte. Kurz: Nichts lässt den Schluss zu, da laufe etwas «aus dem Ruder».

— **Zeigt der Fall, dass «Sozialfirmen» unkontrolliert «absurde Kosten produzieren»?** Nein, die Tatsachen lassen das nicht zu. Kinderschutzmassnahmen werden von der KESB nach sorgfältiger Abklärung empfohlen oder angeordnet. Das erfolgreiche Buch «Platzspitzbaby» zeigt, dass man Fremdbetreuung auch vermissen kann. Fremdplatzierungen schützen Kinder vor Misshandlung, Vernachlässigung oder ungenügender Betreuung. Diese Plätze stellen im Kanton Zürich (mit einer Ausnahme) private Trägerschaften zur Verfügung. Für jede Platzierung werden Ziele, Massnahmen und Kosten vereinbart. Und alle Heime und Pflegeverhältnisse werden beaufsichtigt, auch nach betriebswirtschaftlichen Kriterien. Manchmal braucht eine Familie mehr als eine Erziehungsbeistandschaft, aber weniger als ein Erziehungsheim. Dann genügt eine Erziehungshilfe vor Ort: sozialpädagogische Familienbegleitung. Auch hier werden Auftrag und Kosten vereinbart. Die Mehrzahl dieser Aufträge erteilen im Kanton Zürich die Gemeinden selbst. Wie in Hagenbuch. Wer diese Hilfen anbietet, muss wie jeder Berater alle Kosten in die *billable hour* einrechnen. Daher liegt der Tarif einer verrechenbaren Leistungsstunde weit über dem Stundenlohn der Mitarbeitenden. Kurz: Was unter dem Titel «Sozialfirmen» angeprangert wird, ist eine Systemoptimierung, fachlich und finanziell sinnvoll.

Zum Schluss: Wie viele Ausländerfamilien mit sieben Kindern leben zurzeit im Kanton Zürich? Eine einzige. Das Zürcher Bildungs- und Sozialsystem gleicht die Leistungsschwächen der Familie aus und gewährleistet, dass sich alle sieben Kinder so gut wie möglich entwickeln können, um später ohne öffentliche Hilfe auszukommen. Und das rechnet sich. Wie gesagt: Selbstverteidigung der Gesellschaft.

André Woodtli ist Leiter des Amtes für Jugend und Berufsberatung des Kantons Zürich.

# Günstige Herbstzeit- Schnupper-Schnäppchen!

Mit 2 grossen Verlosungen!

Sparen  
Sie jetzt bis zu  
**Fr. 46.-**



Gewinnen Sie eines von  
5 iPad minis, 16 GB, Wi-Fi +  
Cellular – ohne SIM-Lock  
im Wert von je **Fr. 459.-!**

Wenn Sie  
gleich 2 Probeabos  
bestellen, erhalten Sie  
zusätzlich einen  
Gutschein nach Wahl  
im Wert von  
**Fr. 10.-**

+ Schnelleinsender-Extraverlosung

3x LUXUS-WOCHENENDE für 2 Personen im Bergspa  
Hotel La Val Brigels im Wert von je Fr. 840.-! [www.laval.ch](http://www.laval.ch)

## Gewinn- & Bestellschein

Ja, ich profitiere von diesen super Sparangeboten  
und bestelle folgendes Abo: (Bitte Gewünschtes ankreuzen)

- 10x Beobachter für nur **Fr. 20.-** statt Fr. 48.-\* BE0110 VBF1307010001XX
- 3x BeobachterNatur für nur **Fr. 15.-** statt Fr. 17.70\* BN0103 VBF1307010001XX
- 5x Weltwoche für nur **Fr. 25.-** statt Fr. 42.50\* WW11308020001XX
- 6x Reader's Digest Schweiz für nur **Fr. 19.90** statt Fr. 40.20\* SD-DB-426-371
- 5x Das Schweizer Elternmagazin Fritz+Fränzi für nur **Fr. 20.-** statt Fr. 37.50\* FJFVBHS2014
- 4x natürlich für nur **Fr. 20.-** statt Fr. 35.60\* 1410V01
- 4x wir eltern für nur **Fr. 20.-** statt Fr. 32.80\* 1410V01
- 4x KOCHEN für nur **Fr. 20.-** statt Fr. 30.-\* 1410V01
- 10x Schweiz am Sonntag für nur **Fr. 25.-** statt Fr. 35.-\* SCH1410V01
- 30x Tages-Anzeiger für nur **Fr. 20.-** statt Fr. 66.-\* 00450-110-01-002.9

\* Im Vergleich zum Einzelverkaufspreis

2 Probeabos bestellen und Gutschein  
nach Wahl im Wert von Fr. 10.- erhalten!

Vorname: \_\_\_\_\_

Name: \_\_\_\_\_

Strasse/Nr.: \_\_\_\_\_

PLZ/Ort: \_\_\_\_\_

Telefon/E-Mail: \_\_\_\_\_

Aboangebot gilt nur in der Schweiz bis 31.12.2014 (Preise inkl. MwSt. und Versandkosten).

**Teilnahmebedingungen:** Jede Bestellkarte nimmt automatisch an der Verlosung teil. Die Teilnahme ist unabhängig von einer Bestellung. Nur Wettbewerbssteilnahme kostenlos unter [www.probelesen.ch](http://www.probelesen.ch). Einsendeschluss ist der 31.12.2014. Der Hauptpreis (5x iPad mini) wird im Rahmen des Jahreswettbewerbs durch ShareMedia GmbH verlost. Die Gewinner werden schriftlich benachrichtigt. Eine Barauszahlung ist nicht möglich. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Über die Verlosung wird keine Korrespondenz geführt.

### Grosse iPad mini Verlosung:

Gewinnen Sie 5x je ein iPad mini, 16 GB, Wi-Fi + Cellular – ohne SIM-Lock.

### + Schnelleinsender-Extraverlosung:

Antworten Sie **innert 10 Tagen** und Sie nehmen zusätzlich an der Verlosung eines von insgesamt **3 LUXUS-WOCHENENDES** für 2 Personen im Bergspa Hotel La Val Brigels im Wert von je Fr. 840.- teil.



Bitte ausfüllen und noch heute einsenden an: **Lieblingstitel, Leserservice, Postfach, 8099 Zürich**  
Noch schneller geht es per Internet: **Lieblingstitel bestellen und gewinnen unter [www.probelesen.ch](http://www.probelesen.ch)**



WEW

# Kampf an der Schmerzgrenze

Wer an Beschwerden leidet, deren körperliche Ursache sich nicht nachweisen lässt, bekommt keine Invalidenrente mehr. Diese Regel setzte das Bundesgericht mit mehreren Urteilen durch. Opferanwälte wehren sich: Sie klagen wegen angeblicher Verletzung der Menschenrechte in Strassburg. *Von Markus Schär*

«Der Schmerz geht niemals weg», sagt Ines Steiner, seit zehn Jahren schon. Im April 2004 fiel der Frau im Mu-Ki-Turnen der dreijährige Sohn von der Sprossenwand auf die Schulter, so dass ihr Kopf, wie sie später erzählte, «mit einem hörbaren Knacksen auf die linke Schulter gedrückt wurde». Mutter und Kind erlitten beim Zwischenfall keine Verletzung; in der Nacht aber wachte Ines Steiner mit «höllischen Kopfschmerzen» auf.

Die Ärzte fanden in langwierigen Behandlungen keine Ursache für ihre Beschwerden, dennoch schrieb sie zwei Jahre später ein Gutachter arbeitsunfähig. Die IV-Stelle Bern sprach aber keine Rente, und sie bekam nach einem zähen Kampf im September 2011 recht. «Es steht fest», erkannte das Bundesgericht, «dass die subjektiv invalidisierenden Beschwerden der Versicherten weitestgehend nicht durch Befunde zu erklären sind, die sich mittels bildgebender Verfahren erheben liessen.» Das bedeutet: Invalid ist nicht, wer es behauptet, sondern wer es beweist.

Ines Steiner heisst nicht so. Ihr richtiger Name tut nichts zur Sache, weil es nicht darum geht, eine zumindest im eigenen Empfinden kranke Frau blosszustellen. Die Diskretion drängt sich hingegen nicht auf, weil ihr Rechtsvertreter Philip Stolkin fordert, «aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes auf eine Namensnennung zu verzichten». Wenn er keine kritischen Fragen fürchten muss, zeigt sich der Zürcher Anwalt nämlich weniger zimperlich: Vor einem Jahr liess er seine Klientin ihre ganze traurige Geschichte dem *Beobachter* erzählen, samt Namen und Foto mit dem heute dreizehnjährigen Sohn.

Denn Philip Stolkin führt mit dem Schicksal von Ines Steiner einen Kreuzzug. Die Geschichte der Frau mit den unerklärlichen Dauerschmerzen könne den Umbau der Invalidenversicherung «auf den Kopf stellen», schrieb der *Beobachter*: Ihr Fall liegt, zusammen mit mehreren Fällen des Zürcher Anwalts David Husmann, jetzt beim Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR). Die Richter in Strassburg sollen entscheiden, ob die vom Volk geforderte Praxis beim Zusprechen von IV-Renten die Menschenrechte verletzt.

## «Buntes Beschwerdebild»

Bei ihrem Malheur im Mu-Ki-Turnen hatte Ines Steiner wirklich Pech: Wenige Jahre früher hätte sie mit ihren Beschwerden anstandslos eine Rente bekommen, wie Zehntausende



*Invalid ist nicht, wer es behauptet, sondern wer es beweist.*

von Leidensgenossen. Seit 1991, als die Bundesrichter erstmals wegen eines «bunten Beschwerdebilds» ohne nachweisbare Ursache einen jungen Mann zum lebenslangen Invaliden machten, sprang bis 2005 die Zahl der IV-Rentner von 150 000 auf 300 000, und zwei Drittel der Neurentner litten an Gebrechen mit «unklarer Kausalität» – zu Deutsch: ohne nachvollziehbaren Grund.

Daran krankte die IV: Ihre Schulden betragen schon 2004 sechs Milliarden, und sie belaufen sich heute auf vierzehn Milliarden. Deshalb rissen vor zehn Jahren Justiz und Politik auf dem Kurs in den Abgrund das Steuer herum. Einen Monat vor Ines Steiners Zwischenfall, im März 2004, fällte das Bundesgericht ein wegweisendes Urteil: Eine Schmerzstörung, für die sich keine körperliche Ursache finde, könne «in der Regel keine lang dauernde, zu einer Invalidität führende Einschränkung der Arbeitsfähigkeit bewirken». Im konkreten Fall leuchte es angesichts der «bescheidenen Befunde» und der fragwürdigen Diagnose nicht ein, «weshalb eine Schmerzüberwindung nahezu gänzlich ausserhalb des Bereichs des Zumutbaren liegen soll». Generell lasse sich eine Schmerzstörung in den meisten Fällen überwinden, gerade mit Arbeit. Die Lebenserfahrung lehrt ja, dass sich Schmerzen dank Ablenkung durch eine Tätigkeit zumindest leichter ertragen lassen.

### Monsterdefinition

Die Politik zeigte sich weniger geradlinig. Die 5. IV-Revision, die das Volk im Juni 2007 nach einem Referendum der Linken klar annahm, sollte die IV wieder auf ihren eigentlichen Zweck ausrichten: die Behinderten ins Arbeitsleben einzugliedern, statt mit einer Rente auszugrenzen. Und mit der 6. IV-Revision wollte die Politik bei den Leistungen sparen und die Fälle von Rentnern mit unklaren Leiden prüfen. Für das Versprechen, die bankrotte IV zu sanieren, forderte der Bundesrat eine bis 2017 befristete Erhöhung der Mehrwertsteuer; das Volk stimmte im September 2009 zu. Letztes Jahr schwadronierten aber SP und CVP plötzlich im Chor mit Sozialminister Alain Berset (SP), es brauche keine Sparmassnahmen mehr – das Parlament lehnte schliesslich die völlig aufgeweichte Vorlage ab.

Immerhin zog das Bundesgericht seine Linie konsequent durch – besonders nach dem Rücktritt der Bundesrichterin, deren fragwürdiges Leiterteil von 1991 zu Milliardenkosten für IV und Suva, Justiz, Gesundheitswesen und Privatversicherer geführt hatte. Im August 2010 entschieden die höchsten Richter in Luzern, ein Schleudertrauma könne nicht zur Invalidisierung führen; damit beendeten sie schlagartig die Epidemie, die sie neunzehn Jahre zuvor selber ausgelöst hatten. Und im September 2011 – im Fall von Ines Steiner –

dehnten sie diese Beurteilung auf alle «pathogenetisch-ätiologisch unklaren syndromalen Beschwerdebilder ohne nachweisbare organische Grundlage» aus: Die Monsterdefinition, von den Experten jetzt als PÄUSBONOG abgekürzt, lässt sich mit «anhaltende Schmerzstörungen ohne erkennbare Ursache» ausdeutschen.

Im Juni 2014 berieten die Bundesrichter zwei ähnliche Fälle. Eine Justiererin verlor 2008 ihre Stelle, weil sie einen Auslandsaufenthalt während einer Krankheitsabwesenheit verschwiegen hatte. Sie meldete sich danach wegen Depressionen, Schwindel, Atemnot und Kopfschmerzen bei der IV an, kümmerte sich aber kaum um eine Behandlung ihrer Leiden, sondern kämpfte nur um eine Rente. Und eine Halbleiteroperatorin bekam 2004 die Kündigung, weil sie wegen angeblicher Krankheiten immer wieder fehlte. Sie forderte

### Die Lebenserfahrung lehrt, dass sich Schmerzen dank Ablenkung leichter ertragen lassen.

wegen chronischer Nacken- und Schulter Schmerzen und schwerer Migräne eine IV-Rente, ging bei zahlreichen Ärzten zur Behandlung und schluckte, wie es das Gericht ausdrückte, «eine eindruckliche Menge an Medikamenten» – die wohl weitere Leiden auslösten. Das Bundesgericht entschied in beiden Fällen, die Juristen müssten die Befunde der Ärzte nicht einfach übernehmen: Welche Krankheiten zur Invalidisierung führen können, entscheidet die Justiz, nicht die Medizin.

Die Opferanwälte heulten auf. Denn die Urteile aus Luzern bedeuten, dass sie ihre Klienten nicht mehr von Arzt zu Arzt und von Gutachter zu Gutachter schleppen können, bis schliesslich einer – oft auch unter Druck bis hin zu Drohungen – die Erwerbsunfähigkeit bescheinigt. Philip Stolkin brauchte als Megafon einmal mehr den *Tages-Anzeiger*, obwohl der Zürcher



*Ich habe keine Angst im Dunkeln. Hey, ich bin verheiratet und habe zwei Teenager!*

Rechtsprofessor Thomas Gächter schon in einem früheren Fall gespottet hatte, «auflagestarke Medien» sollten besser überlegen, «ob sie sich derart instrumentalisieren lassen wollen». Und er schimpfte in einem Aufsatz im *Jusletter* wortreich über die «Konfusion des Bundesgerichts in vier Urteilen». Die Vermutung des Bundesgerichts – das sich bei seinen Urteilen auf den medizinischen Forschungsstand stützte – sei abwegig, dass sich eine Schmerzstörung durch eine zumutbare Willensanstrengung überwinden lasse: «Diese Lebenserfahrung ist wissenschaftlich nicht haltbar.»

### Hunderttausend hängige Fälle

Vor allem donnerte der Anwalt, wenn das Bundesgericht grundsätzlich bestreite, dass Schmerzstörungen zur Invalidisierung führen könnten, nehme es den «Schmerzkranken» das Recht, ihre Invalidität zu beweisen. Das aber verstosse gegen die Europäische Menschenrechtskonvention. Artikel 6 verlangt, dass in Strafsachen und auch in Zivilverfahren «von einem unabhängigen und unparteiischen, auf Gesetz beruhenden Gericht in einem fairen Verfahren, öffentlich und innerhalb angemessener Frist verhandelt wird». Mehr gibt der Artikel, der sonst die Rechte von Angeklagten festschreibt, selbst bei fantasievollster Auslegung nicht her; die angebliche Verletzung des Rechts auf ein faires Verfahren genügt aber, dass wohl auch die jüngsten Fälle in Strassburg landen.

«Leider gilt die alte Weisheit: «Recht und Gerechtigkeit ist nicht immer das Gleiche», schreibt Philip Stolkin auf seiner Website. «Aber was möglich ist, sollten wir gemeinsam erreichen.» Das ist nicht eben viel: Dieses Jahr mussten die beiden sozialrechtlichen Abteilungen des Bundesgerichts schon zehn Beschwerden des Zürcher Anwalts behandeln – vier wiesen sie ab («konkret sind die Behauptungen im Wesentlichen aktenwidrig»), auf sechs traten sie gar nicht ein («als aussichtslos zu bezeichnen»). Aber in allen diesen Fällen bleibt immer noch der Weiterzug an den EGMR. Schliesslich bezeichnet Professor Jörg Paul Müller in einem von den Opferanwälten bestellten Gutachten die Schweizer Rentenpraxis als menschenrechtswidrig.

Was geschieht mit diesen Fällen in Strassburg? Nichts, sie liegen in den Schubladen wie die gut hunderttausend anderen hängigen Fälle. Selbst beim Bundesgericht weiss niemand etwas davon: Es muss sich nur zu Fällen äussern, die der EGMR nicht als offensichtlich unzulässig oder unbegründet ansieht und bei denen er eine Verletzung der Menschenrechte ernstlich annimmt – dazu gehören die Schweizer IV-Fälle offenbar nicht.

Das heisst: Ines Steiner wartet noch jahrelang auf eine Rente, statt gegen ihre Schmerzen zu kämpfen, letztlich wohl vergeblich. Aber wenigstens hat ihr Anwalt immer zu tun. ○

# «Das perfekte Scheingefecht»

Neue Gesetze sollen Kleinkunden im Banking besser schützen. Erreicht werde genau das Gegenteil, sagt Adrian Künzi, Chef der Notenstein-Privatbank. Kundenberatung drohe zum Luxusgut zu werden.  
Von Christian Mundt und Christian Schnur (Bild)

Am 25. Januar 2012 wurde die Notenstein-Privatbank AG ins St. Galler Handelsregister eingetragen. Zwei Tage später wurde die Öffentlichkeit darüber informiert, dass die Bank Wegelin & Co. – bis dahin die älteste Privatbank in der Schweiz – mit Ausnahme des Amerikageschäfts an die Raiffeisen-Gruppe verkauft werde und neu als Notenstein firmiere. Seither ist Adrian Künzi – zuvor als unbeschränkt haftender Teilhaber von Wegelin für den Aufbau der Filialen in Lausanne und Genf verantwortlich – Chef der neuen Bank.

**Herr Künzi, Sie sind über Nacht vom Teilhaber zum Chef geworden, zogen von der West- in die Ostschweiz. Wie kam es dazu?**

Wir haben innerhalb der Partnergruppe entschieden, dass ich als jüngster Wegelin-Teilhaber die Verantwortung für Notenstein bekommen sollte. Für die Neugründung der Bank blieben mir nur knapp drei Wochen. Alles musste sehr schnell gehen.

**Den Privatbanken wird ein Bereinigungsprozess vorhergesagt, wobei es vor allem kleine Banken schwierig hätten. Ist Notenstein mit einem verwalteten Vermögen von rund 21 Milliarden zu klein?**

Ich glaube nicht, dass es ein «zu klein» oder «zu gross» gibt. Es gibt für jede Grösse das richtige Geschäftsmodell. Eine kleine Bank kann mit dem richtigen Geschäftsmodell erfolgreich sein – genauso wie eine grosse mit dem falschen untergehen kann. Für eine Privatbank, die zu den besten zählen möchte, muss unsere Bank noch wachsen. Aber Notenstein ist nicht alleine, sondern in die Raiffeisen-Gruppe eingebettet. Da ist noch viel Potenzial.

**Notenstein ist bisher vor allem in der Schweiz aktiv. Wird dies so bleiben?**

Wir haben zwei Entwicklungsstrategien: die Stärkung des Marktes Schweiz – das liegt auf der Hand; rund siebzig Prozent der von uns verwalteten Vermögen stammen aus der Schweiz. Andererseits gibt es das Asset-Management und den Bereich institutionelle Kunden, den wir gezielt ausbauen. Mit Raiffeisen als Muttergesellschaft haben wir hierzu die nötige Grösse.

**Wäre eine Expansion ins Ausland denkbar?**

Ja. Gerade bei institutionellen Anlegern ist es aufgrund der Konsumentenschutz- und Steuerfragen einfacher, international tätig zu sein als im Private Banking. Unsere Zielmärkte sind die deutschsprachigen Länder.



«In Europa bestehen grosse Abschottungstendenzen»: Notenstein-Chef Künzi.

**Und im Privatkundengeschäft?**

Hier fokussieren wir auf wenige Länder. Denn es wird immer fraglicher, ob und wo man überhaupt noch tätig sein kann. In Europa bestehen grosse Abschottungstendenzen. Es wird wohl nicht so sein, dass man mit einem EU-Pass seine Dienstleistungen ohne weitere Lizenzierung europaweit anbieten kann.

**Seit das Private Banking unter Druck ist, sprechen alle Banken vom Asset-Management. Warum kommt man erst jetzt auf dieses Geschäft?**

Es ist tatsächlich unverständlich, dass es den Schweizer Banken nie gelang, erfolgreich ein Asset-Management aufzubauen.

**Wird das jetzt gelingen? Die grossen Zentren sind New York und London.**



Die Hedge-Fund- oder Rohstoffhandels-Industrie haben gezeigt, dass man in der Schweiz schnell ein Cluster bilden und die richtigen Leute hierherbringen kann. Die Schweiz ist ein attraktiver Standort, um ein Asset-Management aufzubauen – die nötigen Investitionen vorausgesetzt.

#### Was sind die grössten Herausforderungen für den Schweizer Finanzplatz?

Zurzeit dominieren zwei Themen: die Regulierung und die Lösung der Steuerstreitfrage. In Anbetracht der Wichtigkeit ist es richtig, sich mit diesen Themen zu beschäftigen. Aber was die Regulierung anbelangt, tendieren wir in der Schweiz dazu, strengere Vorschriften zu machen als alle anderen. Die Steuerstreitfrage wiederum ist vergangenheitsorientiert. Gleichzeitig sind das aus meiner Sicht die falschen Themen, weil sie nicht wirklich produktiv sind. Beide Themen absorbieren enorm viele Kräfte und Ressourcen.

#### Wie viel Zeit verwenden Sie darauf?

Ich schätze, dass in den Geschäftsleitungen der Schweizer Banken gegen zwei Drittel der Zeit in Regulierungs- und die Steuerstreitfragen investiert wird.

#### Zwei Drittel?

Auf Stufe Geschäftsleitung: Ja. Die US-Steuerstreitfrage kann für Banken existenziell sein. Aber es ist nicht nur die Zeit, es kostet auch sehr viel, beispielsweise wenn man externe Experten zuziehen muss. Dieses Geld fehlt dann für andere Investitionen.

#### Was sehen Sie als wichtiger an?

Den Auftrag der Kunden – ihre Vermögen zu verwalten, für sie zu investieren. Investieren heisst, man vergibt Kapital, mit dem Ziel, eine Rendite zu erzielen. Gleichzeitig stellt man der Wirtschaft Kapital zur Verfügung. Als Unternehmen müssten wir überlegen: Wo investieren wir und wie viel? Wo sind die grossen Umbrüche? Welche neuen Industrien entstehen? Ab wann soll man dort investieren? Wie sieht es aus mit den sogenannten Blue-Chip-Firmen? Welche wird es in zehn Jahren noch geben?

#### Ein Pfeiler des neuen Finanzdienstleistungsgesetzes (Fidleg) ist der Konsumentenschutz. Da sind die Banken dagegen.

Das stimmt so nicht. Die Grundidee ist nicht falsch – aber das Fidleg geht am Ziel vorbei. Denn das Vertrauensverhältnis des Kunden zum Berater wird in Frage gestellt. Im Prinzip wird unterstellt, dass alle Bankberater versuchen, ihren Kunden überteuerte und intransparente Produkte anzudrehen. Das ist grundfalsch: Jede Bank hat ein Interesse an zufriedenen Kunden. Das ist der Garant für das Weiterbestehen der Bank. Man versucht, das Vertrauensverhältnis durch ein Kontrollinstrument zu ersetzen, das kann nicht funktionieren.

#### Auch andere Branchen kennen Regulierung.

Die Frage ist doch: Für wen ist es relevant? Sehr vermögende Kunden haben neben der Bank weitere Berater und oft auch mehrere Bankbeziehungen. Zudem interessieren sich viele vermögende Kunden selber für Finanzprodukte, und sie werden von den Banken bereits umfassend dokumentiert.

#### Und der Kleinanleger, der diese Kenntnisse nicht hat?

Auch für diesen wird es kein Gewinn sein, weil die Banken für einen Kleinanleger nicht mehrere Stunden aufwenden, um ihm ein Produkt zu erklären und das Beratungsgespräch zu protokollieren. In Deutschland kann man das sehen. Die Beratungsdienstleistung für Kleinanleger wird entweder nicht mehr angeboten – oder muss bezahlt werden, was sehr teuer ist und nur noch für grössere Vermögen erbracht wird. Der Konsumentenschutz verkehrt sich dadurch ins Gegenteil.

#### «Das Vertrauensverhältnis des Kunden zum Berater wird in Frage gestellt.»

#### Was ist denn die grösste Gefahr für den Kunden? Wovor soll er geschützt werden?

Vor einer falschen Zusammensetzung des Portfolios bezüglich Risikoklassen, zu grossen Klumpenrisiken, zu spätem Erkennen von (Börsen-)Krisen oder einer zu einseitigen Ausrichtung im Währungsbereich. Die Liste ist sehr lang. Aber all dies wird mit den Konsumentenschutzbestimmungen nicht korrigiert. Das Fidleg kann diese Probleme nicht lösen. Auch die grossen Betrugsfälle – beispielsweise den Fall des Jahrhundertbetrügers Bernard Madoff – hätte es nicht verhindert. Es bleibt nur die Schlussfolgerung: Es ist das perfekte Scheingefecht.

#### Was würde uns weiterbringen?

Ich wünschte mir in der Schweiz mehr Think-Tanks, die sich mit den wichtigsten Fragen der Zukunft beschäftigen. Wie geht es weiter mit der Pharmaindustrie, was ist von der Rohstoffbranche zu erwarten? Welche Unternehmen werden die Gewinner, welche die Verlierer der nächsten Dekade sein? Das sind auch für Banken wichtige Fragestellungen – da wir als Kapitalgeber agieren. Beispielsweise die Digitalisierung in der Bankenwelt: Wie wird in Zukunft kommuniziert werden? Wie wird die Interaktion zwischen Bank und Kunde laufen? Welche Kanäle werden genutzt werden? Auf all diese Fragen gibt es Antworten. Aber es nützt nichts, eine perfekte, vollautomatische und digitale Infrastruktur zu haben, wenn die Grundfrage – Wo wird investiert? – ungeklärt bleibt.

#### Think-Tanks als Zukunftsvision des Schweizer Bankenplatzes?

Ja. Der Schweizer Finanzplatz ist heute bei Rahmenbedingungen wie Infrastruktur, Rechtssicherheit, politischer Stabilität und Sicherheit hervorragend. Nun müssten wir die Themenführerschaft bei Anlagefragen übernehmen – das Wissen wäre vorhanden.

#### Die Banken als Taktgeber für die gesellschaftliche Entwicklung?

Genau. In der Vergangenheit war das ja so: Denken Sie an die die grossen Industrieprojekte oder die Eisenbahn. Daraus sind auch einige Banken hervorgegangen. Die Banken hatten früher einen starken Einfluss auf die reale Wirtschaft. Und haben das Land und die Wirtschaft weiterentwickelt, indem sie investierten und unterstützten. Das fehlt heute.

#### Wegen der Regulierung – oder weil in den Banken eine andere Denkweise vorherrscht?

Es wäre unfair, die Regulierung für alles verantwortlich zu machen. Aber ein Grossteil der Energie ist heute einfach in anderen Themenbereichen gebunden. Wieso gibt es so wenige Think-Tanks in der Schweiz? Man kann sie an einer Hand abzählen. Es müsste doch mehr Organisationen geben, die aus der Schweiz heraus Ideen generieren. In der Schweiz liegen 5500 Milliarden Vermögen. Diese am richtigen Ort zu investieren, richtig zu verteilen – das ist eine absolut spannende Aufgabe. Leider sehe ich nur ganz wenige Banken, die diese Themen besetzen. ○

## Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)

[www.vermoegenszentrum.ch](http://www.vermoegenszentrum.ch)

VZ VermögensZentrum



Antworttalon

Weltwoche 2014

#### Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

E-Mail

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:

VZ VermögensZentrum, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich

# Rotoren und Paragrafen

Der erste Schweizer Helikopter hat erfolgreich seinen Jungfernflug absolviert. Sein Entwickler, der Maschinenbauingenieur Martin Stucki, ist ein beredter Kritiker der europäischen Luftfahrt-Regulierung. Die Schweiz, findet er, sollte sich den Austritt aus der EASA überlegen. *Von Florian Schwab*

Ein Schweizer Tüftler, russische Investoren und ein komplett neu entwickelter Helikopter made in Switzerland – Martin Stuckis Marengo Swisshelicopter hat bereits während der Entstehung Dutzende von euphorischen Beiträgen provoziert: «Jungunternehmer mit überdurchschnittlicher Vision», meinte die Fernsehsendung «Eco», «Schweizer Helikopter soll die Welt erobern», titelte *20 Minuten*, «Schneller, stärker, leiser», rühmte die *Neue Zürcher Zeitung*. Und vor einer Woche war es endlich so weit: Der Schweizer Helikopter hob erfolgreich zu seinem Erstflug ab. «Der Jungfernflug ist geglückt», jubelte der *Blick*.

Wir treffen den Erfinder Martin Stucki in seinem Ingenieurbüro im zürcherischen Pfäffikon, das von aussen wie ein sehr grosses Wohnhaus aussieht. Niemand würde vermuten, dass hier – aviatisch betrachtet – Weltbewegendes passiert: Der Schweizer Helikopter ist die erste komplette Neuentwicklung in der Gewichtsklasse der Sechs- bis Achtsitzer seit 1976. Das Modell richtet sich an die Ansprüche gehobener Privatkunden, soll aber auch für Rettungseinsätze taugen. Vor allem aber ist es komfortabler als seine Konkurrenten, die grösstenteils militärischen Anwendungen entsprungen sind. So befinden sich auch an der Unterseite des Fluggeräts Fenster. Der Rundumblick hilft dem Piloten beim Einsatz der Seilwinde und schmeichelt der Panorama-Lust der Passagiere.

## Schweizer Investoren zeigten kein Interesse

In der kleinen Cafeteria am Rand des Grossraumbüros an der Kaffeemaschine: der Chef. Ingenieur Stucki ist ein grossgewachsener Mann mit unprätentiösem Äusseren. Seine Brille erhebt keinen Anspruch darauf, in kreativen Kreisen Aufmerksamkeit zu erregen. Seine Welt sind Maschinenteile, Zahlen und Formeln. Kurz: Engineering (oder, wie Stucki sagt: «alles, was *chlopft*, wenn man es zum Fenster hinauswirft»). Stuckis Welt besteht seit 2009 vor allem aus dem Helikopter. Damals übertrug er die Verantwortung für sein Ingenieurbüro Marengo einem Geschäftsführer, um sich ganz dem Helikopter zu widmen, den er mit rund vierzig Leuten konzipierte.

Allein, vom Helikopter ist hier in Pfäffikon nichts zu sehen. Dieser entsteht im glarnerischen Mollis, dort soll er mit 80 Prozent Schweizer Komponenten produziert werden. Eine ganze Zuliefererindustrie ist in seinem Sog entstanden. Bereits rund sechzig Bestellungen aus aller Welt liegen vor. Stückpreis: zirka 3 Millionen Franken.

In dem Gebäude hätten seine Eltern in früheren Zeiten eine Mosterei geführt, erzählt Stucki. «Ich wollte immer ein eigenes Unternehmen haben.» Auf eine Lehre als Maschinenmechaniker folgten das Technikum und Beschäftigungen bei etlichen namhaften Schweizer Industrieunternehmen. 1997, Stucki war gerade dreissig Jahre alt, gründete er das Ingenieurbüro Marengo als Einmannunternehmen, und er hat es mit rund zwanzig Mitarbeitern ausgebaut.

Seit dem zwanzigsten Lebensjahr gilt seine private Leidenschaft der Helikopterfliegerei. Als bereits erfolgreicher Ingenieur reichte er 2002 bei einem Unternehmerwettbewerb der ETH einen Businessplan für die Entwicklung eines neuen Helikopters ein. Trotz einem grossen Erfolg bei dem Wettbewerb gestaltete sich die Investorensuche schwierig. «Schweizer Banken finanzieren schon lange keine Industrieprojek-

## Plötzlich wurde sein Helikopter von den Medien zur «Rolex der Lüfte» stilisiert.

te mehr», sagt er. In der Schweiz sei die «Kultur verlorengegangen» für solche Finanzierungen. Auch die staatliche Investitionsagentur CTI sei nicht hilfreich. Zuerst müsse er zeigen, dass der Heli fliege, hatte man ihm beschieden. «In anderen Bereichen wie der Medizinaltechnik sitzen die Steuergelder viel lockerer», sagt er.

Schliesslich klappte es doch noch: Ein russischer Oligarch, auf den Stucki nicht näher eingehen möchte, investierte über eine Schweizer Firma in das Projekt. 2009 konnte Stucki die Arbeit am Swisshelicopter aufnehmen, den er nüchtern SKYe SH09 nennt. «Dass uns der Name Swisshelicopter auf einen Schlag berühmt macht, hat mich selber überrascht.» Plötzlich wurde sein Helikopter von den Medien zur Rolex der Lüfte und zum Pilatus des Helikoptermarktes stilisiert. Was will man mehr?

Die Entwicklungskosten seien sehr hoch, auch wegen regulatorischer Anforderungen.



Stadtpendler, in der Natur ausgesetzt.

«Die Safety-Regulierung ist teilweise übertrieben – da gehen Mannjahre drauf», bilanziert Stucki. Auch aus diesem Grund habe es seit mehr als dreissig Jahren keine komplette Neuentwicklung im Segment der sechs- bis achtplätzig Helikopter in der 2,5-Tonnen-Klasse mehr gegeben. Er, der Pfäffiker Unternehmer, sei der Erste, der sich wieder daran gewagt habe.

## Massive Einschränkungen

Beim Thema Regulierung gerät Stuckis Fliegerblut in Wallung. «Früher», hebt er an, «gab es in der Schweiz das Luftfahrtgesetz.» Dieses habe zwischen zwei Buchdeckeln Platz gefunden. «Da waren die wichtigsten Sachen drin, es hat gut funktioniert.» Dann habe sich die Schweiz – wegen der Swissair und später Swiss – der Europäischen Agentur für Flugsicherheit (EASA) angenähert und sei ihr schliesslich beigetreten. Doch dieser gehe es, «wie der Name schon sagt», nur um maximale Sicherheit. Seither gebe es kein einzelnes Buch mehr, sondern eine weitschweifige Internetbibliothek mit Tausenden Gesetzen, unzähligen Anhängen zu diesen Gesetzen, Verordnungen und Weisungen.

Stucki führt absurde Beispiele ins Feld: So habe die EASA vor ein paar Jahren den Betrieb von einmotorigen Helikoptern eingeschränkt. «Dabei gibt es keinerlei Statistik, die beweist, dass es damit mehr tödliche Unfälle gibt als bei den zweimotorigen.» Motorversagen laufe bei den Unfallsachen unter «ferner liefen». Zudem drücke die EASA durch, dass in Zukunft Piloten europaweit mit sechzig pensioniert werden müssen. «Dabei haben wir doch in der Schweiz ein höheres Pensionsalter!» Carfahrer und Schiffskapitäne dürften auch bis siebzig fahren. Die Landevorschriften würden ebenfalls vereinheitlicht, dabei sei «es nicht dasselbe, ob ich in der Nordsee auf einer Plattform lande mit dreissig Meter Umschwung oder auf der Planurahütte im Kanton Glarus, wo wenige Meter die Rotorblätter vom Hüttendach trennen».

Da die Swiss mittlerweile der deutschen Luft hansa gehöre und Schweizer Helikopterfirmen nur Flüge aus der Schweiz in die EU oder aus der EU in die Schweiz, nicht aber innerhalb der EU durchführen dürften, «sollte die Schweiz sich überlegen, ob es nicht besser wäre, aus der EASA auszutreten». Mit ihrer «nicht zu über-treffenden Regulierungswut» sei die EASA eine Mischung aus «französischem Zentralismus» und deutschem Obrigkeitsglauben («der Bürger ist für den Staat da und nicht umgekehrt»),



«Alles, was chlöpft»: Stucki im Swisshelicopter.

und dies wird bei uns mit Schweizer Präzision umgesetzt – «zusammengenommen ergibt dies einen Albtraum».

Noch stärker stört Stucki, dass die Schweiz auch in der Luftfahrt heute dazu neige, auf die europäische Überregulierung noch einen «Swiss Finish» zu setzen. Seit Verkehrsminister Moritz Leuenberger (SP) wolle die Politik den Heli-Verkehr zurückdrängen. Sichtbar werde dies an der neuen Landeverordnung, die unter Leuenberger entworfen und kürzlich von Bundesrätin Doris Leuthard (CVP) erlassen wurde.

Symbolhaft für den fehlgeleiteten Geist der Verordnung sei beispielsweise das kategorische Verbot von Landungen in einem Radius von hundert Metern um Gaststätten herum. Das sei ein «Neidartikel», findet Stucki. Ein sachlicher Grund sei nicht ersichtlich.

Die Verordnung habe die Landemöglichkeiten in vielen Gebieten der Schweiz massiv eingeschränkt, und durch die Hintertür könnte

die Verwaltung, namentlich das Bundesamt für Umwelt, die Verbotszonen jederzeit ausweiten, «praktisch auf das ganze Land». Auch seine eigene Partei, die FDP (Stucki war Gemeinderat, Schulpfleger und Schulpräsident in Pfäffikon), habe bei der Vernehmlassung geschlafen. «Die meisten dachten, dass man vorher gar nir-

---

«Das ist, als ob man Roger Federer in den Tennisunterricht schickte.»

---

gends landen durfte und es neu erlaubt würde – dabei war es genau umgekehrt.»

Auch abseits der Fliegerei sieht Stucki die Schweizer Politik auf Abwegen. Die liberale Wirtschaftsordnung sei «extrem» unter Druck. «Wir nähern uns in vielen Bereichen schrittweise der EU an.» Dabei sehe man doch, dass dort «viele grottenschlecht funktioniert». Die EU

«hat eine Tendenz in Richtung Kommunismus»: Eine Kaste von politischen Führungspersonen entscheide, und die normalen Leute müssten sich danach richten. Für den Erfinder Stucki läge das Erfolgsrezept der Schweiz in der Abgrenzung zur europäischen Überregulierung und zu ihrer dogmatischen Versteifung auf das Soziale, Ökologische und Linke.

Trotz aller Kritik: Entziehen kann sich Stucki den von ihm kritisierten Entwicklungen nicht. So reichte der Arm der EASA bis in das Cockpit seines Marenco Swisshelicopter. Dem Schweizer Bundesamt für Zivilluftfahrt (Bazl) habe er einen Testpiloten vorgeschlagen, «der seit zwanzig Jahren nichts anderes gemacht hat als Heli fliegen». Davon ein Grossteil Testflüge. Das Bazl drückte sich um eine Entscheidung und verwies Stucki trotz der hervorragenden Referenzen des Testpiloten an die EASA in Köln. «Das ist», sagt Stucki, «als ob man Roger Federer in den Tennisunterricht schickte.» ○

# Krach ums Geldverteilen

Die Behörden setzen Hunderte Millionen Franken der CO<sub>2</sub>-Abgabe ein, um den Klimagas-Ausstoss zu verringern. Obwohl das Gebäudeprogramm ineffizient ist, will der Bund noch mehr Geld für Sanierungen ausgeben. Jetzt stellen sich die Kantone quer. *Von Alex Reichmuth*



*Verheerender Anreiz:* Walter Steinmann (SP), Direktor des Bundesamts für Energie.

Im Juli wurden die Ergebnisse des Gebäudeprogramms von Bund und Kantonen für 2013 bekannt: Demnach flossen 211 Millionen Franken an Subventionen für Sanierungen, insbesondere für Wärmedämmungen und den Ersatz von Ölheizungen. Mit den angestossenen Massnahmen konnte der CO<sub>2</sub>-Ausstoss um 121 000 Tonnen verringert werden. Damit betrug der Aufwand pro vermiedene Tonne CO<sub>2</sub> horrende 1744 Franken. Das ist eine miserable Bilanz. International gesehen ist Klimaschutz viel billiger zu haben: Er kostet nur etwa 60 Franken pro Tonne CO<sub>2</sub>, rund dreissigmal weniger.

Das Gebäudeprogramm läuft seit 2010. Das Geld für die Förderung stammt aus der CO<sub>2</sub>-Abgabe auf fossilen Brennstoffen. Bis Ende letzten Jahres bezahlten die Konsumenten neun Rappen pro Liter Heizöl. Seit Anfang 2014 sind es 16 Rappen. Die CO<sub>2</sub>-Abgabe wurde als Lenkungsabgabe propagiert, deren Erträge an die Bevölkerung zurückfliessen. Doch dann sicherte sich der Bund mit der sogenannten Teilzweckbindung das Recht, ein Drittel des Ertrags für Gebäudesanierungen abzuweigen – maximal 300 Millionen Franken pro Jahr.

Bisher verteilte der Bund die Fördergelder aus der CO<sub>2</sub>-Abgabe an die Kantone, und diese entschieden gemäss gemeinsamen Regeln, welche Hausbesitzer profitieren sollten. Dies entspricht der Bundesverfassung. «Für Massnah-

men, die den Verbrauch von Energie in Gebäuden betreffen, sind vor allem die Kantone zuständig», besagt Artikel 89. Zusätzlich zu dem Geld aus der CO<sub>2</sub>-Abgabe wenden die Kantone heute 125 Millionen Franken eigene Mittel für Klimaschutz bei Gebäuden auf. Insgesamt ist die Verteilung des Geldes aber mit ausufernder Bürokratie verbunden – wie meist bei Subventionen. Die Eidgenössische Finanzkontrolle kam 2013 zum Schluss, dass das Gebäudeprogramm «unsystematisch organisiert» sei.

## Eine Blockade droht

Das federführende Bundesamt für Energie (BfE) unter Leitung des Sozialdemokraten Walter Steinmann will das Fazit der Finanzkontrolle nutzen, um den Kantonen das Gebäudeprogramm zu entreissen und die ineffiziente Subventionierung gar noch auszubauen. Auch soll die Förderung über das Jahr 2019 hinaus verlängert werden. Ursprünglich war vorgesehen, dass die Teilzweckbindung der CO<sub>2</sub>-Abgabe auf zehn Jahre befristet ist.

Geht es nach dem Bund, soll beim Gebäudeprogramm ein geradezu steinzeitlicher Fördermechanismus Einzug halten: Die Gelder aus der CO<sub>2</sub>-Abgabe sollen nicht mehr anteilmässig an die Kantone fliessen. Der Zufluss soll von deren eigenen Aufwendungen für Gebäudesanierungen abhängig werden. Konkret sollen die Kan-

tone zwei Franken aus der CO<sub>2</sub>-Abgabe bekommen für jeden Franken, den sie aus eigenen Mitteln einsetzen. Dies schafft einen verheerenden Anreiz: Die Kantone werden belohnt, wenn sie möglichst viel statt wenig Geld ausgeben. Der Automatismus schafft zudem Ungerechtigkeiten: Geht ein Kanton haushälterisch mit Steuermitteln um und hält sich bei der Förderung zurück, profitieren seine Bewohner weniger von Subventionen – obwohl die CO<sub>2</sub>-Abgabe schweizweit einheitlich erhoben wird.

Die Kantone stellen sich darum quer gegen die Annexion des Gebäudeprogramms durch Bern. «Der Bund will die Förderprogramme der Kantone massiv und detailliert vorbestimmen», ärgert sich Lorenz Bösch von der Konferenz der kantonalen Energiedirektoren (EnDK). Sollen jährlich sogar 350 Millionen Franken aus der CO<sub>2</sub>-Abgabe für Sanierungen fliessen, wie vom Bund vorgesehen, müssten die Kantone ihre Ausgaben auf insgesamt 175 Millionen Franken steigern. Einige Kantone müssten ihre Ausgaben verdoppeln oder sogar vervielfachen, wenn sie ihre Bewohner beim Gebäudeprogramm nicht benachteiligen wollen. Die EnDK stützt sich in ihrem Widerstand gegen den Bund auf ein Gutachten der Zürcher Staats- und Verwaltungsrechtler Georg Müller und Stefan Vogel. Dieses Gutachten kam zum Schluss, dass der vom Bund geplante Fördermechanismus «in einem gewissen Widerspruch zur verfassungsrechtlichen Kompetenzordnung» steht.

Der Krach zwischen Bund und Kantonen ist dermassen eskaliert, dass das Gebäudeprogramm ab Ende 2015 blockiert sein könnte. Dann läuft die heute geltende Programmverordnung aus. «Heute weiss niemand, ob es im Jahr 2016 ein Förderprogramm geben wird und wie dieses ausgestaltet sein wird», sagte Hansruedi Kunz, Abteilungsleiter Energie der Zürcher Baudirektion im letzten Mai. Bund und Energiedirektorenkonferenz beschwichtigen auf Nachfrage: Falls man sich nicht einig, heisst es hier, würde einfach die aktuelle Programmvereinbarung um ein oder zwei Jahre verlängert.

Doch es gibt weitere Schwierigkeiten: Im letzten März haben die Erdölmittelimporteure rückwirkend Einsprache erhoben gegen die Erhöhung der CO<sub>2</sub>-Abgabe auf Anfang 2014. Die Erdölbranche argumentiert, dass die Berechnung des CO<sub>2</sub>-Ausstosses aus Heizöl fehlerhaft und die Erhöhung der Abgabe darum unzulässig sei. Kommt die Oberzolldirektion zum gleichen Schluss, droht dem Gebäudeprogramm auch deswegen eine Blockade. ○



Essay

## Teures Wunschenken

Die Politik muss sich entscheiden: Entweder nimmt man den Klimawandel ernst – oder man propagiert den Atomausstieg. Beides zusammen geht nicht. Durch Sparen und Alternativstrom lässt sich die Kernkraft in der Schweiz nicht ersetzen. Von Lukas Weber

Wenn es um Energiepolitik geht, hat unsere Energieministerin Doris Leuthard (CVP) eine flexible Meinung. Vor zehn Jahren plädierte sie noch für Atomstrom (*Weltwoche* Nr. 34/2014), nach Fukushima war über Nacht alles anders. Heute redet sie am liebsten nicht mehr über das Thema. Erst kürzlich schrieb Leuthard in der Westschweizer Zeitung *Le Temps* einen Artikel zur menschengemachten Klimaerwärmung. Leuthard plädiert für eine Reduktion des CO<sub>2</sub>-Ausstosses.

Eine CO<sub>2</sub>-Reduktion sei nur zu erreichen, wenn man den Verbrauch fossiler Brennstoffe reduziere. Das wiederum rufe nach drastischen Massnahmen: der Beschränkung des Energieverbrauchs pro Kubikmeter Wohnraum etwa, der Begrenzung des Energieverbrauchs pro Einwohner – und nach dem Ausbau der inländischen Stromproduktion. Spätestens hier ist Stirnrunzeln angesagt. Kommen nicht fast vierzig Prozent unseres Stroms – vertraglich gesicherte Bezüge aus französischen AKW nicht mit eingerechnet – aus Kernkraftwerken? Wie ist das nun genau mit dem Atomausstieg?

Seit einem Jahr arbeitet der Nationalrat an der bundesrätlichen «Energiesstrategie 2050», die in der Wintersession traktandiert ist. Anfang nächstes Jahr geht das Geschäft in den Ständerat. Wichtige Weichen werden gestellt. Zur Debatte steht ein Paket mit zehn revidierten Gesetzen. Angesichts der politischen Grosswetterlage ist zu befürchten, dass das Parlament die Strategie in den wesentlichen Teilen gutheissen wird. Das eingangs erwähnte, unlösbare Dilemma zwischen CO<sub>2</sub> und Atom wird man dabei nach Leuthards Vorbild tunlichst ignorieren. Ein Winkelried, der sich für diese unbequeme Wahrheit eine Bresche schlagen würde, ist leider nicht in Sicht.

Man mag einwenden, der Strom müsse halt künftig «ökologisch», mit Sonne, Wind und Biomasse, erzeugt werden. Wie realistisch diese Option ist, zeigt ein Blick nach Deutschland, wo die sogenannte Energiewende seit über zehn Jahren im Gang ist und bislang mit über hundert Milliarden Euro subventioniert wurde. Dazu ist festzuhalten, dass der Anteil des Atomstroms in Deutschland vor dem Ausstiegsentscheid mit 22 Prozent markant tiefer lag. Doch obwohl bislang nur die ältesten AKW stillgelegt wurden, konnte der CO<sub>2</sub>-Ausstoss Deutschlands nicht gesenkt werden. We-

gen der tageszeit- und witterungsbedingten massiven Produktionsschwankungen und der gewaltigen Differenz zwischen Sommer und Winter erwiesen sich Wind und Sonne schlicht und einfach als untaugliche Stromlieferanten. Das Defizit wird am Ende mit Kohle gedeckt.

**Alle zwei Monate ein neues AKW in China**  
Tatsächlich ist der Atomausstieg nur in ganz wenigen Ländern ernsthaft ein Thema. In den meisten Industrieländern, von Frankreich über Grossbritannien, Finnland, Tschechien,



*Im Dilemma:* Energieministerin Leuthard.

Russland bis zu den USA, befinden sich neue Kernkraftwerke im Bau. Schwellenländer setzen massiv auf diese Option. In China zum Beispiel befinden sich zurzeit 28 AKW im Bau, durchschnittlich alle zwei Monate geht ein neues Kernkraftwerk ans Netz. Der Grund ist simpel: Die Kernenergie ist allen Vorurteilen zum Trotz sicher, günstig und umweltfreundlich. Kraftwerke der vierten Generation, an denen China intensiv forscht, schaffen lange strahlende Abfälle aus der Welt.

Gemäss der bundesrätlichen Energiesstrategie soll bis 2050 die Stromproduktion aus Wasserkraft um zehn Prozent gesteigert werden,

diejenige aus Sonne, Geothermie, Wind, Biomasse gar um das Siebzigfache. Weil sich mittlerweile trotz steigender Konsumentenpreise nicht einmal die relativ günstige Wasserkraft mehr rechnet – die *Weltwoche* erklärte dieses «grüne Paradox» in der Nr. 41/2013 –, wäre das nur mit milliardenschweren Subventionen denkbar. Alternative Kraftwerke erfordern neue Stromnetze und gigantische Speicher, was die Kosten zusätzlich massiv in die Höhe treibt. Doch selbst wenn das Plansoll erreicht würde, reichte es bei weitem nicht aus, um die Lücke des Atomstroms zu schliessen.

Deshalb soll gespart werden. Trotz wachsender Wirtschaft und Bevölkerung soll der Energieverbrauch innert vierzig Jahren halbiert werden. Der Stromverbrauch soll – bei gleichzeitigem Ersatz von Erdöl und Erdgas durch Elektrizität – um zehn Prozent sinken. In der Theorie ist alles möglich. Tatsache ist: Obwohl das Energiesparen seit vier Jahrzehnten über alle Kanäle propagiert wird und obwohl der Konsum gemäss Plansoll schon lange sinken müsste, ist er in Wirklichkeit stetig gestiegen. Konkret stieg der Gesamtenergiebedarf letztes Jahr um 2,5 Prozent, beim Strom betrug die Zunahme 0,6 Prozent. Lediglich in Krisenzeiten sinkt der Bedarf jeweils leicht, doch bislang hat noch niemand ernsthaft die Forderung aufgestellt, zwecks Energiesparens eine Rezession herbeizuführen.

Wissenschaftler der ETH haben errechnet, dass die Energiesstrategie technisch durchführbar ist. Auf dem Papier ist alles möglich – aber zu welchem Preis? Und mit welchen Folgen für die Verbraucher, die Wirtschaft und die Umwelt? Es hat den Anschein, dass diejenigen das Absurde der «Energiesstrategie 2050» leichter erkennen, die nicht an einer Universität studiert haben (sie vertrauen eher dem gesunden Menschenverstand). Und selbstverständlich alle, die nicht vom Staat gefördert werden (sie müssen die Zeche bezahlen). Die deutschen Konsumenten zahlten letztes Jahr rund 21 Milliarden Euro für Ökostrom – und bekamen dafür Energie im Wert von zwei Milliarden Euro. Man kann im Moment nur beten, dass die Schweiz diesen Wahnsinn nicht wiederholt.

Lukas Weber ist Elektroingenieur ETH und hat zum Thema Energieverbrauch promoviert. Er arbeitete beim Elektrizitätswerk der Stadt Zürich (EWZ) und publiziert über Energiefragen.

---

# Das Las Vegas Saudi-Arabiens

---

Rassismus, Bigotterie und Kommerz: Mekka, die heilige Stadt der Muslime, ist zu einem profanen Spielplatz der Superreichen geworden.

Von Ziauddin Sardar

Vor vier Jahren vernahm ich eines Tages den Ruf Mekkas. Ich trank gerade meinen rituellen Morgenkaffee, als ich bei der Lektüre des *Guardian* auf eine ganzseitige Anzeige stiess: «Wohnen Sie nur wenige Schritte vom Allerheiligsten der Welt entfernt», stand unter einer Fotografie der Grossen Moschee. «Wer in Mekka eine Immobilie sucht, möchte vor allem wissen, wie weit er es bis zur Grossen Moschee hat.» Den Lesern wurde empfohlen, eine Wohnung der Emaar Residences im «Fairmont Mecca» zu kaufen.

Dieser Apartmentkomplex befindet sich im «Mecca Royal Clock Tower», der mit 646 Metern der zweithöchste Turm der Welt ist (nach dem Burj Khalifa in Dubai). Er gehört zu einem gigantischen Ensemble von Hochhäusern, Shopping-Malls und Sieben-Sterne-Hotels, die für die Superreichen gedacht sind. Neben dem Uhrturm wirkt die Kaaba geradezu winzig. Die Skyline Mekkas wird nicht mehr beherrscht von den schroffen Umrissen der umliegenden Berge, sondern von kalten Hochhäusern, die sich dem Erdölreichtum verdanken und aussehen wie Bürogebäude in jeder beliebigen amerikanischen Grossstadt. Sie demonstrieren sehr gut, wie sich die Saudis das Mekka von morgen vorstellen. Die Anzeige im *Guardian* versprach ja, dass man nicht bloss «wenige Schritte» von der Grossen Moschee entfernt wohnen werde, sondern hoch über ihr.

## Ring von 130 Wolkenkratzern

Was in der Anzeige jedoch verschwiegen wurde, ist die Tatsache, dass diese wahnwitzige Metropole auf den Gräbern altehrwürdiger Häuser und historischer Stätten errichtet wird. Schätzungsweise 95 Prozent der alten Gebäude in Mekka, darunter mehr als vierhundert Orte von kultureller und historischer Bedeutung, wurden abgerissen, um Platz zu schaffen für diese Protz-Architektur. Mitten in der Nacht rückten Bulldozer an, um schöne Wohnhäuser aus der osmanischen Zeit abzureissen. Am anderen Ende des «Grand Mosque Complex» rings um die Moschee liegt das Haus von Chadidscha, der ersten Frau des Propheten Mohammed. Es wurde zu einer Toilettenanlage umgebaut.

Der Uhrturm ist keineswegs das einzige Gebäude, das die Grosse Moschee überragt. Es gibt das «Raffles Makkah Palace», ein Luxus-hotel mit 24-Stunden-Butlerservice, und das «Makkah Hilton», errichtet über dem Haus von Abu Bakr, dem engsten Weggefährten des Propheten und ersten Kalifen. Zusammen mit dem

«Intercontinental» in Mekka konkurrieren sie alle um einen herausragenden Platz in der Skyline. Es gibt noch viele andere Fünf-Sterne-Hotels und hohe Apartmenthäuser. In den nächsten zehn Jahren wird sich ein Ring von 130 Wolkenkratzern um die Grosse Moschee legen.

Es gibt spektakuläre Pläne für eine Erweiterung der Grossen Moschee, die künftig fünf Millionen Pilgern Platz bieten soll. Der älteste Teil des Haram, der aus der osmanischen Zeit stammt, soll neu gestaltet werden. Das Innere mit seinen prachtvollen Marmorsäulen, gebaut zwischen 1553 und 1629 von den Sultanen Suleiman dem Prächtigen, Selim I., Murad III. und Murad IV., wird durch einige mehrstöckige, achtzig Meter hohe Gebetsäle ersetzt. Die Säulen mit den Namen der Gefährten des Propheten sollen verschwinden. Im Grunde wird von der alten Grossen Moschee nichts mehr übrig-

---

## Das Haus der ersten Frau des Propheten Mohammed wurde zu einer Toilettenanlage umgebaut.

---

bleiben. Die ganze islamische Geschichte, von Omar, dem zweiten Kalifen, bis zu den abbasidischen Kalifen, wird ersetzt durch ein ultramodernes, Doughnut-förmiges Gebäude. Die neue Dschamarat-Brücke wird zwölf Stockwerke hoch sein, so dass noch mehr Pilger auf noch mehr Ebenen die symbolische Steinigung des Teufels vollziehen können.

Es dürfte nur eine Frage der Zeit sein, bis das Geburtshaus des Propheten Mohammed gegenüber dem imposanten Königspalast abgerissen wird und dort vermutlich ein Parkplatz entsteht. In der Saudi-Ära war dort ein Viehmarkt, während die Bürger Hedschas' dafür kämpften, eine Bibliothek in dem Haus einzurichten. Doch selbst das Betreten der Bibliothek ist offenbar eine Todsünde – niemand wird eingelassen. Aber nicht einmal das scheint den radikalen Geistlichen zu genügen, die wiederholt einen Abriss des Hauses gefordert haben. Im Visier haben sie auch den Dschabal al-Nur mit der Höhle von Hira, in die sich der Prophet zum Meditieren zurückzog und wo er seine erste Offenbarung empfing.

Besonders beunruhigend finde ich, dass kaum jemand bereit ist, das Vorgehen der saudischen Regierung offen zu kritisieren. Die Türkei und der Erzfeind Iran haben gegen den Abriss der historischen Stätten und die Auslöschung der Geschichte protestiert, doch die

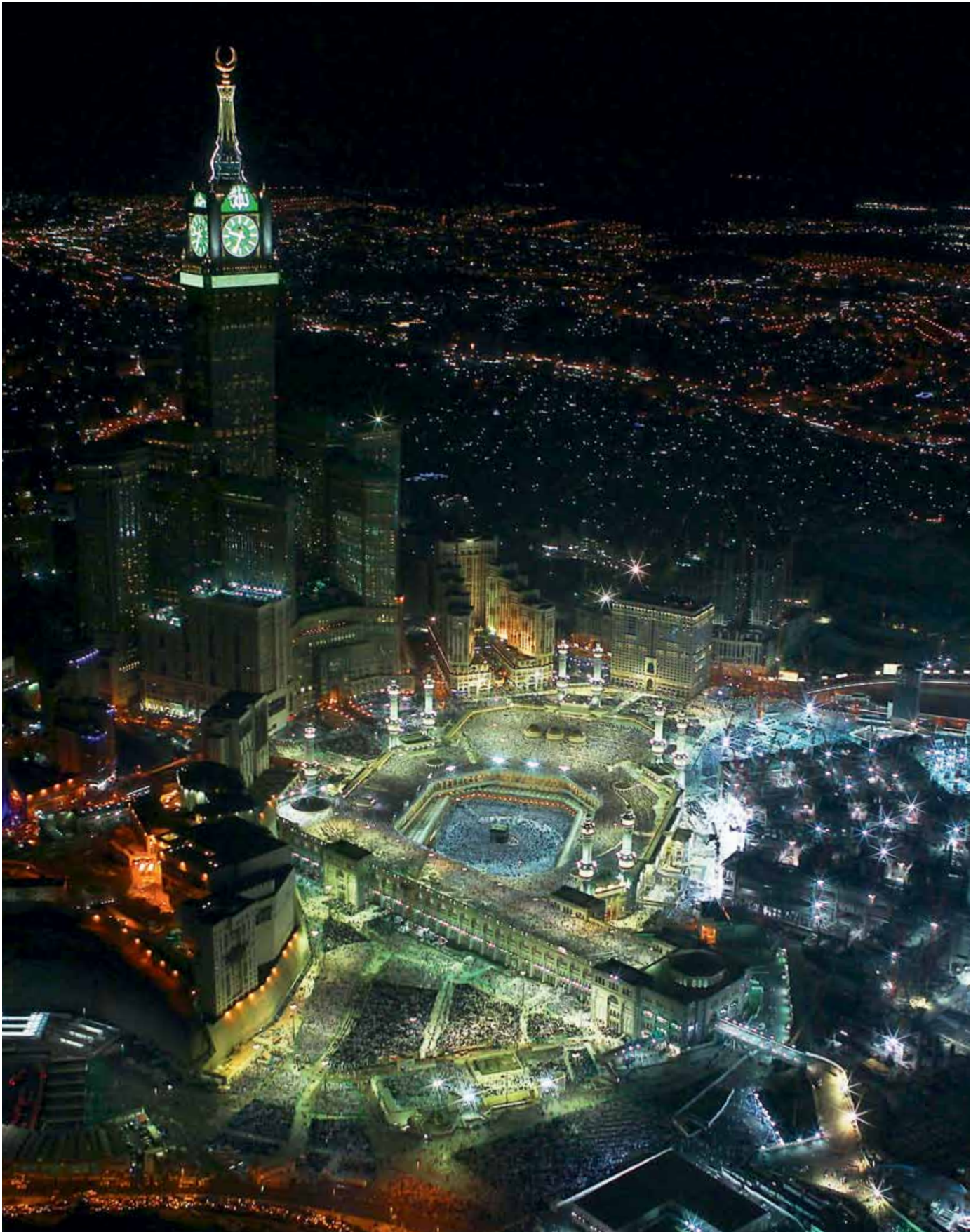
meisten muslimischen Länder haben Angst vor den Saudis. Sie befürchten, dass ihre Pilgerquoten reduziert werden – so wie im Fall der iranischen Pilger, die in den späten Achtzigern keine Visa erhielten. Kritik, im Privaten geäussert, ist in muslimischen Kreisen üblich, bleibt aber folgenlos. Architekten, auch muslimische, beteiligen sich aktiv an der Verschandelung Mekkas, statt mässigend auf die Saudis einzuwirken. Besorgte Friedensaktivisten und Archäologen melden sich in Zeitungen und namhaften wissenschaftlichen Zeitschriften zu Wort, doch die allermeisten Gläubigen schweigen. Archäologen befürchten, die saudischen Behörden könnten ihnen den Zugang zu den wenigen noch existierenden Grabungsstätten verwehren, und potenzielle Pilger befürchten verständlicherweise, dass man sie nicht ins Land lässt. Mekka ist das Zentrum des Islam, alle anderen heiligen Orte sind aus Sicht der Gläubigen zweitrangig.

Heute ist Mekka ein Mikrokosmos seiner eigenen Geschichte, die sich als Tragödie wiederholt. Die Stadt, die sich immer als Schaufenster von Reichtum und Macht der Herrscher inszeniert hat, ist das Spielzeug ihrer derzeitigen Herren, denen freilich jedes ästhetische Bewusstsein abgeht. Allenthalben begegnet man unverhüllter Macht und schamlosem Reichtum, Würde und Anstand sucht man vergebens.

Das moderne Mekka ist eine Stadt voller Widersprüche. Das fängt schon bei ihrem Namen an. Mekka ist die Transkription des arabischen Namens. Im westlichen Sprachgebrauch bezeichnet das Wort «Mekka» gemeinhin einen Ort, der massenhaft Leute anzieht, die sich für eine bestimmte Sache interessieren – Los Angeles etwa gilt als das Mekka des Showbusiness, Paris als das Mekka der Haute Couture und so weiter.

## Komfortabler Platz im Paradies

Saudische Offizielle haben sich über diesen «despektierlichen» Sprachgebrauch beschwert. Dass der Name der heiligen Stadt in Bezeichnungen wie «Mecca Bingo» oder «Mecca Motors» auftaucht (sogar ein spärlich bekleidetes amerikanisches Starlet trägt den Namen), ist in ihren Augen die reinste Blasphemie. In den 1980ern wurde die offizielle Schreibweise daher geändert, und seitdem wird der Name Makkah verwendet, um die Einzigartigkeit der heiligen Stadt zu schützen. Die Bezeichnung Makkah bzw. «Makkah al-Mukarramah» (Mekka, die Ehrwürdige) wird nun nicht nur von saudi-



*Würde und Anstand sucht man vergebens: Der «Mecca Royal Clock Tower» lässt die Kaaba, das zentrale Heiligtum des Islam, winzig ausschauen.*

schen Behörden verwendet, sondern auch von den Vereinten Nationen und dem amerikanischen und britischen Außenministerium.

Der Name Makkah mag ehrwürdig klingen, doch die eher spirituell geprägten Mekkaner, Nachfahren der alteingesessenen Familien, können nichts Heiliges in dem neuen Erscheinungsbild von Mekka entdecken. Sie sehen nur ostentativen Reichtum, ungezügelter Konsum und Tourismus in einer Stadt, die ihre Daseinsgrundlage, die Spiritualität, verloren hat. Sie sprechen vom «saudischen Las Vegas».

Ihre Stadt ist, genau wie Las Vegas, ein Treffpunkt für Reiche geworden. Die meiste Zeit des Jahres empfängt sie religiöse Reisende, die in der Grossen Moschee beten, aber auch in den

---

## Der Prophet Mohammed wusste, dass viele Mekkaner vor allem an Geld interessiert waren.

---

unzähligen Einkaufszentren shoppen wollen. Viele von ihnen haben eine Wohnung in der Nähe der Moschee gekauft, nicht bloss als Investition, sondern in der Hoffnung, sich auf diese Weise einen komfortablen Platz im Paradies zu sichern. Für reiche Muslime in der ganzen Welt – besonders aus den Golfstaaten, Malaysia, Indien, aus der Türkei und der Diaspora in Europa und Amerika – ist ein kurzer Besuch in Mekka, die *umra* (kleine Pilgerreise) oder *ziyarat*, Routine geworden, für viele sogar ein Statussymbol, mit dem man sich schmücken kann. Je öfter man in Mekka gewesen ist, desto frommer ist man in den Augen der anderen. Die Armen kommen nur während des Hadsch und werden in knapp zwei Wochen würdelos durch das Programm gehetzt. Aber selbst sie werden überall zum Einkaufen animiert. Wohin man schaut, überall in Mekka wird etwas verkauft. Neben den glitzernden Shopping-Malls gibt es zahlreiche Märkte, wie etwa den Suk Gaza oder den Suk al-Lail, die nur einem einzigen Zweck dienen. Hier wimmelt es von Ständen und fliegenden Händlern, die alles Mögliche feilbieten – gefälschte Uhren oder «heiliges Wasser vom Zamzam-Brunnen», abgefüllt in Plastikflaschen, Parfüm, billige Gebetsteppiche und wertloses Plastikzeug. Das Motto ist klar: Niemand soll ohne Souvenir aus Mekka abreisen.

Abgesehen von der Kaaba und der Grossen Moschee gibt es in Mekka nichts mehr, was die Stadt einzigartig macht. Mekka, dieser bedeutende Ort, ist sich seiner Geschichte und seiner Rolle nicht mehr bewusst, hat keinen Bezug mehr zu seiner Geografie und Umgebung. Die Stadt in der arabischen Wüste ist klimatisiert und luftverschmutzt. Es gibt keine Denkmäler, keine Erinnerungen, keine Architektur, keine Kultur, die diesen Namen verdient hätte.

Moderne Schilderungen des Hadsch, etwa «Journey to the End of Islam» von Michael Muhammad Knight, vermitteln keine Atmosphäre,

weil die Stadt keine Atmosphäre mehr hat. Knight, ein amerikanischer Muslim und ehemaliger Punk, der eine eklektische islamische Befreiungstheologie entwickelt hat, fand Mekka «unwirtlich». Die Stadt sei, mit Ausnahme des «makellosen» Haram, ganz und gar profan. Der marokkanische Ethnologe Abdellah Hammoudi, der 1999 die Pilgerreise unternahm, schrieb: «Die Stadt schwankt zwischen dem Erhabenen und einem Filmset.»

### Natürliche Überlegenheit des Islam

Der Prophet Mohammed wusste selbst, dass viele Mekkaner vor allem an Geld interessiert waren. Mit wenigen bemerkenswerten Ausnahmen sind die Einwohner der heiligen Stadt schon immer profitgierige Kaufleute gewesen.

Umgeben von Wolkenkratzern und inmitten einer verrückten Konsumwelt steht die Kaaba, die ein Symbol der Gleichheit sein soll. Doch von Gleichheit kann hier nicht die Rede sein. Mekka ist seit je eine geschlossene Stadt, gefangen in dem Verständnis ihrer historischen Bedeutung – der Bedeutung von Abstammung und Blut. Mekka hat die Privilegien dieses un-



Fein abgestufte soziale Hierarchie: Mekka-Pilger.

verdienten Erbes jahrhundertlang hartnäckig verteidigt. Die Aura des Religiösen kann nicht vererbt werden, aber das steht dem Verständnis von Abstammung und Blut nicht im Weg, denn das ist die Geschäftsgrundlage der Stadt. Mekka ist erfüllt von Rassismus, Bigotterie und Fremdenfeindlichkeit. Die Nadschdis betrachten die Hedschasis als zweitrangig, weil ethnisch unrein, und grenzen sich von ihnen ab. Die Hedschasis haben ihre Weltoffenheit und kulturelle Toleranz gegen Status und Teilhabe an der Macht eingetauscht. Die Saudis, Nadschdis und Hedschasis sind eine eigene Gesellschaft in Mekka, die gewöhnlichen Sterblichen verschlossen ist. In Mekka, wie in ganz Saudi-Arabien, bilden die Saudis die Spitze der Gesellschaft.

Ganz oben stehen die Angehörigen der Königsfamilie, Herrscher in einem quasitotalitären, dynastischen Staat, der auf der absoluten Vormachtstellung eines einzigen Clans gründet, der al-Saud. Gleich nach der Königsfamilie,

oft kaum von ihren Mitgliedern zu unterscheiden, kommen die reichen Familien – etwa die Bin Laden (die den Bausektor im Land weitgehend kontrollieren), die al-Schaichs (Nachfahren von Mohammed ibn Abd al-Wahhab, dem Begründer der wahhabitischen Lehre, die die religiösen Institutionen in Saudi-Arabien dominiert), die al-Turkis (die mehrere Investment- und Entwicklungsunternehmen besitzen) und die Rajhis (denen mehrere Banken gehören). Die meisten reichen Familien und einige Milliardäre stehen der Königsfamilie durch Heirat, Geschäftsbeziehungen, Treueeid oder auf andere Weise nahe. Heutzutage bemisst sich sozialer Status in Mekka nach dem Wert der eigenen Immobilie und ihrer Nähe zur Grossen Moschee. Die dominierende Rolle spielt natürlich der König, dessen Palast die Kaaba überragt. Zu den unteren Schichten gehören die armen, nomadisierenden Beduinen, denen die saudische Staatsangehörigkeit verwehrt wird, und die noch ärmeren Jemeniten, die Saudis sein wollen.

In der fein abgestuften sozialen Hierarchie wird sorgfältig zwischen Arabern und Nicht-Arabern unterschieden, wobei Rasse und Vermögen eine wichtige Rolle spielen. Nur wenige Stufen unter den privilegierten saudischen Familien rangieren Europäer und Amerikaner, die zum Islam konvertiert sind. Aus Sicht der Saudis sind sie der Beweis für die natürliche Überlegenheit des Islam als lebendiger und expandierender Glaube. Dann kommen die arabischsprachigen Muslime. Da sie die Sprache des Korans sprechen, stehen sie nach saudischer Auffassung über allen anderen Muslimen, deren Muttersprache nicht Arabisch ist. Dann kommen die Pakistaner, Inder, Malaien und Türken. Sofern sie vermögend sind, wird ihnen ein gewisser Respekt entgegengebracht. Und am untersten Ende dieser ausgeprägten Hierarchie stehen die Afrikaner (Sudanesen, Äthiopiener, Somalier), die nach der Pilgerfahrt im Land geblieben sind, oft als illegale Einwanderer.

### Heidnisches Zentrum

Wie jeder, der einmal in Mekka gewesen ist, bezeugen kann, werden dunkelhäutige Menschen hier nicht besonders geschätzt. Immer wieder kann man vor der Grossen Moschee erleben, welche Geringschätzung die Mekkaner schwarzen Menschen entgegenbringen. Die muslimischen Gastarbeiter, die die gigantischen Hochhäuser rund um den Haram bauen, werden nicht weniger verächtlich behandelt.

Die Sklaverei mag abgeschafft sein, hier wird sie unter der Bezeichnung «Arbeitsgesetze» weiterhin praktiziert. Ausländer gelten als Personen, denen grundsätzlich nicht zu trauen ist, die sich im Land nicht frei bewegen dürfen und die ständig unter Beobachtung stehen. Die rassistischen und ethnischen Hierarchien in der heiligen Stadt, die schon von den Reisenden Nasir-i Chosrau und Ibn Dschubair im elften





Überall wird etwas verkauft: Gläubige besuchen in Mekka einen «Kentucky Fried Chicken».

und zwölften Jahrhundert beschrieben wurden, leben bis heute fort.

Mekka ist das Zentrum des Islam. Man erwartet eigentlich, dass die Stadt, die sich dem Monotheismus verschrieben hat, frei ist von Aberglauben und Götzenverehrung. Die wahren Geistlichen rechtfertigen den Abriss historischer Orte und Schreine mit dem Argument, dass diese Stätten *schirk* (Vielgötterei) fördern. Mekka steckt jedoch in einem einzigen Sumpf von *schirk*, was nicht nur die Anbetung von Geld, Reichtum und Konsum zeigt. Der Prophet Mohammed hat seinerzeit alle Bilder aus dem Allerheiligsten entfernt. Heutzutage sieht man überall in der Stadt Anschläge mit Bildern von Menschen, denen ein Auge oder eine Hand fehlt oder ein Fuss übermalt wurde. Dies ist das Werk der Religionspolizei (*mutawwaa*), die jede Verehrung von Götzenbildern unterbindet. Aber die Mekkaner verehren die Wunder der Technik, sie verehren Opulenz und zügellosen Konsum. Das moderne Mekka entsinnt sich seiner Anfänge und ist nun wieder das heidnische Zentrum von Arabien.

Mekka ist eine Stadt, die von Ritualen beherrscht wird, aber keine Ethik kennt. Ein üblicher Anblick sind Saudis, die den bettelnden schwarzen Afrikanerinnen vor dem Haram, trotz glühender Hitze von Kopf bis Fuss in ihre schwarze Abaya gehüllt, nicht etwa Almosen geben, sondern mit Flüchen und grösster Verachtung begegnen. Guides erleichtern arme Pilger um ihr Geld und überlassen sie sich selbst, verloren und hilflos. Die Religionspolizei, der Geheimdienst und die Beduinen der Nationalgarde sind oft aggressiv und feindselig gegenüber weiblichen Pilgern, wie ich selbst oft erlebt habe. Und wenn ein Besucher oder ausländischer Arbeiter aus irgendeinem Grund verhaf-

tet wird, wird er nicht selten gefoltert. Zu den grossen Spektakeln in Mekka gehören die Hinrichtungen am Freitag, bei denen meistens arme Gastarbeiter aus Pakistan, Bangladesch und Afrika enthauptet werden.

#### Unrat, keine Kanalisation

Ausserlich erlebt Mekka einen rasanten Wandel. Aber die Stadt ist zugleich erstarrt in einer Zeit, in der es kulturelle Vielfalt ebenso wenig gab wie religiösen Pluralismus, politischen Dissens, Kunst und Musik, intellektuelle Leistungen, akademische Freiheit und ein Miteinander der Geschlechter und Nationalitäten. Die Stadt sieht aus wie ein Amalgam aus zwei Filmsets, hier «Tausendundeine Nacht», dort Science-Fiction. Minarette kämpfen mit Wolkenkratzern, Autobahnen und Hochhäuser umringen die Kaaba. Pilger können per Hochbahn von Mekka nach Mina fahren (zunächst beschränkt auf Saudis und Bürger der Golfstaaten).

Wenn man genauer hinschaut, versinkt die

#### Zu den grossen Spektakeln in Mekka gehören die Hinrichtungen am Freitag.

ganze Ultramoderne jedoch im Unrat. Mekka hat keine Kanalisation. Wo immer man drei Meter tief in den Boden gräbt, stösst man auf Abwasser. Die Saudis konnten die alten osmanischen Gebäude abreißen, aber die Kanalisation ist heute noch so beschaffen, wie sie Hedley Churchward und Owen Rutter vor rund hundert Jahren beschrieben haben, völlig unzureichend für die heutigen Verhältnisse. Der berühmte Friedhof al-Mualla, auf dem viele Mitglieder des Haushalts des Propheten Mo-

ammed begraben liegen, versinkt im Abwasser. Am Stadtrand sickert Jauche aus den Häusern.

Der Hadsch ist eine der fünf Säulen des Islam. Jeder Muslim, ob Mann oder Frau, ist verpflichtet, einmal im Leben die Pilgerfahrt zu unternehmen, sofern er dazu in der Lage ist. Historisch gesehen trifft das für die meisten Muslime nicht zu. Die Pilgerzahlen schwanken stark, was ein unmittelbarer Ausdruck der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der muslimischen Welt ist. Selbst in den besten Zeiten war der Hadsch immer das Privileg einer Minderheit, gewöhnlich der reichsten und gebildeten Teile einer Bevölkerung. Mekka als Vorstellung, seine Bedeutung und Idealisierung in der muslimischen Welt, hat auch damit zu tun, dass die Pilgerfahrt eine so aussergewöhnliche Erfahrung ist. Sie war immer Traum und Sehnsucht. Den vier anderen zentralen Pflichten des Islam konnte man zu Hause nachkommen, die Reise nach Mekka war etwas ganz Besonderes.

Und so ist es die enorm mühsame Reise, die in allen schriftlichen Zeugnissen von Pilgerreisenden den grössten Raum einnimmt. Da so wenige Muslime realistischere Hoffnungen hatten, den Hadsch tatsächlich zu unternehmen, ist es kein Wunder, dass Mekka eine so grosse Rolle spielte im Denken der Herrscher, die sich als Hüter des Islam betrachteten. Müssen wir im Zeitalter interkontinentalen Reisens diesen historischen Zusammenhang nicht in Frage stellen? Sollte – da ein Grossteil der Muslime mittlerweile imstande ist, den Hadsch nicht bloss einmal, sondern beliebig oft zu unternehmen – Mekka als Angelpunkt muslimischer Identität sich nicht all jenen öffnen, deren Leben es prägt und bereichert? Wie könnte sich dieser Leuchtturm der islamischen Welt in einen Ort verwandeln, der der ganzen Welt gehört? Könnte Mekka, das sich den grandiosen Visionen der saudischen Herrscher unterwerfen muss, nicht eine wahrhaft internationale Stadt werden, die allen Gläubigen gehört? Diese Überlegung habe ich oft gehört. Die Frage ist, wie eine solche Transformation aussehen und was das für Mekka und die muslimische Welt bedeuten würde. Die Zersplitterung, die Hierarchisierung, die mangelnde Toleranz sind keineswegs aus der muslimischen Existenz verschwunden. Eine Internationalisierung Mekkas wäre eine wunderbare Idee. Umso mehr, als dann darüber nachgedacht werden müsste, was es heisst, heute ein Muslim zu sein, wo immer man in unserer allzu realen Welt gerade lebt.

Ziauddin Sardar lebt in London und ist einer der angesehensten islamischen Intellektuellen unserer Zeit. Der Text ist ein Auszug aus seinem soeben erschienenen Buch «Mecca – The Sacred City».

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

# Das persische Paradox

Was haben zornige Mullahs, Herzschmerz und das Paradies gemeinsam? Sie alle sind Zeugnisse der persischen Kultur. Die Feindschaft zwischen dem Westen und dem Iran ist grotesk. Uns eint viel mehr, als uns trennt. Von Urs Gehrig

Neulich im Teheraner Büro eines hohen Offiziellen der Regierung. «Wissen Sie, was das Problem ist mit dem Westen?», fragt der Funktionär. «Der Westen nimmt sich nie die Mühe, die Welt aus unserer Sicht zu verstehen.» Ehe der Satz in meinem Stammhirn zur Reflexion bereitliegt, reicht der Würdenträger einen Reigen von Fragen nach und fordert mich zu einer Art Quiz heraus.

«Welches muslimische Land hat nach 9/11 spontane Lichterketten in Solidarität mit dem amerikanischen Volk organisiert? Welches muslimische Land hat den USA sofort geholfen, die Taliban aus Afghanistan zu vertreiben? Welches muslimische Land hat bisher den Löwenanteil im Kampf gegen den Islamischen Staat (IS) übernommen?»

Ich überlege, in Anwendung des Ausschlussverfahrens. Ägypten, das von den USA jährlich zwei Milliarden Finanzhilfe erhält und bei den ersten freien Wahlen die Muslimbrüder wählt, ist es nicht. Saudi-Arabien, Amerikas engster Verbündeter, welcher islamistischen Terror in die Welt ventiliert wie ein Weltmeister? Auch nicht. Vielleicht das Nato-Mitglied Türkei, das tatenlos zusieht, wie IS-Sturmtruppen direkt hinter der Grenze Zivilisten abschlachten?

## Bester Partner weit und breit

«Es ist der Iran», kommt mir der Offizielle zuvor. Zum Dank habe Bush die Iraner als Teil der «Achse des Bösen» verteufelt. Zum Dank werde der Iran von Amerika und seinen europäischen Lakaien mit Wirtschaftssanktionen bestraft.

Ich gestehe, ich war nicht verblüfft, als ich die Weltsicht aus der Warte Teherans so spitz aufgetischt erhielt. Die Darstellung war selektiv und sandgestrahlt. Kein Wort davon, dass der Iran Terroristen unterstützt, die Hisbolah, die Hamas aufrüstet, während Jahren ein geheimes Atomprogramm aufgebaut hat und sein eigenes Volk mit einem rigiden Sicherheitsapparat an der Kandare hält.

Doch der Offizielle hat recht. Der Iran wäre tatsächlich unser bester Partner weit und breit. Ich gehe noch einen Schritt weiter: Es gibt kein islamisches Land, das so zentral ist für unsere Kultur und das westliche Selbstverständnis wie der Iran. Eine kühne Behauptung? Keineswegs. Ich plädiere dafür, in vier Bildern.



Depeschen aus dem Iran (Teil 4)

Die Wurzel: Salamis, eine Insel in der Nähe von Athen, 480 v. Chr. Gut 70 000 Mann stehen vor den Toren Athens, angeführt von Xerxes I., dem Herrscher des Perserreiches, der grössten Supermacht, die die Welt bis dato gesehen hatte. Sie erstreckt sich vom Indus bis zum Nil, nun greift sie nach Europa aus. Sie scheitert. Die Griechen in Unterzahl besiegen die Eindringlinge in der grössten Seeschlacht der Antike. Herodot, der Chronist des Gemetzels, schildert die Perserkriege als Schlüsselereignis. In der Abgrenzung vom Perserreich wird der Grieche seiner Identität gewahrt. Zum ersten Mal behauptet sich der «Westen» gegen den Osten. Es ist die Geburtsstunde Europas.

Neben Herodots «Historien» gibt es einen zweiten kanonischen Text, der die Beziehung des Westens zu den Persern entscheidend prägt, diesmal im positiven Sinn: die Bibel. Kein Volk, ausser dem jüdischen selbst, wird im Alten Testament so gepriesen wie die Perser. Kein fremder Herrscher wird verehrt wie Kyros, der grösste unter den persischen Regenten. Er hat die Juden aus der babylonischen Gefangenschaft befreit. Er war es, der in Jerusalem den jüdischen Tempel neu aufbaute.

Der Schöpfer: Sechs Uhr früh in der südiranischen Provinz Schiras. Zaghafte Sonnenlicht belegt ein Meer von Säulenstümpfen mit orangenem Schimmer, am Horizont erhebt sich das «Tor aller Länder». Dahinter liegt Persepolis! Auf dem Höhepunkt seiner Macht hat Kyros' Nachfolger Darius I. diese Prunkstadt erbaut. Seit Jahrtausenden liegt sie in Trüm-

## Stolz weisen Iraner darauf hin, dass sie, wie viele Europäer, arische Wurzeln haben.

mern, zerstört durch Alexander den Grossen 331 v. Chr. Doch wer in den Ruinen wandelt, findet sie noch heute, die Spuren des Grossreichs und die Symbole seiner Religion, des Zoroastrismus.

Der Zoroastrismus ist der einzige Glaube, der seit der Antike im Iran praktiziert wird. Begründet durch Zarathustra vor rund 3000 Jahren, hat er die westlichen Philosophen von Sokrates bis Nietzsche nachhaltig geprägt. Er hat mehr zum Christentum und zum Islam beigetragen als irgendeine andere Religion.

Den Glauben an einen Schöpfergott, den Kampf zwischen Gut und Böse, die Vorstellung von der Hölle, all das verdanken wir dem Zoroastrismus. Sogar den Himmel. Das Wort Paradies ist eine latinisierte Version des altpersischen *pairidaeza*, des himmlischen Gartens, dessen Sujet noch heute in Perserteppiche eingewoben wird.

Die Verwandten: Persepolis, drei Stunden später. Im Licht der aufsteigenden Sonne spielt sich ein Spektakel ab. Auf der Südfassade des Apadana, des Empfangspalasts, gibt es ein wunderbar erhaltenes Relief. Es zeigt die Delegationen der 28 Völkerschaften des persischen Weltreichs, wie sie am Frühlingsfest Nowruz dem König ihren Tribut entrichten. Angeführt wird die Prozession von Medern in stolzer Reitertracht. Gold, Felle, sogar eine Löwin samt Jungen werden dargebracht. Am Ende des Zuges schliesslich drei barhäuptige Kreaturen in primitiven Wickelgewändern, ihr Geschenk: ein mageres Kamel. «Die Araber», sagt mein iranischer Begleiter mit hämischem Lächeln. «Sie waren schon damals zuunterst in der Rangordnung.»

## Triumph über alles Fremde

Das Selbstverständnis, Angehörige einer überlegenen Hochkultur zu sein, ist unter den Iranern weitverbreitet. Die Araber werden nicht als ebenbürtig angesehen. Stolz weisen Iraner darauf hin, dass sie, wie viele Europäer, Arier sind. Dass wir im Prinzip Brüder sind. Dass man sich trotz der Eroberung durch die Araber im 7. Jahrhundert standhaft ihrer Sprache verweigert hat. Dass die persische Kultur über alles Fremde triumphiert.

Selbst als die Perser den islamischen Glauben annahmen, gingen sie bald eigene Wege. Sie betrachten Ali, den Schwiegersohn und Vetter des Propheten Mohammed, als den von ihm designierten Nachfolger. Sie wurden zu Schiiten («Schiat Ali» – Partei Alis) und provozierten das grösste Schisma in der islamischen Geschichte, weshalb viele Sunniten sie bis heute als Abtrünnige, gar als Verräter verachten.

Die Liebe: Eine Spätsommernacht am Fuss des Elburs-Gebirges im Norden Teherans. Eng umschlungen flüstern sich Liebende zu: «Ein Krug Wein, ein Laib Brot und du sind alles, wessen ich zum Leben bedarf.» Wem das Herz je vor Liebe brannte, kennt diesen Vers. Er stammt aus der Feder des persischen Dichters Omar Khayyam. Jedes iranische Kind verehrt



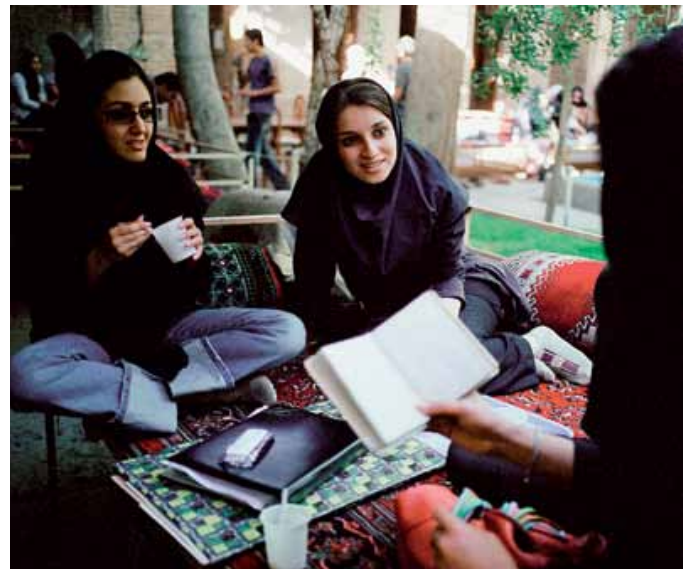
*Perserkriege als Schlüsselereignis: Schlacht von Salamis, 480 v. Chr.*



*Spuren des Grossreichs: zoroastrischer Turm des Schweigens.*



*Überlegene Hochkultur: Selfie in Persepolis.*



*«Ein Krug Wein, ein Laib Brot»: Kaffeehaus am Véra-Mausoleum, Schiras.*

sie, die klassischen Meisterdichter, deren Zeilen vor Lebensfreude und Liebeskummer glühen.

Im Zeitalter der Romantik entdecken auch die Europäer die orientalischen Versvirtuosen. Hafis, Saadi und Rumi, das Dreigestirn der persischen Poesie, stossen auf überschwängliche Begeisterung. Goethe lernt Persisch, schreibt im «West-östlichen Divan»: «Wer sich selbst und andere kennt/Wird auch hier erkennen/Orient und Okzident/Sind nicht mehr zu trennen.»

Zurück im Büro des hohen Funktionärs. Triumphierend lässt sich der Mann über die Kriege in der Nachbarschaft aus. Die glücklosen Amerikaner hätten dem Iran mit dem Sturz von Erzfeind Saddam Hussein einen grossen Dienst erwiesen. Ob in Irak, Syrien oder Libanon – der iranische Einfluss in der

fragilen Region sei heute grösser denn je. Israel werde in die Zange genommen wie nie zuvor. «Nun rüsten wir die Palästinenser im Westjordanland auf», sagt Hossein Scheikholeslam, Revolutionär der ersten Stunde, ehemaliger Botschafter Irans in Syrien und Berater des Parlamentssprechers. In seinem Büro hängt ein Bild einer verwüsteten israelischen Flagge.

Wer nach Gründen sucht, warum der Westen der iranischen Regierung misstraut – Scheikholeslam liefert sie. Wie vieles in der Geschichte Irans gehören er und die regierenden Mullahs zum persischen Paradox. Weder die Tiraden gegen den «kleinen Satan» (Israel) noch die Schmährufe «Tod Amerika!», die seit Jahrzehnten während jeder Freitagspredigt an der Teheraner Uni erschallen, finden Resonanz im Volk. Den USA begegnen die

meisten Iraner mit einer Mischung aus Bewunderung und Argwohn. Könnten sie auswandern, flögen Millionen nach Amerika.

Aber Funktionär Scheikholeslam hat recht. Weder Saudi-Arabien, Ägypten noch die Türkei sind natürliche Partner des Westens. Der Iran wäre es. Die Feindschaft zwischen dem persischen Orient und dem Okzident ist ein grotesker Anachronismus und eine der grossen Tragödien unserer Zeit. Sie steht im Widerspruch zur Natur, und deshalb wird sie nur eine Episode bleiben. Was sind schon ein paar Jahrzehnte, gemessen an einer jahrtausendealten Hochkultur?

Nächste Woche: Interview mit dem iranischen Schriftsteller Amir Hassan Chehelan über die Hassliebe zu seinem Land, den Krieg mit der Zensur und warum er niemals auswandern würde.

# Vielfalt, die begeistert.

Jeden Donnerstag fundierte Recherchen und interessante Artikel aus Politik, Gesellschaft und Kultur. Sie haben noch kein Abo? Jetzt bestellen über Telefon 043 444 57 01 oder [www.weltwoche.ch/probeabo](http://www.weltwoche.ch/probeabo). Selbstverständlich auch online und übers Handy verfügbar.



**DIE WELTWOCHEN**

# Ein Volk, ein Land, ein System

Hongkong ist die freieste Volkswirtschaft der Welt. Doch jetzt weht der Stadt ein eisiger Wind aus Peking entgegen. Anders als für die Demonstranten steht für die meisten Einwohner nicht die Demokratie im Vordergrund, sondern die Unabhängigkeit von Festland-China. *Ein Bericht aus Hongkong von Henrique Schneider*

Als vor einigen Tagen die Proteste in Hongkong begannen, geriet der Autor unvermittelt ins Zentrum des Geschehens. Vor den Studenten der City University sollte er etwas Technisches vortragen: das Verhältnis zwischen Konfuzianismus, Demokratie und Kapitalismus. Zu solchen Referaten erscheinen in der Regel um die dreissig Leute. Doch diesmal war es anders. Das merkte man bereits am überfüllten Hörsaal und an den Transparenten. Die Occupy-Bewegung, jene studentische Gruppe, die die Proteste anführt, hatte den Hörsaal besetzt.

Die aktuelle Situation in Hongkong ist nicht nur für verduzte Vortragende interessant. Sie ist vor allem ein Gradmesser für die künftige Entwicklung der freiesten Wirtschaft der Welt. Und sie zeigt, wie das Riesenreich China künftig mit «Zugewandten» in seiner Machtsphäre umgehen will. Der Auslöser für die Proteste: eine Entscheidung aus Peking, wie die nächsten Wahlen in Hongkong stattzufinden haben. Zwar sollte das allgemeine Wahlrecht eingeführt werden, doch die Kandidaten vor allem für die Exekutive sollen von einem Rat der chinesischen Regierung vorgängig genehmigt werden.

«Das ist nicht Demokratie. Das ist Bevormundung. Freie Wahlen beinhalten das freie Aufstellen von unzensurierten Kandidaten», so Joshua Wong, Anführer der Schülervereinigung. Als Reaktion auf das Diktat Chinas kündigte die demokratische Bewegung in Hongkong den zivilen Ungehorsam an. Die zehn Tage mit grossen Protesten unter der Ägide der Studenten und Schüler waren nur eine Aktion. Andere waren das Verlassen des Parlaments und die Organisation von Nachbarschaftsfesten. Wie die studentischen Proteste werden auch diese noch künftig stattfinden.

## Ein Drittel hält zu Peking

Die aktuellen Unruhen sind nur der Ausfluss eines tiefer gehenden Phänomens: Die Zivilgesellschaft in Hongkong fürchtet sich vor China. «Ich bin gegen die Demokratie», sagt etwa David Lau, Rechtsprofessor und Mitglied einer einflussreichen lokalen Familie. «Aber ich unterstütze die Proteste der Occupy-Bewegung. Wer China kennt, weiss, dass es keine zwei Systeme geben kann. Es gilt: ein Land, ein System. Es ist also eine Frage der Zeit, bis Peking uns gleichschaltet.»

Das Verhältnis zwischen China und Hongkong ist nicht selten problematisch. Nach der Übergabe der Stadt von Grossbritannien an China 1997 fanden bereits mehrere Proteste statt. Ob 500 000 Menschen gegen ein chinesi-

sches Sicherheitsgesetz, ob 600 000 Bürger für freie Parlamentswahlen oder ob 100 000 Schüler gegen das Schulfach «nationale Bildung»: Occupy-Proteste sind ein übliches Muster. Es gibt aber nicht nur Demokraten in Hongkong, sondern auch viele Chinatreue. Einige versprechen sich Vorteile davon; andere sind ideologisch. Den Demoskopen nach hält etwa ein Drittel der allgemeinen Bevölkerung zu Peking. Gemeinsame Geschichte und Kultur sowie die ethnische Zugehörigkeit verbinden eben. Die grosse Mehrheit dieses Drittels sind die in den letzten Jahren vom Festland Eingewanderten.

Unter den politischen und berufsständischen Organisationen sowie in der Verwaltung ist die Treue zu Peking noch stärker. Sie garantiert Karriere, wirtschaftliche Möglichkeiten und auch eine gewisse persönliche Freiheit. «Sie verkaufen ihre Treue», sagt Thomas Jardine, ein britischer Banker, der in Hongkong lebt. «Die Wirtschaft sieht nur den kurzfristigen Vorteil und macht gemeinsame Sache mit Peking. Wären wir als Wirtschaftselite verantwortlich, würden wir eine eigenständige, aber nicht unbedingt demokratische Politik Hongkongs verteidigen.» Jardine hat keine Sympathien für die Proteste, aber er hat auch keine für das Pro-Peking-Kartell. Wie er denkt wohl gegen die Hälfte der Bevölkerung.

Zehn Tage dauerten die grossen Proteste an. Sie überstanden zwei Stürme, Tränengas und

Schlägertrupps. Wer nun meint, sie hören auf, täuscht sich. Aus diversen Gründen wurde ihre Intensität indes zurückgefahren. Nachdem die Polizei Tränengas gegen die Studenten eingesetzt hatte, kam es zu einer Sympathiewelle, die nun anhält. Occupy will diese nicht verspielen. Schliesslich müssen lokale Geschäfte öffnen, Menschen zur Arbeit und Kinder in die Schule. Die Studenten und andere Demokraten wollen diese Leute nicht vor den Kopf stossen.

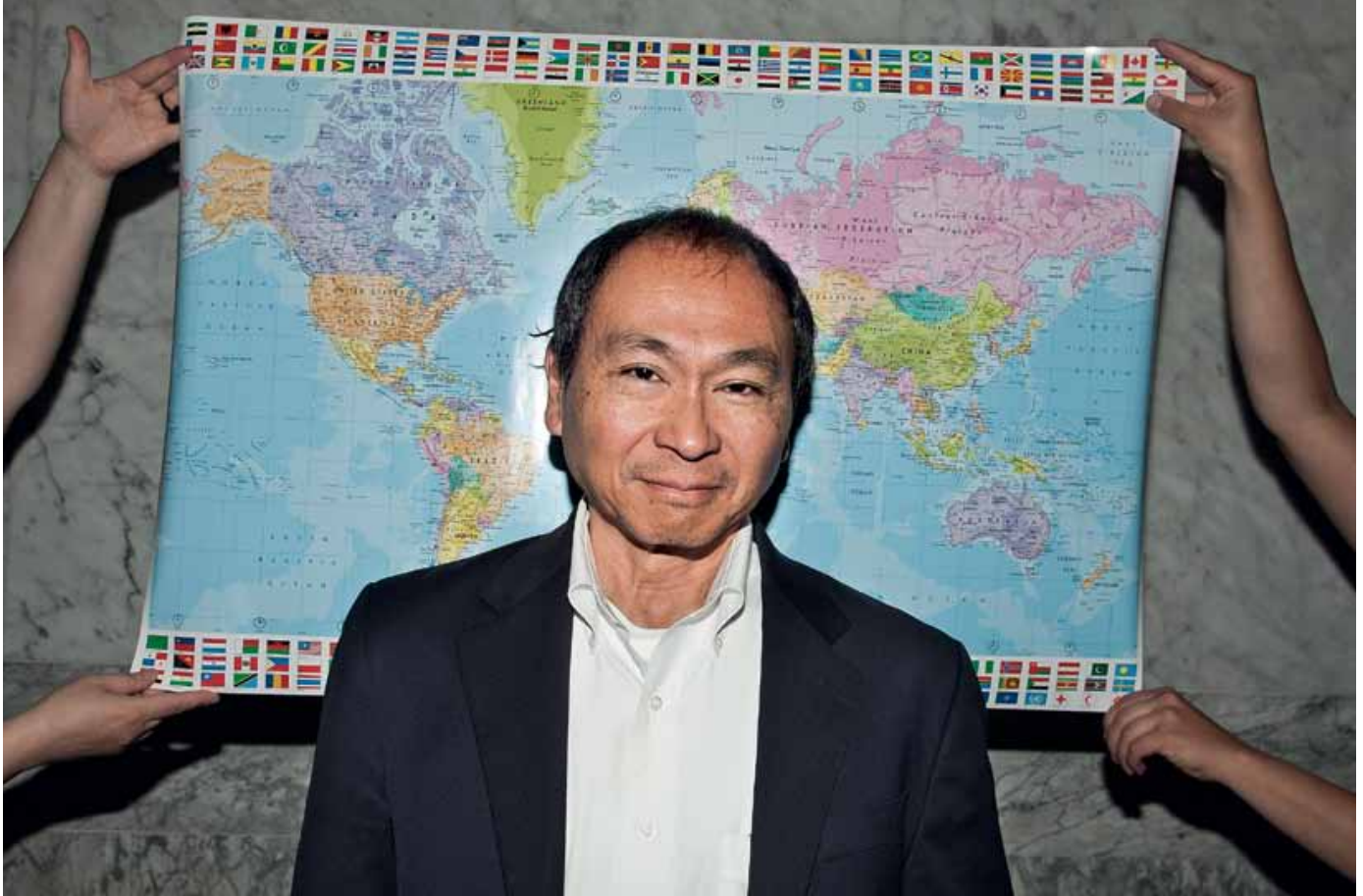
Kleinere Proteste, parlamentarische Aktionen und Nachbarschaftsfeste finden immer noch statt. Falls die Gespräche mit der Exekutive nicht fruchten, ist ein erneutes Aufkommen der grossen Proteste wahrscheinlich.

Und die Zeichen sind schlecht: Obschon sich Peking zurückhält, ist der Tenor in den chinesischen Medien – die ja Organe des Staates sind – nervös. Peking erwartet Härte und kann keine Kompromisse dulden. Obschon jeder von Gesprächen spricht: Konkretes gibt es noch nicht. Wen wundert es? Der Autor wundert sich, wie viele Studenten zu seinem nächsten Referat erscheinen. Das Thema: «Ist konfuzianische Demokratie möglich?»

Henrique Schneider ist Ökonom beim Schweizerischen Gewerbeverband (SGV) und gehört dem Vorstand des Asia Pacific Enterprise Development Research Institute an. In dieser Eigenschaft hält er regelmässig Vorlesungen an der City University in Hongkong.



Peking erwartet Härte: Proteste in Hongkong, 1. Oktober.



*Etwas Hypnotisierendes: Politologe Fukuyama*

## Das Ende der Geschichte muss warten

Sein Aufsatz «The End of History» gilt als optimistischstes Geschichtswerk des 20. Jahrhunderts. Über 20 Jahre später gerät das Fundament der Weltordnung wieder ins Wanken. Antidemokratische Kräfte sind auf dem Vormarsch. Was ist schiefgelaufen, Mr Fukuyama? *Von Josh Glancy*

Francis Fukuyama wählt seine Worte mit Bedacht, aber der Autor des optimistischsten Geschichtswerks des 20. Jahrhunderts macht sich Sorgen. Damals erklärte er, dass mit dem Fall der Berliner Mauer die liberale Demokratie gesiegt habe. Die Geschichte, verstanden als politische Entwicklung (und nicht als bloße Abfolge von Ereignissen), sei an ihrem Ende angelangt, die Demokratie werde überall Einzug halten, schrieb er 1992 in seinem epochalen Werk «The End of History». Das Gute habe gesiegt.

Heute scheint das Fundament der Weltordnung wieder ins Wanken zu geraten, antidemokratische Kräfte sind auf dem Vormarsch. Putin betreibt seine revanchistische Politik in der Ukraine, im Nahen Osten sorgt der Islamische Staat für Unruhe. US-Kampfbomber bombardieren Stellungen des IS in Syrien. Die Geschichte verläuft nicht nach Plan, und

Fukuyama ist Pessimist geworden. «Es sieht wirklich nicht gut aus», sagt er.

Wer Fukuyama interviewt, muss sich auf einen akademischen Vortrag einstellen. Der Mann ist klein von Statur, strahlt aber das Selbstbewusstsein eines «grossen» Universi-

---

**Er ist der intellektuelle Rockstar, der nicht auf diese eine These reduziert werden will.**

---

tätslehrers aus. Seine These vom Ende der Geschichte katapultierte ihn in die intellektuelle Elite, der er nach wie vor angehört. Er schreibt Bücher, hält Vorträge, berät Politiker. Seit 2010 ist er Senior Fellow in Stanford.

Er hält sich in London auf, um sein neues Buch «Political Order and Political Decay» vorzustellen. Es ist der zweite Teil einer

Geschichte der politischen Ordnung von der Urgeschichte bis heute, 658 Seiten, von der Französischen Revolution bis Barack Obama. Für Fukuyama geht es immer um grosse Ideen und Zusammenhänge.

**«Gangsterkapitalismus»**

Was ist schiefgelaufen? Die grösste Enttäuschung ist Russland. «1989 bestand wirklich die Hoffnung, dass ein liberales, an Europa orientiertes und integrationsberechtigtes Russland entsteht», sagt er. «Das ist nicht passiert.» Das Problem sei, dass die Russen Demokratie mit dem «Gangsterkapitalismus» gleichsetzen, den sie in den 1990ern hatten. «Leider hat eine ganze Generation von Russen diese Einstellung. Das ist ihr Verständnis von Demokratie. Also wollen sie wieder zurück zu einer autoritären Staatsform, wie sie ihre Eltern gelebt haben.» Das hat zu einer Entwicklung

geführt, die er «sehr bedenklich» findet. «Die staatliche Ordnung nach dem Ende des Kalten Kriegs gründete auf der Vorstellung, dass Russen, die ausserhalb Russlands leben, weiterhin dort leben, dass die Grenzen unangetastet bleiben und niemand versucht, neue Grenzen zu ziehen. Putin hat diesen Russen praktisch erklärt: «Wenn ihr mit eurer Situation nicht zufrieden seid, werden wir euch helfen.» Es begann mit der Krim. Die baltischen Staaten, Moldau, Kasachstan, Usbekistan, all diese Länder fühlen sich bedroht.»

Als Reaktion auf Putin sollte der Westen die Nato als «reales Militärbündnis» stärken, nicht nur als «Demokratieveranstaltung». Das würde bedeuten, dass die Ukraine westliche Rüstungsgüter erhält, aber nicht in die Nato aufgenommen wird, weil «wir die Verpflichtung, das Land zu verteidigen, nicht erfüllen könnten».

Fukuyamas ruhige Worte haben fast etwas Hypnotisierendes. Er macht keine amüsanten Bemerkungen und schaut mich unbewegt an, wenn ich das Gespräch etwas auflockern will. Seine beiden Bücher über die politische Geschichte sind umfassend und erschöpfend, nun will er eine lange Pause einlegen. Was macht er, wenn er keine politischen Wälzer schreibt? «Ich habe viele Hobbys, wie jeder andere auch.»

### Ernste Worte eines Predigers

Seine Hobbys unterscheiden sich aber von denen anderer Leute. Irgendwie muss er vermutlich sein riesiges Gehirn beschäftigen. Er baut seine eigenen Drohnen, seine eigenen Computer einschliesslich Software, weil er alles selbst in der Hand haben will. Das Programmieren hat er sich selbst beigebracht, er fand es nicht besonders schwer. Mit seiner Frau Laura Holmgren hat er drei Kinder, Julia, David und John, die alle genauso klug sind wie er.

Fukuyama hat japanische Wurzeln. Sein Grossvater väterlicherseits wanderte 1905 in die USA aus, um nicht im Russisch-Japanischen Krieg kämpfen zu müssen. Seine Mutter, eine der ersten Japanerinnen, die nach dem Zweiten Weltkrieg nach Amerika gingen, lehrte an der Universität von Chicago. Sein Vater war protestantischer Pfarrer, dessen liberale Einstellung mehr von sozialem Engagement als von Glaubenseifer geprägt war. Er selbst hat es nicht mit dem Glauben, aber in seinen sanften, ernstesten Worten steckt doch etwas von einem Prediger.

Trotz seines Hintergrunds ist er ganz und gar Amerikaner. Das Japanische hat nie eine Rolle gespielt für ihn. Er führt das typische Leben eines Westküsten-Professors, bis hin zu seinem Strandhaus in Carmel. Seine dritte Liebe, neben Arbeit und Familie, ist die Tischlerei. Am Strand hat er sich eine Werkstatt eingerichtet, wo er in Ruhe schreineren und schmiegeln kann. Wenn es eine Gemeinsamkeit in all seinen Tätigkeiten gibt, dann ist es vielleicht das Bauen. Demokratien, Computer, Tische und Stühle – er baut einfach gern Dinge. Man kann ihn sich gut vorstel-

len, wie er in seiner Werkstatt arbeitet: Immer geht es ihm um Ausgewogenheit. Er arbeitete unter Reagan im Aussenministerium, wählte zweimal Obama, der «enttäuschend» sei, was er auf mangelnde politische Erfahrung zurückführt. «Momentan passiert so viel auf der Welt, ich bin mir nicht sicher, ob er die Tragweite dieser Entwicklungen erkannt hat.» Aber er gibt Obama nicht die alleinige Schuld. Wer verstehen will, warum so vieles in der Welt aus dem Ruder läuft, sollte Fukuyamas Buch lesen. In «The End of History» legte er dar, dass die liberale Demokratie die beste Staatsform sei. Dieser Gedanke beeinflusste die Neokonserva-

### Fukuyama bleibt dabei: Irgendwann wird die liberale Demokratie rund um die Welt obsiegen.

tiven, lieferte das Fundament für den Irakkrieg und andere Unternehmungen von Tony Blair und George W. Bush. Fukuyama distanzierte sich von den Neocons und dem Irakkrieg, noch bevor er begann. Ehemaligen Kollegen wie etwa Paul Wolfowitz geht er aus dem Weg. Aber für die meisten ist Fukuyama derjenige, dessen These vom Ende der Geschichte als Rechtfertigung für den Sturz Saddam Husseins diente. Er findet das «frustrierend», und für einen kurzen Moment sieht der Stanford-Professor verärgert aus. Er ist der intellektuelle Rockstar, der nicht auf diese eine These reduziert werden will.

Das gigantische Buchprojekt begann, wie so vieles, nach dem 11. September 2001. «In Afghanistan und im Irak wollten wir die staatliche Ordnung wiederherstellen und demokratische Institutionen aufbauen. Mein Eindruck war, dass wir keine Ahnung hatten, wie das zu bewerkstelligen war, weil wir die Geschichte von Institutionen nicht kennen.» Er bezeichnet dieses Problem als «nach Dänemark kommen». Dänemark ist für ihn «ein symbolisches Land, das gut funktioniert, Stabilität, Demokratie, Wohlstand und kaum Korruption hat». Warum also ist Bagdad nicht Borgen geworden?

Fukuyama nennt drei zentrale Elemente eines stabilen und freien Lands: stabile Institutionen, Rechtsstaat, Demokratie. Der Irak kam nicht voran, und Russland hat Probleme, weil Demokratie nur funktioniert, wenn die beiden anderen Elemente auch vorhanden sind. Sonst bricht alles auseinander. «Wahlen abhalten ist nicht schwierig. Eine staatliche Ordnung und eine unabhängige, effektive Justiz aufzubauen, ist indes sehr schwer. Das ist viel schwieriger, als Wahlen abzuhalten, es braucht dazu mehr Zeit. Wir haben dem nicht genug Bedeutung beigegeben. Man muss die Reihenfolge beachten. Bevor man Wahlen durchführt, braucht es eine funktionierende staatliche Ordnung.»

Nach Dänemark zu kommen, ist also nicht so leicht. Alle demokratischen Sterne müssen zur gleichen Zeit aufgehen. Das ist im Nahen

Osten nicht passiert. Aber für Fukuyama sind Russland und China besorgniserregender als IS und der islamistische Terror, den wir, wie er glaubt, durch Überreaktion anheizen. China und Russland sind das grössere Problem, «weil sie Nationalstaaten sind, die unsere Interessen sehr viel unmittelbarer bedrohen können».

### «Kurzfristige Gefahr ziemlich gross»

Heute, räumt er ein, könne von einem Ende der Geschichte natürlich nicht die Rede sein, aber er glaubt noch immer, dass China irgendwann zu einer Art Demokratie finden wird, weil die wachsende Mittelschicht zufriedengestellt werden müsse. Das ist die gute Nachricht, aber bis dahin könnte es ein wenig ungemütlich werden. «Die kurzfristige Gefahr ist ziemlich gross. Zu einem Zusammenstoss wird es nicht zwischen China und Amerika kommen, sondern vermutlich zwischen China und Japan.»

Das Ende der Geschichte ist also aufgeschoben, aber was die Ausbreitung der Demokratie angeht, so bleibt Fukuyama bei seiner Auffassung. Irgendwann werden wir dieses Ziel erreichen. Der Weg dorthin dürfte holprig sein.

**Francis Fukuyama:** Political Order and Political Decay. Farrar, Straus and Giroux. 672 S., Fr. 40.40

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

**Schweizerzeit**



**Täuschung der Schweizer Stimmbürger – wie uns der Bundesrat in die EU manövriert.**

Lesen Sie es in der aktuellen «Schweizerzeit»!

Jetzt die «Schweizerzeit» abonnieren für jährlich 70 Franken  
(Online-Abo: 30 Franken)  
und restliche Ausgaben 2014 gratis erhalten.  
Tel. 052 301 31 00, Fax 052 301 31 03  
abonnement@schweizerzeit.ch  
www.schweizerzeit.ch

---

# Goldener Herbst

---

Sie waren die Hoffnungsträger des heraufdämmernden Millenniums: Bill Clinton, Tony Blair, Gerhard Schröder. Heute gehören sie zu den bestbezahlten Politrentnern der Geschichte. Nur von Politik wollen sie nichts mehr wissen. *Von Wolfgang Koydl*

Sie waren jung, links und wollten die Welt verändern: der Amerikaner Bill Clinton, der Brite Tony Blair und der Deutsche Gerhard Schröder. Der Zufall wollte es, dass sie in den Neunzigern einige Jahre zur gleichen Zeit die Geschicke ihrer Länder lenkten. Sie waren Hoffnungsträger für Millionen, verkörperten sie doch die Erwartungen auf eine bessere Zukunft, die mit dem neuen Millennium heraufzudämmern schien.

Sogar einen Namen haben Clinton, Blair und Schröder für ihre Ideologie geprägt: Der «dritte Weg» sollte zwischen dem diskreditierten Sozialismus und dem herzlosen Kapitalismus in die lichte Zukunft führen. Er versprach das Beste beider Welten, die perfekte Kombination aus Marktwirtschaft und Wohlfahrtsstaat. Freilich waren weder der Name noch die Idee besonders frisch. Dritte Wege wollten schon viele Denker und Politiker vor dem flotten Dreigespann beschreiten. Heute ist es um ihre Idee sehr still geworden, so wie es um alle Verstorbenen still wird, die es versäumt haben, auf die Nachwelt einen bleibenden Eindruck zu hinterlassen.

Still ist es auch um die Protagonisten jener Idee geworden, zumindest in der politischen Arena. Die Welt mag in Krisen versinken, aber von den ehemaligen Lichtgestalten der Weltpolitik hört man kaum ein Wort. Stattdessen sind sie in erster Linie damit beschäftigt, Geld zu verdienen – in Aufsichtsräten, Stiftungen und Vortragssälen. Kein Politiker vor ihnen und keiner nach ihnen hat es so gut verstanden, die vom Wähler verliehene Popularität derart hemmungslos zu vergolden wie Clinton, Blair und Schröder. Elder Statesmen? Fehlanzeige. Eher zupackende Businessmen.

## Bemühte Gleichgültigkeit

Dabei hätten die drei etwas zu den grossen Krisen zu sagen, die die Welt erschüttern – sei es wegen ihrer Expertise, sei es wegen ihrer Lebenserfahrung, sei es von Amts wegen. Ex-Bundeskanzler Schröder wäre als Freund des russischen Präsidenten Wladimir Putin und als Aufsichtsratsvorsitzender im Dienste des Gasriesen Gazprom prädestiniert, eine Rolle bei der Beilegung des Ukraine-Konflikts zu spielen. Bill Clinton, einst gelobt als «erster schwarzer US-Präsident», könnte helfen, die nach den Unruhen von Ferguson aufgewühlten Gemüter zu beruhigen. Und Ex-Premierminister Blair hätte in seiner Funktion als Nahost-Beauftragter eines sogenannten Quartetts aus Uno, USA, EU und Russland eigentlich genug zu tun, um den Brandherd Gaza zu löschen.

Eigentlich. Tatsächlich flüchten sich die drei Männer in bemühte Gleichgültigkeit. Schröder lässt mitteilen, dass er keine Fragen zu Putin, Gazprom, Russland et cetera beantworten will. Dass er Einfluss hinter den Kulissen ausübt, ist zweifelhaft. Fast beschwörend hatte sein Parteifreund, Aussenminister Frank-Walter Steinmeier, diese Möglichkeit erwähnt, nachdem Bilder von der herzlichen Umarmung Putins und Schröders bei dessen Geburtstagsparty in Petersburg Empörung ausgelöst hatten. Doch ob der Alt-Bundeskanzler dem Kremlchef nun ins Gewissen redet oder nicht: Ein Effekt lässt sich nicht feststellen.

In den USA wiederum feuerte der Bürgerrechtler Al Sharpton einen Giftpfeil in Richtung der beiden Clintons ab. Er hoffe, meinte er maliziös, dass deren Schweigen zum Fall eines erschossenen schwarzen Jugendlichen keine «Kehlkopfentzündung» nach sich ziehe. Gemünzt war die Bemerkung in erster Linie auf die vermutliche Präsidentschaftskandidatin Hillary Clinton. Doch auch Gatte Bill kann – und sollte – sich diesen Schuh anziehen. Noch im April hatte er auf der Couch von TV-Moderator Jimmy Kimmel selbstgefällig bemerkt, wie stolz er noch immer auf den Titel des «ersten schwarzen Präsidenten» sei, den ihm die schwarze Literaturnobelpreisträgerin Toni Morrison 1998 verliehen hatte.

Vom prominenten Nahost-Beauftragten Blair schliesslich mit seinen gutausstaffierten Büros in London und Jerusalem ist ausser Platitüden nichts zu hören zu dem Krieg, den sich Israelis und Palästinenser wochenlang lieferten. Sein bevorzugtes Kommunikationsmittel ist Twitter, über das er Perlen wie die folgende verbreitet: «Um den Menschen in Gaza ein we-

---

**«Also alleine diese Vorstellung, dass ich ein Milliardär mit einer Jacht sein will – das will ich nicht.»**

---

nig Hoffnung zurückzugeben, müssen diese Menschen sehen, dass die schrecklichen Verluste von Menschenleben, die Zerstörung, die Isolierung von der Welt ein Ende haben.» Genau. Die Menschen in Gaza hätten es nicht besser formulieren können. Auch nicht folgenloser.

In den Hauptstädten des Quartetts fragt man sich, warum man dem abgetakelten Briten-Premier seinerzeit die Nahost-Sinekure zugeschanzt hat und welchen konkreten Nutzen er heute bringt. Blair verteidigt sich mit dem Hin-

weis, dass er keinen persönlichen Vorteil aus dem Amt ziehe. Tatsächlich bekommt er kein Geld für diese freiwillige Tätigkeit. Sie ermöglicht es ihm aber, Kontakte zu knüpfen, die er in seiner Funktion als Geschäftsmann in Pfund und Pence ummünzen kann.

Unter dem in seiner Schlichtheit grandiosen Titel «The Office of Tony Blair» arbeiten nicht nur diverse karitative Stiftungen, sondern auch die Firma «Tony Blair Associates». Ihre Aufgaben umfassen: Regierungen auf dem Weg zu Reformen zu beraten, multinationalen Unternehmen geopolitischen und strategischen Rat zu geben und Investoren mit Investment-Gelegenheiten zusammenzubringen.

## Halbstündige Rede für 150 000 Pfund

Zur Kundschaft gehört die US-Investmentbank JP Morgan, die ein Basishonorar von 2,5 Millionen Pfund im Jahr überweist. Die Regierung von Kuwait bezahlte vor vier Jahren eine Million für einen Bericht über die zukünftige Entwicklung des Landes, und dem Nachbar-Emirat Katar waren drei Stunden Arbeit 600 000 Pfund wert, in denen Tony Blair die Fusion der beiden Rohstoff-Firmen Glencore und Xstrata rettete. Das war vergleichsweise billig, verlangt der frühere Regierungschef doch für eine halbstündige Rede mindestens 150 000 Pfund.

Blair, der aus dem bürgerlichen britischen Mittelstand stammt, soll mittlerweile über ein Vermögen von 70 Millionen Pfund verfügen. Dazu kommen Immobilien wie das fünfstöckige Herrenhaus am Connaught Square unweit des Hyde Park und South Pavilion, ein Landhaus im englischen Barockstil in der Grafschaft Buckinghamshire. Blair selbst weist jeden Verdacht zurück, dass er in grossem Massstab absahnt. «Also alleine diese Vorstellung, dass ich ein Milliardär mit einer Jacht sein will – das will ich nicht», entrüstete er sich in einem Interview. «Ich werde nie zu den Superreichen gehören, das interessiert mich überhaupt nicht.»

Ein entspanntes Verhältnis zum Geldverdiener zeigt auch der ehemalige Bundeskanzler Gerhard Schröder. Als einen «Genossen der Bosse» verspotteten die Medien den Sozialdemokraten, doch der stiess sich nicht an dem Beinamen. Er scheute ja selbst nicht davor zurück, seinen Wandel vom sozialistischen Jung-Revolutionär zum Sterbehelfer des Sozialstaates selbstironisch zu thematisieren. Ihm sei es gelungen, bekannte er einmal mit wölfischem Grinsen, die Revolution, die er als Juso-Chef plante, als Kanzler zu verhindern.





«Kein persönlicher Vorteil»: Tony Blair.

So kam es, dass die Deutschen ausgerechnet einem SPD-Kanzler die Erkenntnis verdanken, dass es neben Klamotten von C&A und Ernte-23-Zigaretten noch feines Anzugtuch von Brioni und edles Rauchwerk namens Cohiba gab. Schröder hüllte sich in Ersteres und schmauchte Letzteres. Wenigstens stammten die Zigarren aus dem sozialistischen Kuba. Schröder wuchs in ärmsten Verhältnissen auf. Tüchtig vermarktete er das Bild von der Kindheit in der Baracke ohne fließend Wasser und mit Plumpsklo auf dem Hof. Verständlich, wenn er später im Leben die frühen Entbehrungen kompensieren wollte.

So richtig gelang ihm dies erst nach seiner Abwahl 2005. Kein Vierteljahr nach dem Auszug aus dem Bundeskanzleramt wechselte er in den Aufsichtsrat von Nord Stream, jenem vom russischen Konzern Gazprom dominierten Unternehmen, das eine Gaspipeline von Russland durch die Ostsee nach Westeuropa baute. Mit einem Wortspiel, das ihm niemand zugetraut hätte, unkte CDU-Politiker Ronald Pofalla: «Schröder geht es nicht ums Gas, es geht ihm um die Kohle.» Inzwischen baut er selber Kohle ab – im Vorstand der Deutschen Bahn.

Schwerwiegender war der Verdacht, den der FDP-Mann Carl-Ludwig Thiele äusserte: Der Kanzler habe seinen eigenen Sturz inszeniert, damit er endlich in die hochdotierte Privatwirtschaft wechseln könne. Erst seit gut sechs Wochen darf man diesen Vorwurf öffentlich äussern: Im Juli hob der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte ein Veröffentlichungsverbot auf, das Schröder erwirkt hatte.

Im Vergleich zu Blair freilich ist der Deutsche ein armer Schlucker. Nicht mehr als



«Kohle statt Gas»: Gerhard Schröder.

250 000 Euro erhält er nach Recherchen des Wirtschaftsmagazins *Bilanz* für seine vier, fünf Aufsichtsratssitzungen im Jahr. Einen Posten im Verwaltungsrat des russisch-britischen Ölkonzerns TNK-BP legte er rechtzeitig nieder, bevor das Unternehmen von Russlands Öligiganten Rosneft geschluckt wurde. Sicher ebenfalls recht grosszügig dürfte der Ringier-

---

### Damals ging es nur um die eigene Wiederwahl, heute geht es um das eigene Geld.

---

Verlag die Beratertätigkeit Schröders honorieren. Spannend wäre es, zu erfahren, welche Ratschläge er dem Medienhaus konkret erteilt. Feilt er gar an *Blick*-Schlagzeilen mit?

### Geldmaschine Clinton Foundation

Ebenfalls von ganz unten hat sich Bill Clinton hochgearbeitet. Er gehörte zu den wenigen US-Präsidenten, die ohne grosses persönliches Vermögen ins Weisse Haus gelangten. Das änderte sich schlagartig mit seinem Auszug aus dem Amtssitz: Er wollte endlich ans grosse Geld. Er *musste* ans grosse Geld. «Total pleite» seien sie gewesen, als die Umzugswagen an der Pennsylvania Avenue in Washington vorfuhren, gestand Hillary Clinton später der TV-Grösse Diane Sawyer. Grund waren die Anwaltskosten, die wegen Rechtsstreitigkeiten des Präsidenten aufgelaufen waren, zwischen drei und zehn Millionen Dollar sollen es 2001 gewesen sein. Schon drei Jahre später war der Schuldenberg abgetragen: Knapp zehn Millionen Dollar im Jahr nimmt der Ex-Präsident allein durch seine



«Total pleite»: Bill Clinton.

Reden ein – für einen Vortrag bis zu 750 000 Dollar. Hillary bekommt man – noch – billiger: Sie spricht für 200 000 Dollar. Dennoch hat sie seit ihrem Ausscheiden aus der Regierung Obama fünf Millionen verdient, einen grossen Teil davon als Vorschuss für ihre Memoiren.

Als Geldmaschine wird zudem immer öfter die Clinton Foundation angeworfen. Sie ist, wie die *New York Times* schrieb, ein «ausufernder Konzern, der abwechselnd von einem Vorstand alter Clinton-Vertrauter geführt wird». Seit einiger Zeit konzentriert sich die Stiftung vor allem auf ein Ziel: hunderte Millionen Dollar für den voraussichtlichen Präsidentschaftswahlkampf Hillarys zu sammeln.

Reiche Männer sind sie geworden, die drei einstigen Nobodys. Als Politiker waren sie durchaus erfolgreich: Blairs Versöhnungsabkommen für Nordirland, Clintons ausgeglichener Staatshaushalt, Schröders Sozialreformen. Was also erklärt ihr Schweigen, ihren gleichsam mit Händen greifbaren Widerwillen, Stellung zu aktuellen politischen Fragen zu beziehen? Die Antwort ist ebenso einfach wie schrecklich: Damals ging es nur um die eigene Wiederwahl, heute geht es um das eigene Geld.

Clinton, Blair und Schröder sind weniger unabhängig denn je. Der Kreml, das Emirat Katar, die reichen Hollywood-Studios – in gewisser Weise sind sie die Vorgesetzten von Schröder, Blair und Clinton. Diese Chefs aber sehen es nicht gern, wenn Untergebene sich in heikle politische Fragen einmischen. Womöglich hatte jener Konzernchef recht, der seinerzeit Schröder herablassend beschied, er sei ja «nur» Bundeskanzler. Jetzt sind er und seine Genossen mehr. Und zugleich weniger. ○

---

# Amoklauf einer Behörde

---

Wiederholt hat die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (KESB) meine Familie verfolgt und belästigt. Inkompetente Beamte leisten sich unglaubliche Fehler. Kaum je zuvor wurde das Wort «Kindeswohl» so missbräuchlich verwendet. *Zweiter Teil des Erfahrungsberichts von Penelope Meyer\**



*Auch überlastete und arme Eltern sind noch tausendmal besser als ein Heim.*

Man könnte es Ironie des Schicksals nennen. Nämlich das Unglück, eine Sozialbehörde aus zwei völlig verschiedenen Perspektiven betrachten zu können. Einmal als Kind und einmal als Mutter, dies in einem Zeitraum von 34 Jahren. Beide Male wirkte das Ganze absurd, vollkommen sinnlos. Der Stress und die Belastung durch die Belästigung der Behörde waren allerdings erheblich – man kann es nur als qualitativ bezeichnen. Um es vorwegzunehmen: Die sogenannte Kinderschutzbehörde, die sich herausgeputzt und sich einen neuen Namen gegeben hat, ist nicht besser geworden. Im Gegenteil, ich vermute, diese Behörde war noch nie so inkompetent, so erschreckend gefährlich für Kinder und Eltern und so skandalös verschwenderisch mit dem Geld der Steuerzahler.

Mein Vater gehörte zu den ersten alleinerziehenden Vätern in der Schweiz. Er hatte das alleinige Sorgerecht, was unstrittig war und friedlich beschlossen wurde. Ich hatte Glück, denn er arbeitete zu Hause und war immer für mich da. Trotzdem war es nicht leicht. Mit Sicherheit sah ich nicht aus wie ein Kind aus einem Katalog für Kindermode und trug die Secondhand-Kleider einige Tage länger, als ich es meiner eigenen Tochter je zumuten würde. Die italienische Gastarbeiterfamilie im oberen Stockwerk hielt ich für wohlhabend, weil sie einen Schwarzweissfernseher besass. Manchmal durfte ich dort «Lassie» schauen.

#### Privatsphäre im Kinderzimmer

Heute denke ich, dass das doch ein ziemlich weiter Weg war von da bis zu der fröhlich-bunten Welt von «Prinzessin Lillifee», die sich meine Tochter von einem bequemen Sofa aus auf einem Plasmabildschirm anschaut. Doch auch ich hatte mein eigenes Zimmer, meine Bücher, spielte auf der Schreibmaschine meines Vaters und war über weite Strecken ein sehr zufriedenes Kind. Ausser hin und wieder: Da tauchten seltsame Figuren von der sogenannten Vormundschaftsbehörde auf. Mag sein, dass allein schon die Tatsache, dass mein Vater alleinerziehend war und ausser Büchern hin und wieder auch Flugblätter für Demonstrationen druckte, gewissen Leuten das Gefühl gab, irgendwie einschreiten, uns vor unserer Lebensweise schützen, sich sorgen oder sich sonst wie bevormundend einmischen zu müssen.

Fünf- oder sechsmal schnüffelten in unserer Wohnung Beamte von der Fürsorge herum, am liebsten in meinem Zimmer, und gingen mir, um es klar zu sagen, unglaublich auf die Nerven. Schon mit sieben Jahren entwickelte ich eine enorme Abneigung gegen Personen, die sich in meine Privatsphäre einmischten, denn, das muss mal gesagt sein: Auch ein Kinderzimmer ist privates Territorium. Aber sie trampelten herein und schauten sich um, öffneten Schubladen und stellten blöde Fragen wie, was ich zuletzt gegessen hätte.

«Das sieht man doch!», sagte ich. «Schauen sie nur meinen Vater an!» Man konnte es eigentlich nicht übersehen: An den Händen die Druckerschwärze, auf dem vom Arbeiten und Herumrennen verschwitzten Hemd die Spaghettisauce. Nein, diese Leute hatten schon damals keine Augen im Kopf. Eigentlich wollte ich ihnen sagen, dass sie zur Hölle fahren sollen, stattdessen lächelte ich ein 100-Watt-Lächeln und schenkte ihnen eine schöne Kinderzeichnung. Verdutzt zogen sie wieder ab.

Ich kann mich an kein einziges Gesicht erinnern. Nur an marionettenhafte Schattenköpfe, die sich zu mir hinunterbeugten, und diese murmelnden, gutmeinenden Stimmen, die ich sofort als Gefahr erkannte, und die unterschwellige Angst. An die Angst kann ich mich erinnern, als wäre es gestern gewesen – die furchtbare Drohung, sie könnten mich holen, aus meinem Zimmer, fort von meinem Vater,

#### Ein pädagogisch einwandfreies, kindergerechtes Umfeld? Wahrscheinlich nicht – na und?

weg von meinem Reich. Und damit könnte ich auf einen Schlag all das verlieren, was jedes Kind auf dieser Welt am allermeisten und dringendsten braucht: Geborgenheit.

Phasenweise war mein Vater sicher überlastet. Perfekt war gar nichts, und es war gut so. Der amerikanische Schriftsteller William Burroughs sass nach einer durchzechten Nacht in unserer Küche und trank mein Glas aus mit der Morgenmilch, die er für Whisky hielt. Er war so betrunken, dass er es nicht einmal merkte. Ein pädagogisch einwandfreies, kindergerechtes Umfeld? Wahrscheinlich nicht – na und? Ich schüttelte den Kopf, liess Burroughs in der Küche sitzen und ging zur Schule.

Tausendmal lieber schreibe ich heute, 34 Jahre später, diesen Satz als: «Ich verbrachte meine Kindheit in einem gutgeführten Kinderheim und hatte mein Mittagessen immer pünktlich um 12 Uhr auf dem Tisch.» Auch ein von aussen chaotisch oder sogar desolat wirkendes Umfeld ist noch längst kein Grund, ein Kind seinem Zuhause und seiner Hauptbezugsperson zu entreissen. Zweimal wurde mein Vater durch ein Schreiben der Behörde aufgefordert, seine Kinder aufzugeben. Ich hätte fremdplatziert werden sollen. Diesem Albtraum konnte ich glücklicherweise entkommen – mein Vater unterschrieb nichts. Ich kann nur ahnen, was für eine Hölle er damals durchmachte.

Heute kann ich sagen: Auch überlastete und arme Eltern sind noch tausendmal besser als ein Heim. Egal, wie empathisch und pädagogisch gutausgebildet das Heimpersonal sein mag, es kann niemals die einzigartige und existenzielle Bindung zu einem Elternteil ersetzen. Es ist im Übrigen auch vollkommen egal, ob Eltern am Existenzminimum leben, in einem Eigenheim

## IN DER NÄCHSTEN AUSGABE DER «WELTWOCH»



## RIEGGERS TROUVAILLEN AUS SPANIEN

### EINE BEILAGE VON WEINKELLER RIEGGER

RIEGGER.CH

WEINKELLER RIEGGER AG, LANGGASS, 5244 BIRRHARD, 056 201 41 41



«Ich kann nur ahnen, was für eine Hölle mein Vater damals durchmachte»: die Autorin als Kind.

mit Vorgarten oder einer Villa mit manikürtem Rasen. Es ist ein schlimmer Irrtum, zu glauben, dass Kinder aus sozial tieferen Schichten unglücklich sein müssen, dass ihnen etwas fehlt und dass man ihnen dringend helfen müsse. Es steckt dahinter eine unglaubliche Arroganz und ein grundsätzliches Missverständnis darüber, was das Kindeswohl wirklich beinhaltet.

In den Leitlinien der Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (KESB) steht, dass sie sich nur dann einmische, wenn es absolut notwen-

«Wir sind im Urlaub. Ich glaube kaum, dass es die KESB etwas angeht, wo ich den verbringe.»

dig ist. Das Gegenteil ist der Fall: Die KESB hat sich immer wieder mit fadenscheinigsten Argumenten aufgedrängt, um mich und meine Familie zu belästigen.

### Eine Art Geheimpolizei

Es ist Sommer. Wir befinden uns auf dem Tennisplatz eines exklusiven Hotels in der Toskana, meine Tochter spielt gerade Tennis. Sie ist ziemlich gut, hat einen harten Schlag. Dann kommt der Anruf. Die Assistentin meiner Anwältin, die sich zu diesem Zeitpunkt selber im Urlaub befindet, teilt mir mit, die KESB habe sich gemeldet. Eine Frau H. – eine Person, von der ich noch nie etwas gehört habe – möchte augenblicklich wissen, wo ich bin. Nein, es ist

kein Witz: Die KESB spielt in den Sommerferien, wenn sich sonst nicht gerade viel tut, gerne Interpol. Bildet sich hier still und heimlich eine Art Geheimpolizei?

Während ich beobachte, wie meine Tochter mit jauchzender Begeisterung einen Ball nach dem anderen über das Netz fegt, führe ich folgenden absurden Dialog:

«Wir sind im Urlaub, und ich glaube kaum, dass es die KESB etwas angeht, wo ich den verbringe», antworte ich. «Was soll diese Frage überhaupt? Wollen Sie mich vielleicht abholen? Mich und meine Tochter vom Tennisplatz eines Fünfsternehotels zerrén? Wozu?» Falls die Person, die es offenbar abermals geschafft hat, diese Behörde vom anderen Ende der Welt her zu instrumentalisieren, etwas wolle, solle sie sich doch bitte direkt bei mir melden. Meine Kontaktdaten seien bekannt. Prompt kam die Antwort von Frau H.: Sie würde natürlich nicht als Vertreter einer Partei anrufen, sondern im Auftrag des Kindeswohls. Das ist interessant, finde ich und will wissen, wie es kommt, dass sie, Frau H., die weder mich noch mein Kind je gesehen hat, über das Wohlbefinden meines Kindes so gut Bescheid weiss. Denn dazu brauchte es doch schon fast übermenschliche Fähigkeiten. Und dann frage ich, weil es mich wirklich interessiert, was der berufliche Werdegang von Frau H. sei und warum sie jetzt bei der KESB arbeite. Darüber gebe man keine Auskunft, heisst es. «Nein?» – «Nein.»

Als meine Anwältin aus dem Urlaub zurückkam, erklärte sie den sogenannten Profis der KESB, dass sie zu einer Vorladung juristisch gar keine Befugnis haben. Frau H. ist inzwischen, wie alle früheren Mitarbeiter, die so dringend mit mir Bekanntschaft schliessen wollten, im schwarzen Loch der Behörde verschwunden. Eine gewisse Frau L. sah schliesslich ein, dass es hier eigentlich nichts zu schützen gibt, ausser vielleicht die Freiheit von Mutter und Tochter, gemeinsam im Sommer in den Urlaub fahren zu können, wann und wohin es ihnen passt. Frau L. mache einen vernünftigen Eindruck, meinte meine Anwältin noch. Immerhin, ein Schritt in die richtige Richtung. Seither haben wir von der KESB nichts mehr gehört. Vielleicht hat sie zwischenzeitlich aber einfach jemand anderen gefunden, an dem sie sich ergiebiger austoben kann.

Tatsächlich, als wir damals aus dem Urlaub nach Hause kamen, war die Hauptstrasse meiner ansonsten so schön verschlafenen Wohnge- meinde abgesperrt. Grosseinsatz der Polizei. Am nächsten Tag erfuhren wir durch die lokale Zeitung, dass ein Vater vor den Augen seiner zwölfjährigen Tochter an Handschellen abgeführt und ins Gefängnis geworfen wurde. Anordnung der KESB. Sie meldete bei der Polizei Entführungsfahrer. Ein Irrtum, wie sich herausstellte. Einer von unzähligen Irrtümern und Fehlern, die die KESB sich so erlaubt. Wird dafür jemand zur Rechenschaft gezogen? Nein. Dafür können Vater und Tochter für den Rest ihres Lebens ihr Trauma ausbaden. Man wird den Verdacht nicht los, dass diese Behörde unter dem Vorwand des Kinderschutzes eigentlich vor allem sich selber schützt.

Ich weiss nicht, wie viel die Papierarbeit und die vielen Arbeitsstunden solch unfassbarer Leerläufe insgesamt kosten. Wahrscheinlich ei-



nen skandalösen Betrag. Leider wird man ihn nie erfahren. Wer von der KESB Informationen will, blitzt ab. Sie befänden sich in der «Lernphase», hört man immer wieder über die Medien, in diesem larmoyanten Ton, der Harmlosigkeit suggerieren soll. In Wahrheit ist diese Behörde so leichtfertig wie brutal.

#### Kinder zahlen die Rechnung

«Beratungsresistenz» hatte man einer Mutter aus Eritrea vorgeworfen und als Grund angegeben, warum man ihr vier von sieben Kindern weggenommen und in ein Heim gesteckt hatte. Eine Mutter, die ihre Kinder weder geschlagen noch ihnen sonst etwas Schlechtes angetan hat. Wahrscheinlich hat noch keine andere Behörde so oft und ungestraft gegen die Kinderrechtskonvention verstossen wie

In den Sommerferien, wenn sich sonst nicht gerade viel tut, spielt die KESB gerne Interpol.

die KESB. Das Wort «Kindeswohl» ist seit der Einführung der KESB derart missbraucht und verhunzt worden, dass man es vielleicht in Zukunft besser nicht mehr verwenden sollte.

Der Staat ist, wie es der Philosoph Karl Popper mit einem Satz auf den Punkt brachte, nicht mehr als «ein notwendiges Übel». Nicht mehr. Selbstverständlich braucht es eine Behörde, die Kinder vor gewalttätigen Übergriffen schützt. Sie muss agieren, wo Mütter und Väter ihre Kinder quälen, prügeln, missbrauchen und misshandeln. In solchen Extremfällen, von denen es nicht allzu viele geben dürfte – und wahrscheinlich wesentlich weniger, als in der Schweiz Beamte und Sozialarbeiter herumrennen –, muss der Staat eingreifen.

Eine vernünftige Kinderschutzbehörde, die ihre Aufgabe ernst nimmt, würde sich selbst am liebsten überflüssig machen, ja, sie müsste eigentlich das Ziel verfolgen, sich abzuschaffen. Denn sie ist ein notwendiges Übel, kein Selbstzweck und schon gar keine Arbeitsbeschaffungsindustrie auf Kosten der Gemeinden und der Kinder. In erster Linie zahlen hier nämlich die Kinder die Rechnung.

Wäre die KESB eine Firma, würde man von krasser Betriebsblindheit sprechen. Ein Sanierer würde als superprovisorische Massnahme augenblicklich eine erste Entlassungswelle anordnen. Sparmassnahmen wären unumgänglich. Möglicherweise müsste die Firma aber auch augenblicklich die Tore schliessen und sich wegen Menschenrechtsverletzung und Konkursverschleppung vor Gericht verantworten.

\* Die Autorin ist eine Persönlichkeit des Schweizer Kulturbetriebs. Sie schreibt hier unter Pseudonym. Mehr Informationen: [www.kindergerechte-justiz.ch](http://www.kindergerechte-justiz.ch)

## Herbstveranstaltung

Sonntag, 19. Oktober 2014, 15.00 Uhr

Münsingen - Schlossgutsaal - Schlossstrasse 8

### Christoph Blocher

#### Würdigung dreier Persönlichkeiten aus dem Aaretal



Magdalena Nägeli

(1550 – 1628)  
Gattin dreier  
Schultheissen



Christoph  
von Graffenried

(1661 – 1743)  
Gründer von  
«New Bern»



Friedrich Glauser

(1896 – 1938)  
Erfinder des  
Schweizer Krimis

#### und ihre Bedeutung für die heutige Schweiz

Türöffnung: 14:00 Uhr - Beginn Vortrag: 15:00 Uhr

Eintritt frei - musikalische Umrahmung - im Anschluss wird ein kleiner Imbiss offeriert  
Parkplätze vorhanden - zwei Gehminuten vom Bahnhof Münsingen

Weitere Informationen: [www.blochermuensingen.com](http://www.blochermuensingen.com)  
Veranstalter: SVP Münsingen mit Wahlkreis Bern Mittelland-Süd



# Vegan von Katze bis Kind

Immer mehr Menschen verzichten nicht nur auf Fleisch, sondern auch auf Milch, Käse und Eier. Ist das wirklich gesund? Zwei Porträts und die Meinung eines Arztes.  
Von Daniela Niederberger und Daniel Ammann (Bild)

Salez im Rheintal, ein Einfamilienhaus hinter hohen Hecken. Beim Klingeln geht ein vielstimmiges Gebell los. Edith Zellweger, Tierärztin und Veganerin, führt mich ins Haus. Oben an der Treppe steht, zum Glück hinter einem Kindergitter, ein Rudel bellender und knurrender Hunde. Ein riesiger braunweisser Kopf mit enormem Maul sticht heraus. Ich stehe bockstill. «Kommen Sie, die tun Ihnen nichts», sagt Edith Zellweger. «Aber den da nehmen Sie doch sicher am Halsband?», frage ich. «Meinen Sie Paco, den bösesten Hund von Rorschach?» Sie lacht. «Der ist ganz lieb.» Sie schliesst den American Staffordshire – Kampfhunde sind im Kanton St. Gallen nicht verboten – dann aber doch im Büro ein. Ihr Ehemann witzelt: «Die essen jeden Tag einen Menschen.» Ich werde in einen schönen Garten geführt und sitze sehr unentspannt am Tisch, als die Gastgeberin mich allein lässt mit den Hunden, um zwei Gläser Wassermelonensaft zu holen.

Edith Zellweger ist seit 25 Jahren Veganerin. Ihr Vater hatte eine Metzgerei. Als kleines Mädchen führte sie die Sauen zum Schlachten und hielt sie fest, wenn der Bolzenschuss kam. «Ich fand es komisch, was die Menschen machen.» Sie ass nie gern Fleisch. Und als ihr Mann einmal zu ihr sagte: «Weisst du, Kälbchen sind immer das Abfallprodukt der Milchproduktion», da war es auch fertig mit Milch und Käse. «Ich ernährte mich sehr einseitig.» Von Vitamin B12, heute in aller Munde, redete damals niemand. Das Vitamin ist in Fleisch, Eigelb und Milch enthalten und wichtig für die Produktion von roten Blutkörperchen und das Nervensystem. Sie wurde krank, ihre Nervenbahnen entzündeten sich. Beim Denken habe sie es vor allem bemerkt. Sie musste sich Vitamin B12 spritzen und erholte sich, auch mit viel Sport.

## «Welche Katze isst eine Kuh?»

Heute ist sie sechzig und sieht blendend ausgebräunt, schwarze Haare, die sie mit einem Haarreif zusammenhält, grosse weisse Ohrringe und ein kräftiger Kajalstrich. Dass sie eine Chemotherapie hinter sich hat – vor vier Jahren erkrankte sie an Krebs –, sieht man nicht. Sie ist das Gegenteil einer blutarmen Asketin. Gerade kommt sie – beide Arme voller Esswaren – in den Garten zurück, um die Besucherin von der Fülle der veganen Küche zu überzeugen: Chicken Nuggets ohne Huhn, «Kornkrainer», «Virginia Steak», ein Veganbratstück aus Weizenweiss, Kokosfett, Haferfasern. Dazu eine Milchauswahl: Haselnussmilch, Reis-Mandel-

Milch, Bananen-Sojamilch. Sie erzählt von einer Veganer-Metzgerei in Bregenz: «Sie haben noch nie so viel Fleisch gesehen.»

Dann serviert sie einen Coupe Romanoff mit tüchtig Schlagrahm. Nur dass es kein Schlagrahm ist, sondern ein Schaum auf Reisbasis. Dazu Vanille-Sojaglace. Ein Kopf schiebt sich unter dem Tisch hervor auf meine Beine. «Kimi, abe!» Der Schaum ist leicht und süss, aber Rahm ist es nicht; das Glace überzeugt mehr.

Edith Zellweger ernährt auch ihre Hunde und Katzen vegan. Die Hunde erhalten Reis oder Hörnli, vermischt mit einer Hundewurst auf Pflanzenbasis. «Das ist kein Problem», sagt sie. Die Tierschützerin nimmt Hunde bei sich auf, die in den Tierheimen eingeschläfert würden, Tiere, die als schwierig gelten. Paco, der Kampfhund, wurde einem halbwüchsigen

## «Wer sein Kind vegan ernährt, übernimmt eine grosse Verantwortung.»

Kroaten weggenommen, der mit ihm durch Rorschach promenierte und Kinder und Mütter in Angst und Schrecken versetzte. Der Schäferhund, der gerade beobachtet, wie eine Erdbeere in meinem Mund verschwindet, war offenbar ein scharfer Kettenhund. «Super», denke ich, aber dann legt er den Kopf auf meinen Fuss und döst friedlich. Die Tiere sehen gesund aus, sind sogar eher füllig.

Die Tiermutter beherbergt auch viele Katzen; nur drei habe sie punkto veganer Kost «noch nicht im Griff». Die hungerten, bis sie brandmager waren. Die anderen bekommen veganes Trockenfutter aus Soja, Weizen, Maismehl, Reis, Sonnenblumenöl, Hefe, Zuckerrüben, Leinsamen und Algen. Ist das nicht ge-

gen die Natur, Raubtiere vegan zu ernähren? Zellweger fragt zurück: «Welche Katze isst eine Kuh?» Rindfleisch zu füttern, sei unnatürlich. Und der Hund, so ihr Argument, habe sich über die Jahrtausende dem Menschen angepasst und sich zum Allesfresser gewandelt.

## Mitleid mit dem Kopfsalat

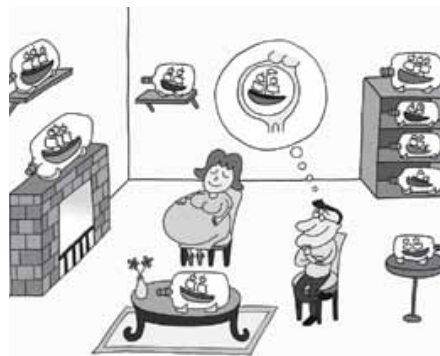
Annette Liesegang ist Professorin am Institut für Tierernährung am Tierspital Zürich. Sie sagt: «Katzen vegan zu ernähren, ist nicht artgerecht. Katzen sind Fleischfresser. Sie können Pflanzen schlecht verwerten. Ausserdem brauchen sie spezielle Aminosäuren wie Taurin, die nur in tierischen Produkten natürlich vorkommen.» Edith Zellweger weiss das, deshalb gibt sie Futter, das mit Taurin angereichert ist. Die Tierärztin entgegnet: «Da stellt sich die Frage nach dem Sinn: Will man seiner Katze synthetisches Taurin anbieten, wenn man sonst so auf die Herkunft der Nahrung achtet?»

Beim Hund ist es anders. Die Stoffe, die er braucht, kommen in tierischem, aber auch in hochwertigem pflanzlichem Protein vor, etwa im Tofu. «Man könnte seinen Hund vegan ernähren, auch wenn die Verwertung schlechter ist. Doch soll für Tiere hochwertiges Soja angebaut werden?» Hunde brauchen zudem etwas zum Kauen. Auf den Hinweis, es gebe vegane Knochen, sagt die Tierärztin: «Das ist auch nicht natürlich. Das ist wie Tofuwürste essen.» «Wieso», fragt sie, «will man einem Fleischfresser seine Ernährung aufzwingen?» Besser wäre, sich ein Kaninchen oder ein Pferd anzuschaffen. «Die fressen Gras.»

Edith Zellweger gehört dagegen zu den Veganern, die argumentativ sehr weit gehen: Sie vergleicht Mastbetriebe mit Konzentrationslagern und achtet beim Leim darauf, dass er nicht aus Knochenmehl besteht. Neulich hatte sie Mühe, den Kopfsalat abzuschneiden. Auch Blumen reisst sie keine mehr ab. «Kirschen oder Tomaten pflücken, das geht. Da stirbt die Pflanze nicht.»

Auf der anderen Seite gibt es eine neue Generation von ungezwungenen Veganern, urbane Menschen, denen auch der Lifestyle wichtig ist. In den Buchläden stehen schöne vegane Kochbücher en masse, Kochkurse mit dem jungen Koch Philip Hochuli sind ausgebucht, es gibt vegane Döner.

Fränzi Egli ist eine dieser neuen Veganerinnen. Die junge Mutter sitzt in einem Genossenschaftsrestaurant in Winterthur, einen Latte macchiato mit Sojamilch und den Apple-





**Chicken-Nuggets ohne Huhn:** Tierschützerin Edith Zellweger, Veganerin seit 25 Jahren.

Laptop vor sich. Ihr Erweckungserlebnis hatte sie beim Stillen ihres Babys, «als ich sah, wie innig und schön das ist». Sie dachte an die Kälbchen, die von der Mutter getrennt werden, weil wir die Milch der Kühe wollen. Fleisch ass sie schon lange keines mehr, «weil ich megagern Tiere habe», aber den Zusammenhang zwischen Milch- und Fleischwirtschaft habe sie ausgeblendet. Vielleicht auch, weil sie ein «Milchjunkie» war, wie sie sagt. Und eine, die sich in der Globus Delicatessa

angesichts von fünfzig Rohmilch-Käsen im siebten Himmel währte.

Erst graute ihr davor, auf das zu verzichten. Auch hatte sie das klassische Bild vom Veganer vor Augen – lange Zottelhaare und Sandalen –, und da wollte die attraktive Frau mit dem blonden Pagenschnitt nicht dazugehören. Doch dann war sie ein Wochenende in Berlin, der Hauptstadt der coolen Veganer. Sie trank noch die Milch fertig, die sie zu Hause hatte, und kaufte sich einen Hochleistungsmixer, mit dem

sie heute aus Cashewnüssen, Wasser und Salz eine Art Käse macht. Zum 90. Geburtstag ihrer Grossmutter lud sie die ganze Verwandtschaft ein und kochte Rahmgeschnetzeltes. Das Geschnetzelte war aus Seitan gemacht, einer Masse aus Weizeneiweiss, dazu nahm sie Soja-Hafer-Rahm. Es seien alle begeistert gewesen.

Ihr zweijähriger Bub trinkt Hirse- oder Hafermilch und wird mehrheitlich vegan ernährt. In der Krippe trinkt er normale Milch. «Er isst alles», sagt sie, auch exotische Dinge. Aber hat sie keine Angst? Man erinnert sich an den Fall des siebenjährigen Jungen aus dem Rheintal, dessen Eltern ihn strikt vegan ernährten und der aufgrund von Mangelernährung schwer krank wurde und heute im Rollstuhl sitzt. «Das sind esoterische Spinner», sagt Fränzi Egli. «Ich bin keine verantwortungslose Mutter.» Sie beobachtet ihren Jungen und sieht, dass er gedeiht. Und gesünder ist als andere Kinder, die die ganze Zeit Wienerli und Chicken-Nuggets essen «und all die E-Stoffe». Er erhält synthetisches Vitamin B12. Sie liess erst kürzlich bei sich einen Bluttest machen und will ihren Bub auch testen lassen.

Sie ist weder verbissen noch missionarisch. Ihr Motto lautet: *As vegan as possible*. Der gesunde Menschenverstand ist ihr wichtig. «Ich bin nicht in erster Linie Fränzi Egli die Veganerin.» So werden die vier Katzen normal ernährt, und als ein neues Sofa fällig wurde, kauften sie eines aus Leder, dafür ein gebrauchtes. Sie werde ihre Ledersachen auch nicht im Wald beerdigen. Die meisten Veganer, die sie kenne, seien wie sie: pragmatisch. Anstrengend sei das Veganerleben nicht. Das Härteste sei gewesen, sich das anzuschauen, wovor man gerne die Augen verschliesst. Sie sah sich Videos zur Massentierhaltung an und dachte: «Wie ist das möglich in einem kultivierten Land?» Das fröhliche Migros-Huhn aus der Werbung, das dem Konsumenten das Gefühl gebe: «Wir haben es alle megalässig», das gebe es leider nicht. Männliche Küken würden in Kübel geworfen und vergast, Legehennen nach einem Jahr entsorgt. Ihr Hauptanliegen ist der «artgerechte Umgang mit kleinen Kindern und Babys». Die frühere Primarlehrerin ist selbständige Trägerin. Sie unterweist Mütter in der Kunst, ihre Kinder in Tüchern zu tragen.

### Die Bedenken des Mediziners

Der Kinderarzt Oswald Hasselmann sah schon einige Male, was eine vegane Ernährung und ein Vitamin-B12-Mangel bei Kindern anrichten können. In den letzten drei Jahren betreute der Neuropädiater am Spital St. Gallen acht Kinder mit einem Vitamin-B12-Mangel, sechs aus einer Veganer-Familie, zwei aus Familien, die sich laktovegetarisch ernährten. Alle Kinder waren etwa einjährig, zu leicht für ihr Alter, zu schwach, motorisch im Rückstand und hatten gravierende psychische Symptome: Sie interessierten sich nicht für ihre Umgebung



Erweckungserlebnis beim Stillen: Fränzi Egli.



Langzeitstudien fehlen: Kinderarzt Hasselmann.

und nahmen zu wenig Kontakt zu ihren Eltern auf. Oswald Hasselmann rät davon ab, Kinder vegan zu ernähren. In den ersten zwei Lebensjahren machen Kinder wichtige Entwicklungsschritte, das Gehirn und die Muskeln werden aufgebaut.

Und wenn die Mutter dem Kind ein Vitamin-B12-Präparat gäbe? «Man muss es richtig machen. In hoher Dosierung», sagt Hasselmann. Viele Präparate, etwa auf der Basis von Algen, reichen bei weitem nicht aus. «Wer sein Kind vegan ernährt, übernimmt eine grosse Verantwortung. Das braucht viel Wissen.» Die erkrankten

acht Kinder hatten auch zu tiefe Zink- und Vitamin-D-Werte. Ein Grossteil war nicht geimpft, und nur ein Kind sah regelmässig einen Arzt. «Die Eltern lebten in einer Anti-Haltung gegenüber der Medizin», so Hasselmann. Die Eltern waren nur schwer davon zu überzeugen, ihrem Kind wenigstens Vitamin B12 zu geben.

Was aber, wenn die Mutter, wie Fränzi Egli, ihr Kind beobachtet und sieht, dass es vif ist? Hasselmann: «Wer ideologisch vereinseitigt ist, sieht oft Krankheitsbilder nicht.» Und wenn sie das Blut des Kindes untersuchen liesse? «Das reicht nicht, es wäre ein Urintest nötig.»

Es fehlen Langzeitstudien, wie sich vegan ernährte Kinder über die Jahre entwickeln. Allerdings wurde 1999 über 73 niederländische Jugendliche berichtet, die sich bis zum Alter von sechs Jahren makrobiotisch – eine dem Vegetarismus ähnliche Diät – ernährt hatten. 48 von ihnen zeigten Defizite beim logischen Denken, beim räumlichen Vorstellungsvermögen und beim Kurzzeitgedächtnis. «Störungen als Folge eines früh auftretenden und länger anhaltenden Vitamin-B12-Mangels sind nicht vollständig reversibel», sagt Hasselmann.

Für Erwachsene ist ein verantwortungsbewusstes veganes Leben nicht schädlich. Aber will man es? Die grosszügige Edith Zellweger hat der Besucherin einen Sack voll *Versuecherli* mit nach Hause gegeben. Und eine Schokoladentorte für die Familie. Die Töchter wollen sofort ein Stück davon; und dann ein zweites.

Auf geteiltes Echo stossen die «Veg-Ribz Fuego – Pflanzliche Grillfilets in feuriger BBQ-Sosse». Sie sind eher solide im Biss. Der Mann findet sie nicht schlecht, die Töchter retournieren ihre Stücke. Ähnlich war es, als der «Käse» No-Muh rezent auf den Tisch kam, die «vegetarische Alternative zu Käse», bestehend aus Kartoffelstärke, Hefe, Reismehl, Mandelmus, Steinsalz und Gewürzen. Eine Tochter ruft: «Wäääh!», der Mann findet ihn «recht intensiv» und befürchtet Ausdünstungen, die Reporterin hat nach zwei Möcklein genug. ○

FM 93.6 **RADIO 100** DIE WELTWOCHEN

# ROGER GEGEN ROGER

ON TOUR

**ZWEI STANDPUNKTE, ZWEI MEINUNGEN.**

LIVE AUS DEM THEATER NEUMARKT, NEUMARKT 5 IN 8001 ZÜRICH  
 20. OKTOBER 2014 · 18:00 BIS 18:50 UHR · TÜRÖFFNUNG 17 UHR  
 NUR MIT ANMELDUNG UNTER [TICKETS@RADIO1.CH](mailto:tickets@radio1.ch) (PLATZZAHL BESCHRÄNKT).

**THEATER NEUMARKT**  
**R GESPRÄCHE**



**ZUM GLÜCK SIND  
SCHWEIZER  
POLITIKER NICHT  
SO KORRUPT.**



Beth K.

## #SagesderSchweiz

Teilen auch Sie der Schweiz etwas mit. Entweder auf [SagesderSchweiz.ch](https://www.sagesderschweiz.ch)  
oder via Hashtag. Und schon bald könnte Ihre Botschaft in einem  
Inserat wie diesem stehen. Weitere Teilnahmeanfos gibt's auf der Website.

Das Inserat. Jeden effizient erreichen.

Eine Aktion der



SCHWEIZER MEDIEN  
MÉDIAS SUISSES | STAMPA SVIZZERA | SWISS MEDIA

# Meine Schwester Lilo

In diesen Tagen wird die grosse Schweizer Schauspielerin Liselotte Pulver 85 Jahre alt. Lachen, wo man lieber weinen möchte: Diese Gabe machte sie weltweit zum Publikumsliebbling. *Eine Hommage von Corinne Pulver*

Ein berühmtes Familienmitglied zu haben, ist für die Angehörigen etwa so, als hätten sie ein Holzbein: Alle Leute versuchen schamhaft, es zu übersehen und ja nicht darauf anzuspielen. Aber im Grunde versuchen sie doch, etwas davon zu erhaschen, schliesslich ist es interessant, weckt Neugierde. Ganz stark ist dies der Fall, wenn es sich bei dem Familienmitglied um einen beliebten und populären Filmstar wie Liselotte (Lilo) Pulver handelt, berühmt für ihr ansteckendes Lachen, ihre Natürlichkeit und gute Laune, ein Sonnenschein der deutschen Nachkriegsgeneration. Da wird etwas, was bei anderen Leuten und Normalverbrauchern zum Alltag und täglichen Leben gehört – ob es sich um etwas Trauriges, Privates, um ihre Gesundheit oder Krankheit handelt –, flugs zur Sensation, die Aufsehen erregt, die ganze Welt bewegt.

Als vor einigen Jahren die *Bild*-Zeitung – und bald darauf ähnlich der *Blick* und allen anderen Klatschzeitungen –, in feuerroten Lettern auf der Titelseite verkündete: «Lilo Pulver – von der Villa ins Altersheim», blieb kein Auge trocken. Mein Telefon klingelte ununterbrochen. Alle wollten wissen: «Und wie geht es Lilo?»

## Warum sie vor Eifersucht zerplatzte

Den Satz «Sie ist (war) meine Lieblingsschauspielerin» habe ich tausend Mal gehört, und auch heute wird er immer wieder von den unterschiedlichsten Leuten ausgesprochen, von Roger Federer über Stephan Eicher bis zum deutschen Ex-Aussenminister Hans-Dietrich Genscher, der ihr das Bundesverdienstkreuz verlieh, oder zu Bayerns Ministerpräsident Stoiber, der ihr den Bayerischen Filmpreis überreichte. Lilo brachte sogar das Kunststück zustande, dass Kolleginnen wie Maria Schell, Nadja Tiller oder Ruth Maria Kubitschek ihr spontan für ihre grössten Erfolge gratulierten und nie eifersüchtig auf sie waren, während Liselotte umgekehrt vor Eifersucht zerplatzte, als Maria Schell an ihrer Stelle mit Dieter Borsche im vielleicht erfolgreichsten und berühmtesten Nachkriegsfilm «Dr. Holl» spielte, der eigentlich für sie geschrieben worden war von ihrem Filmproduzenten F.A. Mainz, den sie aber absagen musste, weil das Schauspielhaus Zürich sie dafür nicht freigeben wollte.

Liselotte hat das bis heute nicht vergessen, kann aber längst darüber lachen.

Zum 80. Geburtstag hat ihr sogar Bundeskanzlerin Angela Merkel gratuliert. Lilo war durch ihre Glanzrollen und Grossefolge «Ich denke oft an Pirotschka» und «Das Wirtshaus im Spessart» so etwas wie eine Botschafterin der

guten Laune und der moralischen Aufrüstung des am Boden liegenden Nachkriegsdeutschlands geworden. Obschon sie ganz bewusst von Politik nichts wissen wollte, schwärmte sie von Konrad Adenauer, John F. Kennedy oder Bill Clinton – ohne die geringste Ahnung zu haben, welche politische Richtung sie vertraten.

Aber gerade ihre harmlose und naive Art, die sie bei Gesprächen oder Fragen oft ganz selbstverständlich ins Fettnäpfchen treten liess, wirkte diplomatisch und versöhnend, so dass sie Deutschland und die deutsche Sprache weit in die Welt hinaustrug. Sie durfte sich vor der Queen verbeugen, Louis de Funès wünschte sich Lilo als Partnerin, und der geniale Hollywood-Regisseur Billy Wilder holte sie für die Ost-West-Komödie «Eins, zwei, drei» nach Berlin. Sie und ihr Filmpartner O. W. Fischer wurden gemeinsam für ihre Leistung in «Heidelberger Romanze» mit dem Bundesfilmpreis geehrt, sie wurden zum «neuen deutschen Filmliedbespaar» erklärt, obschon Lilo seine intensiven Eroberungsversuche nur halbwegs er-

## «Er musste grösser sein als ich, schön wie ein Gott und das Gymnasium besuchen.»

widert hatte. Er war ihr zu klein und musste zum Drehen und zum Küssen eigens angefertigte Schuhe mit hohen Absätzen tragen. In ihren Memoiren heisst es: «Nach welchen Gesichtspunkten ich mich pausenlos in alle möglichen Knaben verknallte, war sonnenklar: Er musste grösser sein als ich, schön wie ein Gott und das Gymnasium besuchen, denn sonst war ich womöglich klüger als er. Er musste von Dingen sprechen, die ich nicht verstand, und zunächst unerreichbar sein, um sich dann wie Zeus zu mir herabzulassen.»

Diese Kriterien hat sie seit ihrer Kindheit bis heute mit über achtzig Jahren beibehalten, und lachend erinnert sie sich daran, dass das den damaligen berühmtesten und grössten deutschen männlichen Filmstar, O. W. Fischer, zu der epochalen Feststellung verleitete: «Sie ist schon mit zwanzig Jahren vertrottelt.»

Übrigens: Lilo geht es gut – auch wenn das niemand hervorhebt, weil sich Schauergerichten über ihre angebliche Angst und Flucht vor der Einsamkeit besser verkaufen. «Sie ist zufrieden», sagte kürzlich unser älterer Bruder, den Lilo oft und gern um Rat fragt, um dann doch das zu machen, was sie will, zu einer Klatschjournalistin aus Hamburg. Besser als

«Flucht vor der Einsamkeit» müsste man bei ihr «Flucht vor den Journalisten» titeln. Ob in der Villa oder im Altersheim, zu Hause oder im Hotel, im Kreis der eigenen Familie oder mit einer Filmequipe – man muss sich um sie keine Sorgen machen, sie lebt nach ihrem eigenen Glücksrezept: «Ich konnte mich schon als Kind stundenlang allein beschäftigen. Ich gehe Streit und Komplikationen aus dem Wege und fange die Fliegen lieber mit Honig.»

Lilo, die die Prioritäten ihres Lebens stets nach der Reihenfolge Karriere–Ehe–Kinder richtete, hatte keine Probleme damit, sich selbst als «ziemlich bürgerlich» einzustufen und noch mit über achtzig von einem attraktiven (jungen) Mann zu träumen. So etwas braucht sie aber nur anzudeuten geschweige denn auszusprechen – schon steht es in allen Klatschzeitschriften, als wäre dies ein Weltereignis. Der einzige Mann, der ihr aber wirklich zu ihrem Glück noch fehlt, heisst Oscar und ist eine goldene Statue.

Immerhin konnte sie 2011 den «Swiss Award» für ihr Lebenswerk entgegennehmen und letztes Jahr, am Tag nach ihrem 84. Geburtstag, in Dortmund den begehrten Steiger-Award, den man auch den «Ruhrpott-Oscar» nennt. «Nun kehrt Liselotte Pulver mit 84 Jahren und einem herzerfrischenden Lachen zurück», stand in allen Zeitschriften. Dazu publizierte ein Journalist einen offenen Brief, der Lilos bis heute anhaltende Beliebtheit wunderbar beschreibt:

*Liebe Liselotte Pulver,*

*würde ich eine Umfrage machen, was uns mit Ihnen immer noch verbindet, ich glaube die Antworten zu kennen. Es sind Ihre Filme «Ich denke oft an Pirotschka», «Die Zürcher Verlobung», «Das Wirtshaus im Spessart». Und es ist vor allen Dingen Ihr Lachen, das Millionen verzaubert hat. Ihr Lachen voller Lebensfreude, so ehrlich, so herz- und besitzergreifend, so natürlich, selten aber auch mit einem Hauch von Unsicherheit [...] Bei der Verleihung des «Steiger Award» in Dortmund durfte ich dieses Lachen live erleben [...] Mein Blick klebte förmlich an Ihrem Gesicht, den wachen, strahlenden Augen, den sympathischen Lachfalten. Ihr Lächeln streichelte die Seele, sagte mehr als alle Worte. Es verriet uns, dass Sie Ihr Leben lieben, Ihre Leidenschaft immer der Schauspielerei gehören wird und Sie die Anerkennung genossen haben. Es war das Lächeln einer Frau, die auch einen Tag nach ihrem 84. Geburtstag genauso viel Wärme ausstrahlt wie in den 50er Jahren, als sich die Regisseure in Berlin, Paris und Hollywood um sie rissen. Sie sind so witzig, wenn Sie beispielsweise erzählen, dass Sie eine Hüfte aus Titan haben, aber auch einen Gasfuss und deshalb jede Menge Knöllchen (mit Ihrem Mercedes) einsammeln. >>>*



*Fängt Fliegen lieber mit Honig:* Lilo Pulver, 2007.



*Bauerntrampel: «Kohlhiesels Töchter», 1962.*



*Positives Lebensgefühl: «Uli der Knecht», 1954.*



*Moralische Aufrüstung: «Eins, zwei, drei», 1961.*



*Gegensätze: Lilo (r.) und Corinne Pulver, 1956.*



*«So herz- und besitzergreifend»: mit US-Filmstar Rock Hudson, 1958.*



*«Ziemlich bürgerlich»: «Swiss Award», 2011.*

Sie sind so ehrlich, wenn Sie zugeben, dass Sie es in der Altersresidenz nicht ausgehalten haben und wieder in Ihre weisse Villa am Genfersee gezogen sind. Sie sind zu bescheiden, um damit zu prahlen, dass Sie vier Sprachen sprechen und sechs Bambis bekommen haben. Dass Sie nicht nur in komischen Rollen brillierten, sondern auch in ernsten, tragischen. Sie haben mit den ganz grossen Ihrer Zunft gespielt, mit Gustaf Gründgens, mit Jean Gabin, Gérard Philipe und Jean Marais. Sie führten und führen ein aussergewöhnliches, ein luxuriöses Leben, um das Sie viele beneiden. Kaum einer weiss allerdings, dass Sie es am Anfang auf sich nahmen, in einem zerbombten Hotel ohne Dach zu wohnen, um in Deutschland Karriere machen zu können.

Liebe Lilo Pulver, Sie liessen uns gemeinsam lachen, aber Ihren Schmerz wollten Sie nie teilen. Ihre Tochter Melisande nahm sich das Leben. Ihr Mann Helmut starb 1992, drei Jahre später, an einem Herzinfarkt. In der Liebe hatten Sie nur selten Glück. Schwache Männer langweilten Sie, aber starken, meist verheirateten Männern waren Sie meist nicht mehr wert als ein Seitensprung. Wie Sie selbst sagen, waren Sie beileibe kein Superweib. Aber wir vergötterten Sie sogar in «Kohlhiesels Töchter» nicht nur als reizende Liesel, sondern auch als derbe Schwester Susi, ein unfrierteter Bauerntrampel. Es ist Ihr einzigartiger Charme, der unser Herz lachen lässt.

Mit besten Grüssen, Hermann Beckfeld, Chefredakteur Ruhr Nachrichten.

Apropos berühmtes Familienmitglied: Als Werner Höfer, der legendäre «Frühschoppen»-Leiter, mich in einem Radiointerview fragte, ob ich nicht darunter leide, stets im Schatten meiner berühmten Schwester zu stehen, und ich ihm antwortete: «Nein, aber ich leide darunter, dass man mir stets diese gleiche, blöde Frage stellt», war er so begeistert, dass er mich sofort in seine Talkshow einlud. Hier durfte ich endlich über anderes reden als über meine Schwester.

Wie hingegen Lilo ihre emanzipierte Schwester sieht, beschreibt sie folgendermassen:

Meine Schwester und ich haben so ähnliche Stimmen, dass nicht einmal meine Mutter sie am Telefon unterscheiden konnte. Das ist aber auch die einzige Ähnlichkeit zwischen uns beiden, und kein Mensch, der uns nebeneinander sieht, würde auf den Gedanken kommen, dass wir verwandt oder sogar Schwestern sind. Corinne ist ein vollschlankes Superweib mit rötlichen, langen Haaren, grossen hellen Augen und phlegmatischen Bewegungen. Sie besteigt kein Flugzeug, kein Pferd, und Autos nutzt sie prinzipiell nur als Beifahrerin. Sie unterschied sich schon als Kind von mir, der jüngeren und zaundürren Schwester, durch einen ausgesprochenen Familiensinn. Sie liebte unsere Mutter abgöttisch und konnte auch kurze Trennungen kaum ertragen, während ich mich stundenlang allein beschäftigte. Später war Corinne ein vielumworbener Teenager, wohlproportioniert, mit dunklen Locken und grünen Augen, und wurde, als sie von Musik und Malerei zu träumen begann, von meinem Vater in eine Haushaltungsschule gesteckt. Es muss für sie so etwas wie

eine Rekrutenschule gewesen sein, in der man zwar nicht stirbt, aber doch fast.

Zwar ermöglichte ihr ein Stipendium anschliessend eine dreijährige Ausbildung als Malerin und Grafikerin, aber nach zwei Jahren brotloser Volontärsarbeit am Schauspielhaus Zürich wurde sie vom frischgebackenen Fernsehen weggeschnappt. Sie machte sich einen Namen durch schonungslose und kritische Dokumentarsendungen und betätigte sich ausschliesslich hinter der Kamera. Auch hier offenbarte sich bald ein unübersehbarer Gegensatz zwischen uns. Meine Schwester forderte Kritik und Diskussion heraus, und sie kämpfte wie eine Löwin um ihre Ideen, ich dagegen ging Streit und Komplikationen aus dem Weg und fing die Fliegen lieber mit Honig.

Auch in Geldfragen war Corinne immer ausgesprochen risikofreudig, während bei mir Ruhe und Sicherheit über alles gehen. Am besten konnte ich sie mir als Hauptfrau eines Sultans aus Tausendund-einer-Nacht vorstellen, auf einem königlichen Diwan sitzend ihre zahlreichen Kinder und Verwandten um sich geschart und Staatsgeschäfte abwickelnd, da ihr Mann, der Sultan, lieber Golf spielt.

Und sie fügt hinzu: «Wie kommt, so fragt man sich, bei so verschiedenen Schwestern trotzdem eine so grosse Vertrautheit und Verbundenheit zustande?»

Weil es da doch eine gemeinsame Ader gibt; wir lachen über dieselben Dinge, die nur wir beide verstehen. Dass die Kindheit alle Menschen auf dieselbe Weise prägt, muss aufgrund unserer unterschiedlichen Charaktere als Binsenwahrheit abgetan werden, die gemeinsame Zeit schweisst aber zusammen. Liselotte und ich teilten von klein auf Freud und Leid, das gleiche Zimmer, die gleichen Eltern und die Familie und – hinter der heilen, bürgerlichen Fassade – so manche Schrecken, Probleme, Ängste und Tränen. Wenn ich krank war, wurde sie auch krank, wenn (und in wen) ich mich verliebte, verliebte sie sich auch, wenn ich Angst hatte in der Nacht, kam sie zu mir ins Bett gekrochen. Aus Angst, schlafwandelnd vom Dach oder aus dem Fenster zu stürzen, musste ich die Türe abschliessen und den Schlüssel unter meinem Kopfkissen verstecken.

Nur eines unterschied uns – ihre Kunst, auch da zu lachen, wo man lieber weinen möchte. Diese Fähigkeit machte sie berühmt. Sie schaffte es, ihr positives Lebensgefühl auf andere zu übertragen – oft für einige Minuten, manchmal auch für ein ganzes Leben. Diese einzigartige Gabe machte sie zum Publikumsliebbling Nummer eins – bis heute ist sie das geblieben.

Corinne Pulver, geboren in Bern, ist Journalistin und Dokumentarfilmerin. Die diplomierte Grafikerin war Privatsekretärin des Künstlers Max Bill. 1956 wurde sie vom Süddeutschen Rundfunks als «erste weibliche Redakteurin des deutschen Fernsehens, wo sie Kollegin von Martin Walser wurde. Mit Suhrkamp-Verleger Siegfried Unseld hat sie eine Tochter. Pulver hat zwei Bücher über ihre Schwester Lilo geschrieben, zudem auch Biografien zu Madame de Staël, George Sand und Elise Krinitz, die letzte Geliebte von Heinrich Heine.

## EINE NEUE TROUVAILLE AUS DEM SCHAFFHAUSER BLAUBURGUNDERLAND.



Peter Rahm, Weinkellerei Rahm, Hallau: «Exklusive Cuvée der vielversprechendsten neuen Rebsorten, 16 Monate im Fass gereift. Kräftig und voller Genuss.»  
CHF 28.– (75 cl)  
[www.weinkellerei-rahm.ch](http://www.weinkellerei-rahm.ch)



SCHAFFHAUSER  
**BLAU  
BURGUNDER  
LAND**

[www.blauburgunderland.sh](http://www.blauburgunderland.sh)



*Symmetrisch abgeknabberte Fingernägel: Tom Cruise (r.).*



## Stil & Kultur

# Was macht eigentlich...

Von Daniele Musciconico

**T**om Cruise. Was tut er da? Oder, was wird mit ihm getan? Wem gehört die Hand, die ihn links am Hüftspeck zwackt (links, natürlich von der Hauptperson aus gesehen)? Wieso schwitzen alle, aber er nicht? Und, wo sind wir hier eigentlich?

Bei einem Gefangenentransport ins Arbeitslager von Scientology? In einer Männerclique, die zum Kegelausflug fährt? (Wobei Cruise später sein mieses Abschneiden mit seinem Augenleiden begründen wird.) Sind wir kurz vor der Abreise durch den Eurotunnel nach Paris, in jenem fantasierten TGV, der in der Urfassung von «Mission: Impossible» als Übergabeort wichtiger Namenslisten Filmgeschichte schrieb? Fragen über Fragen.

Die Antwort kann nicht halb so lustig sein. Denn ein Bild wie dieses ist im Grund gemacht, um weiterzublättern. Das orientierungslose Auge sucht nach Anhaltspunkten. Nach einer Einordnung von Zeit und Ort, nach dem Bildzweck, nach der Bildaussage. Und – wir glauben inzwischen nicht mehr alles, was wir sehen, hoffentlich – nach dem möglichen Realitätsgehalt der Fotografie. Trüge also die Person rechts (nun von uns aus gesehen) nicht ein derart geschmacklich fragwürdiges Oberhemd, man könnte glauben, dass auch er nicht echt ist: Tom Cruise. Aber er ist es und kein Lookalike, die symmetrisch abgeknabberten Fingernägel verraten den Perfektionisten.

Tom Cruise fährt U-Bahn? Zu welchem Zweck könnte das sein? Diesbezüglich ist die Antwort einfach: zum besten aller Zwecke in diesem Fall, zum eigenen Nutzen, zur Promotion eines Filmes, genau.

In einer U-Bahn hat man Cruise vor kurzem tatsächlich gesichtet, wenn man anonymen Augenzeugen und Bildern, die im Netz zirkulieren, trauen kann. Man spähte ihn aus in einer U-Bahn-Haltestelle in Wien, in der Station Schottenring, architektonisch bemerkenswert dank einer steilen und langen Rolltreppe, welche die Geschosse miteinander verbindet. Cruise und sein Team drehten dort für «Mission: Impossible», die Fünfte.

Der Film soll am 23. Dezember 2015 in die Schweizer Kinos kommen. Das ideale Weihnachtsgeschenk für alle, die eine steuerbefreite Religionsgemeinschaft unterstützen wollen.

Anderen ist der Agententhriller Anlass zur Feststellung: Ob CIA oder IMF (Impossible Mission Force): Drehbücher, die mit realpolitischen Fantasien arbeiten, sind allesamt lahme Enten – verglichen mit dem realen Wahnsinn heute und hier.

## Bestseller

### Belletristik

- 1 (1) **Paulo Coelho:** Untreue (*Diogenes*)
- 2 (2) **Ken Follett:** Kinder der Freiheit (*Bastei Lübbe*)
- 3 (3) **Lori Nelson Spielman:** Morgen kommt ein neuer Himmel (*Fischer Krüger*)
- 4 (5) **Guillaume Musso:** Vielleicht morgen (*Pendo*)
- 5 (7) **Charles Lewinsky:** Kastelau (*Nagel & Kimche*)
- 6 (6) **Bernhard Schlink:** Die Frau auf der Treppe (*Diogenes*)
- 7 (4) **Volker Klüpfel, Michael Kobr:** Grimmbart (*Drömer/Knaur*)
- 8 (9) **Joy Fielding:** Sag, dass du mich liebst (*Goldmann*)
- 9 (–) **Dora Heldt:** Wind aus West mit starken Böen (*DTV*)
- 10 (–) **Petra Ivanov:** Hafturlaub (*Appenzeller*)

### Sachbücher

- 1 (1) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 2 (2) **Guinness World Records 2015** (*Hoffmann und Campe*)
- 3 (4) **Wilhelm Schmid:** Gelassenheit (*Insel*)
- 4 (10) **Colleen Dorsey:** Rubberband-Schmuck (*Scorpio*)
- 5 (7) **Peter Scholl-Latour:** Der Fluch der bösen Tat (*Propyläen*)
- 6 (5) **Hans Küng:** Glücklich sterben (*Piper*)
- 7 (–) **Byung-Chul Han:** Psychopolitik (*S. Fischer*)
- 8 (–) **Charlotte Link:** Sechs Jahre (*Blanvalet*)
- 9 (6) **Aicha Laoula Schmocker:** Verkauft! (*Cameo*)
- 10 (–) **Bronnie Ware:** 5 Dinge, die Sterbende am meisten bereuen (*Arkana*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

### Apropos: Journalisten

Ein Buch mit dem Titel «Gekaufte Journalisten» öffnet man als Journalist beim Namensregister. Bei Udo Ulfkottes jüngstem Werk stellen sich Erleichterung und Enttäuschung ein. Erleichterung, weil der eigene Name fehlt, Enttäuschung, weil nur das runde Dutzend üblicher Verdächtiger erwähnt wird. Dass etwa Josef Joffe von der *Zeit*, Stefan Kornelius von der *Süddeutschen* und Klaus-Dieter Frankenberger von der *FAZ* in US-nahen Organisationen sitzen, ist keine Neuigkeit. Aber auch anderswo hält der selbsternannte Enthüllungsjournalist Ulfkotte nicht, was er im Titel verspricht: Ungeordnet kullern unbelegte Anekdoten und persönliche Animositäten durcheinander. Das ist schade, denn selten waren Journalisten so schlecht angesehen wie heute. Vielleicht ermannet sich ja doch einmal ein seriöser Kollege. (ky)

## Literatur

### «Der ganze Rest ist dunkel»

Vladimir Nabokovs Liebe zu seiner Ehefrau Véra gilt als eine der grossen des 20. Jahrhunderts. Sie inspirierte den russischen Autor zu seiner berühmten «Lolita». Von Sarah Pines

Am letzten Abend in Vladimir Nabokovs Leben, dem 2. Juli 1977, fuhr sein Sohn Dmitri seine Mutter Véra in seinem blauen Ferrari vom Lausanner Krankenhaus zurück nach Montreux. Véra Nabokov, die die meiste Zeit der Fahrt über stumm geblieben war, sagte plötzlich: «Lass uns ein Flugzeug mieten und damit abstürzen.» Doch sie sollte ihren Mann um vierzehn Jahre überleben. Alleine und zurückgezogen verbrachte sie ihre Tage als «alte, bucklige Frau», wie sie sich nannte, mit dem Andenken an Nabokov und der Verwaltung seines Werkes. Die Ehe der Nabokovs wird als eine der grossen des 20. Jahrhunderts bezeichnet. Für ihn, so betonte er zeitlebens, entsprang sie keinem Zufall, sondern war Vorsehung und die Erfüllung dessen, was schon immer hätte sein sollen. 52 Jahre lang hatte das Paar den Tag seines Kennenlernens gefeiert. An jedem 8. Mai fanden sich in Nabokovs Kalender gekritzelte Erinnerungsnotizen, Véra ein Geschenk zu kaufen.

Nabokov lernte Véra 1923 auf einer Benefiz-Veranstaltung russischer Emigranten in Berlin kennen. Sie näherte sich ihrem Lieblingsautor, dessen Gedichte sie aus Zeitungen ausschnitt und sammelte, unter einer Halbmaske, die ein Wolfsgesicht zeigte, und sie weigerte sich, diese abzunehmen. Das Treffen liess Nabokov den Kummer über seine vor ein paar Tagen aufgelöste Verlobung mit der glamourösen und reichen Berlinerin Swetlana Siewert vergessen. Nach ein paar Monaten war der 23-jährige Nabokov den Eltern der 17-jährigen Swetlana doch etwas zu alt erschienen, seine Schriftstellerei zudem zu unstat für eine gesicherte Zukunft.

#### Abschiedsgedicht an Swetlana

Véra und Nabokov tanzten und gingen nach dem Ball ein wenig durch die nächtlichen Berliner Strassen spazieren, bewunderten das Zusammenspiel von Blättern, Mondlicht und Dunkelheit. Vor allem aber beeindruckte Véra – für Nabokov ein gesichtsloses «Märchen» – diesen als die ideale Leserin seiner Gedichte. Nicht nur kannte sie sie alle, sie schien auch seine Worte in einer besonderen Weise zu verstehen, die Nabokov naheging.

Ein paar Tage nach ihrem Treffen fuhr Nabokov in die Sommerferien nach Südfrankreich. Auf dem sonnigem Bauernhof eines Freundes seines verstorbenen Vaters schrieb er ein leidenschaftliches Abschiedsgedicht an Swetlana und ein erstes Gedicht an Véra, in

dem der Nachhall nächtlichen Zaubers und die zaghafte Hoffnung auf Kommendes anklingen:

*Sehnen und Geheimnis und Freude [...] als ob du aus wiegender Schwärze einer langsamen Maskerade auf die dämmerige Brücke hinaus kamst.*

*Und die Nacht floss, und die Stille dort trieb in ihre Satinströme dieses schwarze, wolfsartige Maskenprofil [...] Mein Herz muss weiterreisen Aber wenn du mein Schicksal sein sollst [...]*

Véra und Nabokov verlobten sich ein halbes Jahr später, ein Jahr darauf, im Januar 1925, heirateten sie im Wilmersdorfer Rathaus in Berlin. Die folgende Zeit war für das verliebte Paar ernüchternd. «Wir waren lächerlich arm», erinnerte sich Nabokov später, «ihr Vater war ruiniert, meine verwitwete Mutter lebte von einer zu kleinen Rente, meine Frau und ich lebten in dunklen Mietzimmern in Westberlin.» Im darauffolgenden Sommer schickten Véras Eltern ihre Tochter wegen Magerkeit und Depressionen in ein Sanatorium in den Schwarzwald. Hierher schrieb er Véra zur Aufheiterung amüsante Briefe, in denen er sie mit Namen aus ihrer Spielzeugtiersammlung anredete wie «Lumpikin», «Tufty», «kleiner alter Mann» oder «Mosquittle», und fügte den Briefen Kreuzworträtsel, Puzzles oder Wortspiele bei.

Nabokov entstammte einer reichen Familie niederen Adels. Er wuchs in St. Petersburg mit Tennislehrern und englischsprachigen Nannys auf, bis die Oktoberrevolution seine Familie zur Flucht zwang. Obwohl Nabokov in Literaturkreisen russischer Berliner Emigranten der frühen zwanziger Jahre bekannt war, fehlte ihm lange ein stetes Einkommen als Literat. Die dreissiger Jahre verbrachte er mit Networking: Reisen nach Paris und Cannes, Treffen mit wichtigen Schriftstellern wie Paulhan und Valéry. Währenddessen schrieb er Gedichte und russischsprachige Romane. Es folgte eine erfolglose Jobsuche an den britischen Universitäten von Leeds und Sheffield. In diese Zeit fällt auch Nabokovs erster englischsprachiger Roman «The Real Life of Sebastian Knight» (1941), den er unter anderem schrieb, um die universitären Zirkel Grossbritanniens zu beeindruckern. >>>





*Hang zur D sterkeit:* Autor Nabokov mit Gattin V ra in Montreux.

Am 28. Mai 1940, zwei Wochen bevor Frankreich an die Nationalsozialisten fiel, reisten die Nabokovs von Frankreich in die USA. Nach einem Gastaufenthalt an der Universität Stanford gelangten sie über das Wellesley-College an die Cornell University. Hier nahm Nabokov eine Professur an und erlangte später die amerikanische Staatsbürgerschaft an. Er unterrichtete zwanzig Jahre lang russische und europäische Literatur und hatte mit «Lolita» (1955) seinen literarischen Durchbruch.

«Lolita» sei eine «schwere Geburt» gewesen, dafür aber ein «dankbares Kind», bemerkte Nabokov einmal über seinen durch das Buch erlangten Ruhm. Also kehrten die Nabokovs 1961 nach Europa zurück. Nach der Publikation von «Lolita» um unzählige Lizenzen und 150 000 Dollar an Filmrechten reicher geworden, liessen sie sich im «Palace»-Hotel in Montreux am Genfersee nieder. Dort lebte das Paar aus «purer Faulheit», so Nabokov, und um in der Nähe seines Sohnes zu sein, eines Opernsängers in Italien.

### Die Unkompliziertheit einer Liebe

Schon früh scheint Nabokov, dessen Schreibmaschine «ohne Véra nicht funktionierte», ohne die, wie er sagte, keiner seiner Romane zustande gekommen wäre, Véras Hang zur Devotion erkannt zu haben. In einem seiner ersten Briefe war es ihm, «als spielte ich Klavier, und du blättertest die Seiten für mich um», an anderer Stelle vergleicht er sie mit dem Camerlengo des Grafen von Monte Christo, der die kostbaren, verloren geglaubten Handschuhe des Grafen in einer Schatulle wiederfindet. Nabokov fühlte in Bezug auf Véra die Unkompliziertheit einer Liebe, die er seiner Schwester Elena als «vollständig, strahlend, wahrhaft» beschrieb, «so strahlend, dass es keine der kleinlichen Täuschungen, der schnellen Lügen, die sich in allen anderen menschlichen Beziehungen finden, geben würde».

Ein paar Jahre später, 1937 während eines Aufenthaltes in Südfrankreich – Véra war in Berlin –, verliebte sich Nabokov und begann eine Affäre mit der Dichterin und Hundefriseurin Irina Guadagnini, schrieb dieser Briefe, die denen an Véra in Ton und Inhalt geglichen haben sollen. Aus Stress und schlechtem Gewissen über seinen Betrug entwickelte Nabokov eine derartige Schuppenflechte, dass sie seine «Existenz vergiftete»; er wachte in blutverschmierter Wäsche auf und wünschte, «sich von Kopf bis Fuss mit Salbe zu bedecken und einen Monat im Krankenhaus zu verbringen». Zudem litt er wochenlang unter einer eitrigen Zahnentzündung.

Véra hatte in einem anonymen Brief von der Affäre erfahren. Nabokov hingegen verneinte sie in seinen Briefen: «Dieselben Gerüchte haben mich erreicht – und ich zweifelte nicht daran, dass sie auch rüber nach Berlin schlittern würden. [...] Letztendlich schere

ich mich keinen Deut über die gemeinen Dinge, die sie mit Genuss über mich sagen, und ich denke, du solltest dich auch keinen Deut darum scheren.»

Obwohl für Véra, die aus einer jüdisch-russischen Familie stammte, das Leben im nationalsozialistischen Berlin unmöglich geworden war, weigerte sie sich zunächst, Nabokov nach Frankreich zu folgen, gab aber nach. In Cannes gestand Nabokov. Bei einem letzten Treffen in einem Park trennte er sich von Irina mit der Begründung, die Tür zu seinem bisherigen Leben nicht verschliessen zu wollen.

Nabokov schrieb Véra in Zeiten der Abwesenheit, aus Prag, Südfrankreich, Grossbritannien oder den USA, in ausufernden Anreden: «Meine Freude, meine Liebe, mein Leben», oder: «Ich küsse dich, mein liebes Glück, mein ewiges, super-dauerndes und wunderbares Glück.» «Lolita, Licht meines Lebens, Feuer meiner Lenden. Meine Sünde, meine Seele» –

so beginnt Nabokovs berühmtestes Buch. Mit ähnlichen, keuscheren Variationen beginnen die meisten Briefe an Véra: «Mein Pussms, mein Leben, mein Fluss»; oder: «Mein Marzipanchen, mein kleiner Fahrer, mein Liebes. Ich vermisse dich schrecklich, meine Liebe, mein Engel, meine Seele.»

Lolita ist ein zwölfjähriges Mädchen, in das sich ein Mann mittleren Alters, Humbert Humbert, verliebt, das dieser schliesslich entführt und auf einem zweijährigen Roadtrip durch die USA missbraucht, bis Lolita fliehen kann. Ein Teilaspekt des sehr komplexen symbolischen Gefüges in «Lolita» ist der in der russischen Kultur verwurzelte Glaube an die Kindheit als harmonischste, weiseste Zeit des Lebens, die der Kunst besonders nahestehe. Für Nabokov stand Véra seiner eigenen Kunst am nächsten, mit ihr konnte er russisch reden und schreiben; gemeinsam teilten sie Erinnerungen an das verlorene Russland. «Sie und ich sind mein bestes



«Licht meines Lebens, Feuer meiner Lenden»: James Mason und Sue Lyon in Stanley Kubricks «Lolita».



Ideale Leserin: Nabokov mit Véra in den 1920ern.



Ewige Metamorphose: Bei der Schmetterlingsjagd.

Publikum», sagte Nabokov einmal. «Ich sollte eher sagen, mein Hauptpublikum.»

Auf eine Weise war Véra eine Romanfigur auf der Suche nach ihrem Autor, den sie miter-schaffen konnte und in dem sie den Zweck ihres Lebens widergespiegelt fand. Sie war keine kindliche Lolita, keine mystische «dunkle Dame» shakespearescher Gedichte und auch kein skandalöser Flapper wie Zelda, Frau des Schriftstellers F. Scott Fitzgerald. Véra sah sich als Frau, die ihren Mann, wie sie es ausdrückte, auf «reine, uneigennützig Weise» liebte, dabei «gelegentlich auch ihre eigenen Wünsche und Spässe im Leben opfernd». Nicht nur war Véra Hausfrau, Köchin und Mutter, sondern sie befreite Nabokov von weltlichen Bürden. Sie arbeitete in Zeiten der Geldknappheit Vollzeit, tippte und editierte zeitlebens Nabokovs Texte, erledigte seine Telefonate, fuhr ihn mit dem Auto, wechselte platte Reifen, fand verlorene Regenschirme, war Schachpartnerin, nannte Nabokov die Uhrzeit, korrigierte sein Englisch und wachte über jedes Interview, das ihr Mann gab, assistierte ihm ausserdem bei der Schmetterlingsjagd – Nabokov war nicht

---

«Sie und ich sind mein bestes Publikum. Ich sollte eher sagen, mein Hauptpublikum.»

---

nur Autor, sondern auch Lepidopterologe, er entdeckte eine in den USA unbekannt blauer Schmetterlingsart. In einer seiner Vorlesungen bezeichnete Nabokov Véra als «meine Assistentin». Kurz, Véra tat alles, damit Nabokov der berühmte Schriftsteller werden konnte, der zu sein er verdiente – so sah sie es.

Mit trockenem Humor, einem an Sturheit grenzenden eisernen Willen und einem Hang zur Dusterkeit war Véra reservierter und wortkarger als ihr Mann und antwortete nur selten auf dessen Briefe. In den russischen Kreisen Berlins war sie als «Verochka» bekannt, was so viel hiess wie Boxerin; sie erschien vielen als schwierige, unheiratbare Frau, die Nabokov in die Ehe gezwungen hatte. Ein Gedicht des Dichters Yuly Aykhenvald beschrieb sie als: «Zerbrechlich, sanft und besonders/wie menschliches Porzellan/Aber ihre Willenskraft ist unbestreitbar/Und streng ist ihr Urteil.» Fotografien zeigen Véra als fragil wirkende Frau mit einem klaren Gesicht und geradem Rücken. Sie bewunderte das Männliche wie den Rennfahrerberuf ihres Sohnes und trug in Berlin und den USA zum Schutze vor Dieben eine Pistole.

Eines der zentralsten Motive Nabokovs ist der Schmetterling, der in fast jedem Text als Insignie auftaucht. Nabokov Véraabscheute den Gedanken an Wiederkehr und Wiederholung. Er sah im Schmetterling die ewige Metamorphose und Komplexität der Welt versinnbildlicht, die allein Künstler und ihnen

verwandte Seelen entschlüsseln können – vielleicht wie er selbst und Véra. Véra lernte er als personifizierte Metamorphose kennen – unter einer Maske –, und wie der Schmetterling wandelte sich auch die Ehe der Nabokovs: von ärmlichen Anfängen, stürmischen Dichtereien und jugendlichen Briefwechseln über krisenhafte Exile in Frankreich und Grossbritannien zu Zeiten des Nationalsozialismus, Krankheiten und Untreue gelangten sie zu einem gediegeneren Professorenpaardasein in den USA, bis hin zu Ruhm, Reichtum, dem Schweizer Ruhestand und zu letzten Schmetterlingsjagden am Genfersee.

#### Amerikanisch «wie ein April in Arizona»

Die Resort-Stadt Montreux hatte seit dem 19. Jahrhundert russische Aristokraten und Künstler angezogen, unter anderen Gogol und Strawinsky. Im «Palace»-Hotel lebten die Nabokovs als amerikanisch-russische Emigranten. Sie bewohnten im sechsten Stock des lüsterbehangenen Hotels eine Zimmerflucht mit einem kleinen Gästezimmer, einer mit Büchern und Sportausrüstungen vollgestopften Abstellkammer und einem kleinen Balkon mit Seeblick. Während der warmen Jahreszeit schwammen sie im Pool des Hotelgartens. Nabokov fuhr fort, nach seiner alten Methode zu schreiben, indem er einzelne Sätze auf Karteikarten schrieb, diese dann sortierte und aneinanderreichte, bis sie zu Romanen wurden, die Véra dann abtippte.

Die Nabokovs liegen in Clarens begraben; im Tode wurde ihre Asche vermengt. Bis zum Ende waren sie ineinander verliebt, voll eingespielter Gesten – selbst die Teller sollen sie zusammen abgewaschen haben, als hätten sie ein Ballett einstudiert –, so dass sie Beobachtern das Gefühl gaben, zwei einander vertrauten Wesen auf einem fernen Planeten bei einer Geheimsprache zuzuschauen. «Ich bin so amerikanisch wie ein April in Arizona», sagte Nabokov in Montreux einem Journalisten. «Die Flora, die Fauna, die Lust der westlichen [US]-Staaten sind meine Verbindungen zum asiatischen und arktischen Russland.» An Véra dachte Nabokov, so schrieb er ihr, bei einsamen Nachspaziergängen durch den Schnee; an sie schrieb er: «Die östliche Seite jeder meiner Minuten ist schon vom Licht unseres baldigen Wiedersehens gefärbt. Der ganze Rest ist dunkel, langweilig, du-los.» «Erinnerst du dich an die Gewitter unserer Kindheit?», fragte Nabokov sie in seinem vorletzten Lebensjahr. Vielleicht ist das ihr Geheimnis, dass sie trotz aller Metamorphosen nie den Kokon eines alten, geliebten Russlands verliessen und zusammen auch immer woanders waren, an der östlichen Seite ihrer Welt, deren Abglanz Nabokov beizeiten in einer Landschaft, immer aber in Véra fand.

Vladimir Nabokov: Letters to Véra. Penguin Classics. 864 S., Fr. 47.40

## Autoren

### Zum Tod von Siegfried Lenz

Von Hubert Spiegel



Der Leiseste unter den Grössten: Schriftsteller Lenz.

Unter allen Auflagen-Millionären war er der bescheidenste. Die Gesamtauflage seiner Werke liegt bei mehr als 25 Millionen, aber nie hätte er daran gedacht, sich dieser Zahl zu rühmen. Mit Siegfried Lenz ist ein grosser Schriftsteller gestorben, eine Ikone wie Günter Grass und Martin Walser, aber anders als diesen beiden war ihm der Gestus des Selbstdarstellers vollkommen fremd. Kein Präzeptor, sondern ein Pädagoge. Sein Selbstbewusstsein, seine Präsenz kamen ohne laute Töne aus. Unter den Grössten der deutschsprachigen Literatur war er der Leiseste. Man fühlte sich wohl in seiner Gegenwart.

Lenz wurde geliebt von seinen Lesern. Sie erkannten in dem Verfasser von 14 Romanen und 120 Erzählungen einen Dichter der Nachsicht und des Mitleids, dem es gelang, ein Moralist zu sein, ohne darüber zum selbstgerechten Ankläger zu werden. Sein grösster Erfolg, der 1968 erschienene Roman «Die Deutschstunde», sei der Versuch gewesen, «die Welt zu entblößen, dass niemand sich unschuldig oder unbetroffen fühlen kann». Überliefert ist dieses Zitat von Lenz durch Marcel Reich-Ranicki, der 1957 aus Polen in die Bundesrepublik floh und in dem jungen Schriftsteller einen zuverlässigen Freund fand. Die lebenslange Freundschaft von Autor und Kritiker beruhte wohl nicht zuletzt auf dem Fundament einer gemeinsamen Erfahrung: Beide wussten, was es heisst, die Heimat zu verlieren. Lenz wurde 1926 im ostpreussischen Lyck geboren. Die Schrecken der Flüchtlingsstrecks im eisigen Winter des Jahres 1945 hat er in seinem 1978 erschienenen Roman «Heimatmuseum» eindringlich beschrieben. Jetzt ist Siegfried Lenz, der grosse Erzähler, im Alter von 88 Jahren gestorben.

## Die seltsamen Methoden des Herrn Grusin

Zum Frühstück mit einer heimlichen Musikergrösse: Wie gelang es Dave Grusin, die Fabulous Baker Boys zum Swingen zu bringen?

Von Thomas Würdehoff

Mit behutsamen Schritten erscheint er in der Hotellobby. Behutsam, wie es ältere Menschen zu tun pflegen, die die Möglichkeit überraschend auftretender Hindernisse immer einkalkulieren. «Wenn man alt ist, muss man schauen, wo man hintritt», wird er später sagen. Dem drahtigen Senior sind seine achtzig Jahre sonst nicht anzumerken; spricht man mit Dave Grusin, meint man, einen Sechzigjährigen vor sich zu haben. Grusin ist Oscar-Preisträger, war unzählige Male für diese Krönung nominiert, hat gefühlte zwanzig Grammys kassiert und gehört somit zu den Legenden der amerikanischen Kultur. Kennen tut ihn kaum jemand.

Sitzt man diesem freundlich-konzilienten Mann mit dem grauen Bürstenhaarschnitt gegenüber, muss man also schon diverse Filmlexika zu Rate gezogen haben, um die schlummernde Bedeutung des Gegenübers würdigen zu können. Seine Begabung ist untrennbar verbunden mit Filmklassikern wie «On Golden Pond», «Heaven Can Wait», «The Graduate» (bei dem die Filmmusik nicht nur von Simon & Garfunkels «Mrs. Robinson» ausgefüllt wurde) – vor allem aber steht Dave Grusin für den wunderbar verspielten Soundtrack zu «The Fabulous Baker Boys», bei dem der musikalische Part grosse Teile der Erzählung übernimmt und neben der atemberaubenden Michelle Pfeiffer für den anhaltenden Kultstatus des Films verantwortlich zeichnet.

Diskretion ist das ungewöhnliche Arbeitsprinzip von Grusin, ihm ging die Warnung voraus, er hasse Fotos, Fragen möge man möglichst unterlassen und eigentlich möge er keine Journalisten treffen. Während des Frühstücks im Zürcher Nobelhotel «Eden au Lac» verdichten sich dann allmählich die Hinweise, dass der Wunsch, möglichst unsichtbar zu agieren, zur Lebensstrategie des Künstlers Grusin gehört.

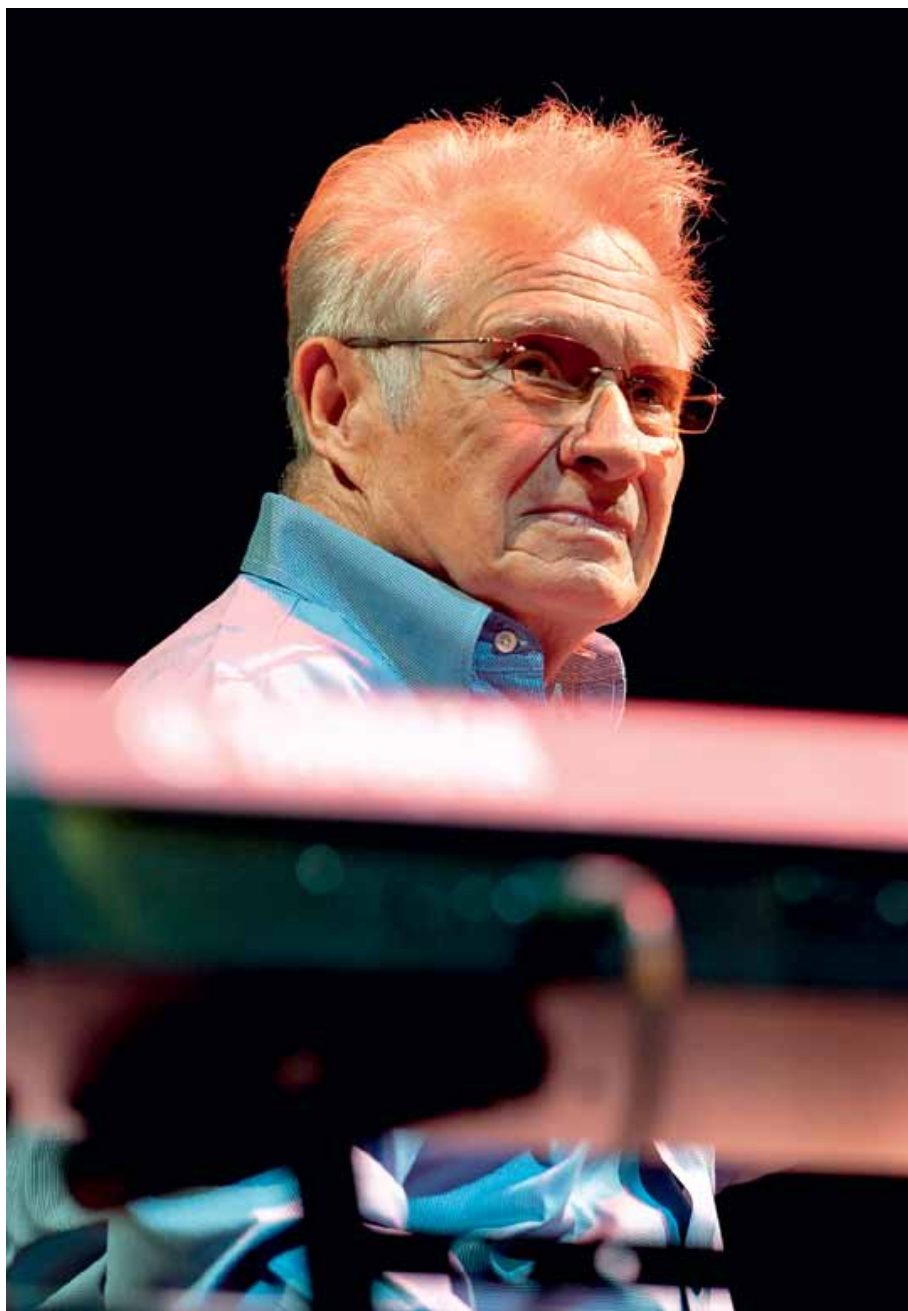
### Seine Helden

Oder auch nicht. Kürzlich hat er beim Festival da Jazz in St. Moritz und anschliessend in Zürich Konzerte gegeben. Begleitet von alten Hasen wie dem Saxofonisten Ernie Watts, dem Gitarristen Lee Ritenour und seinem Bruder Don Grusin, bewies er eindrucklich, dass es ihm sehr wohl daran gelegen ist, seine Musik an den Mann, an die Frau zu bringen. Nun ist der West-Coast-Jazz der Truppe nicht für alle Geschmäcker tauglich, doch Grusin und die Seinen legten sich mächtig ins Zeug, um ihr

Publikum von den Sitzen zu reissen. «Wichtig ist das andauernde Bemühen, musikalisch mit den Leuten zu kommunizieren. Das ist ein Fulltime-Job! Ich denke zwar nicht fortlaufend an das Publikum, aber ich habe es im Fokus», bemerkt der sichtlich zufriedene Band-

leader nach den Konzerten – dennoch sind Live-Konzerte immer von untergeordneter Bedeutung für ihn gewesen.

Schon während seines Musikstudiums war ihm schnell klargeworden, dass er später «keine Auftragskompositionen für grosse Orches-



«Freie Form»: Pianist Grusin.



Es geht nicht ohne: Michelle Pfeiffer, Beau (l.) und Jeff Bridges in «The Fabulous Baker Boys», 1989.

ter» schreiben würde. «Ohne dass ich mich jemals mit Filmkomposition beschäftigt hätte, nahm ich im Kino einen guten Soundtrack wahr. Mich hat diese freie Form sofort gereizt.» Sehr angetan war Student Grusin vor allem von den in den fünfziger Jahren aufkommenden Scores, die vom Jazz beeinflusst waren. Seine Helden waren Henry Mancini («Touch of Evil», «The Pink Panther») und André Previn («Elmer Gantry», «One, Two, Three»), Filmkomponisten, die sich keinen Deut um den sinfonischen Breitwandton eines Dimitri Tiomkin scherten.

#### «Musikalische Bühnenbilder»

Eine Dreiviertelstunde hat er sich für den Frühstückspausch bei Gipfeli und Kaffee im «Eden au Lac» genommen, doch dann geht er doch ins Detail. Er sei weniger daran interessiert, die Handlung eines Filmes kompositorisch zu umschmeicheln oder gar zu kommentieren – vielmehr gehe es ihm darum, «musikalische Bühnenbilder» zu errichten, regelrechte Tonräume, in denen sich die Wirkungskraft der Schauspieler voll entfalten könne.

Am wirkungsvollsten – und gleichzeitig diskretesten – ist ihm das in «The Fabulous Baker Boys» geglückt, einer wehmütigen und hinreissend komischen Hommage an das «Great American Songbook» und seine Heroen. Die beiden Show-Pianisten Frank (Beau Bridges) und Jack Baker (Jeff Bridges) tingeln mit abnehmendem Erfolg durch amerikanische Hotels, bis sie von der Sängerin Susie Diamond (Michelle Pfeiffer) musikalisch-erotisierende Verstärkung erhalten. Neben der erforderlichen Musik-Atmosphäre, die die geschäftige Tristesse der grauen Vorstädte im Mittleren Westen konturierte, gelangen Grusin die bemerkenswertesten Schilderungen am Klavier.

Frank, der solidere und rechtschaffenere der Brüder, hatte den rhythmischen Part der

pianistischen Palette zu erfüllen. Grusin übernahm derweil die Tastatur des lyrisch-verträumten Bruders Jack, den Jeff Bridges als leidenschaftlichen, verschlossenen, an sich selbst zweifelnden Besessenen zeichnete. Dem Filmkomponisten und Pianisten Grusin gelang nicht nur das Kunststück, die Stimmungslage des frustrierten Virtuosen musikalisch abzubilden – er konnte zudem die zunehmend gefährliche erotische Gemengelage zwischen Pfeiffer und Bridges pianistisch schüren und zuspitzen. Die Musik ist zur Handlung geworden, die Kompositionen sind kaum wahrzunehmen – aber es geht nicht ohne.

Vermutlich ist das einer der Schlüssel zur Unauffälligkeit des Herrn Grusin. Seine Musik erzeugt keine spektakulären Effekte à la «Star Wars» oder «Mission: Impossible» – Grusins Partituren kriechen in die Schauspieler hinein, werden selbst zu Schauspielern. Eine Einschätzung, die ihm durchaus gefällt, lässt er diskret beim letzten Espresso wissen. «Für Filmmusik holen sie mich nicht mehr so oft», bekennt er mit leisem Bedauern; dieser Mangel gebe ihm jedoch mehr Zeit für seine Forellen und das Angeln.

Überhaupt: Landschaften haben ihn immer inspiriert. Bei «On Golden Pond» (1981), einer Generationengeschichte mit Katharine Hepburn, Henry Fonda und Jane Fonda, habe er lange überlegt, welche Klangwelt er der puritanischen Strenge, die die Beziehungen dieser Familie in Neuengland bestimmte, zugrunde legen sollte. Grusin verfiel auf «protestantische Akkorde», deren spröde Tonalität die Härte der Hepburn und die Verstocktheit des alten Fonda aufs wunderbarste begleitete – und auch respektierte. Eine bittersüße Verneigung vor dem Alter.

Er ist ein wundersamer «actor's whisperer», dieser Dave Grusin. ○

## Jazz

# Hühnerhaut-Musik

Von Peter Rüedi

Wer behauptet, Punk-Rock sei mehr Hardcore als Jazz? Es stimmt einfach nicht.» Austin Peralta, der kalifornische Pianist, von dem der Satz stammt, starb in den Morgenstunden des 21. Novembers 2012 an dem, was der Coroner später «Lungenprobleme in Zusammenhang mit Alkohol- und Drogenkonsum» nannte. Er war gerade mal 22, was seine (in unseren cleanen Zeiten) fast anachronistische Verklärung als tragischer Untergeher fast zwangsläufig nach sich zog. Ein Zeichen. Und als solches der Grund, weshalb der Pole Marcin Wasilewski sein jüngstes Album mit einem Epitaph «In loving memory of Austin Peralta» eröffnet. Es ist die vierte Produktion seines Trios mit Salwomir Kurkiewicz am Bass und Michal Miskiewicz an den Drums für ECM – unter zusätzlicher Beteiligung des intensiven, etwas an Garbarek gemahnenden schwedischen Tenorsax-Lyrikers Joakim Milder. Die drei Polen hatten sich schon als Teenager zu ihrem Simple Acoustic Trio formiert und fielen dem Trompeter Tomasz Stanko auf durch ihre Leidenschaft für die Musik von dessen eigener Vaterfigur, dem Pianisten und Bandleader Krzysztof Komeda, einem Genie komplexer und dennoch eingängig melodiöser Kompositionen, die ihn bald als Autor von Filmmusiken begehrt machten: zuletzt, kurz vor seinem tragischen Unfalltod, durch seinen Beitrag für Polanskis «Rosemary's Baby». Stanko förderte die Youngsters und engagierte sie endlich als seine regelmässige Rhythmusgruppe. Aber die drei entwickelten sich auch unabhängig von ihm zu einem immer dichteren, in blindem Verständnis kommunizierenden Klangkörper: Melancholiker und Melomanen auch sie, Wohlklang nicht fürchtend noch gelegentliches Pathos. Wasilewski ist der wichtigste Komponist der drei, sein schönstes Stück der Titelsong «Spark of Life», aber das Trio plus Milder verwandelt, wie zum Beweis für Austins Satz vom Hardcore-Charakter des Jazz, auch Poppiges in seine eigene Sprache, einen Hit von Police oder Herbie Hancock's «Actual Proof». Ein Höhepunkt, auch hier, Komedas Wiegenlied «Sleep Safe and Warm». Es war schon in Stankos Version reine Hühnerhautmusik.



Marcin Wasilewski Trio with Joakim Milder: Spark of Life. ECM 2400

## Top 10

### Knorrs Liste

1	Gone Girl Regie: David Fincher	★★★★★
2	Calvary Regie: John Michael McDonagh	★★★★☆
3	Gemma Boveri Regie: Anne Fontaine	★★★★☆
4	Monsieur Claude und seine... Regie: Philippe de Chauveron	★★★★☆
5	Guardians of the Galaxy Regie: James Gunn	★★★★☆
6	Can a Song Save Your Life? Regie: John Carney	★★★★☆
7	This Is Where I Leave You Regie: Shawn Levy	★★★★☆
8	Lucy Regie: Luc Besson	★★★★☆
9	Phoenix Regie: Christian Petzold	★★★☆☆
10	Der Koch Regie: Ralf Huettnner	★★★☆☆

### Kinozuschauer

1 (-)	Gone Girl Regie: David Fincher	16 514
2 (-)	Dracula Untold Regie: Gary Shore	15 194
3 (2)	Qu'est-ce qu'on a fait au ... Regie: Philippe de Chauveron	14 715
4 (1)	Sex Tape Regie: Jake Kasdan	9487
5 (-)	Männerhort Regie: Franziska Meyer Price	8048
6 (-)	Can a Song Save Your Life? Regie: John Carney	4745
7 (-)	Yalom's Cure Regie: Sabine Gisiger	3113
8 (10)	Der 7bte Zwerg Regie: H. Siepermann, B. Aljinovic	2720
9 (4)	Lucy Regie: Luc Besson	2654
10 (-)	Calvary Regie: John Michael McDonagh	2419

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (-)	Godzilla (Warner)
2 (2)	X-Men: Zukunft ist Vergangenheit (Fox)
3 (1)	Maleficent – Die dunkle Fee (Disney)
4 (-)	Lone Survivor (Impuls)
5 (3)	Das Schicksal ist ein mieser ... (Fox)
6 (4)	Bad Neighbors (Universal)
7 (6)	Snowpiercer (Ascot Elite)
8 (5)	Der Goalie bin ig (Ascot Elite)
9 (8)	The Amazing Spider-Man 2 (Sony)
10 (-)	Fünf Freunde 3 (Rainbow)

Quelle: Media Control



Betörendes Gift: «Get On Up».

### Kino

## Das Rock-Schlachtschiff

«Get On Up», die Biografie des «Godfather of Soul», ist eine harmlose Revue. James Browns wilde Vita hätte mehr verdient.  
Von Wolfram Knorr

Biopic-Pakete werden meistens mit den immer gleichen Inhalten gefüllt. Was sie auch reinpacken, die Filme ähneln sich. Musiker-Bios, die mit musikalischem Highlife zusätzlich locken, krauchen auch durchs öde Mittelfeld: Der Götterliebhaber im irdischen Jammertal, missverstanden von den Angehörigen, Quälgeistereien mit Frauen und Managern und dann der Durchbruch. Ist das Kino hinter richtig wilden Tonschöpfen her, fällt zwar Schriill-Fetziges aus dem Pop-Elysium, aber das Erzählmuster bleibt trotzdem gleich.

Regisseur Tate Taylor («The Help») und den Autoren Jez und John-Henry Butterworth war das im Fall ihres Biopic-Objekts James Brown bewusst, doch ihre Versuche, die übliche Erzählmasche zu vermeiden, gerieten zum Murks. Dabei wäre die Soul-Legende ein wahres Objekt filmischer Begierden. Alleine seine alles überrollende Krächz-Knarz-Katarrh-Röhre, sein wie ein Stroboskop blitzendes Klaviertastengebiss, die barock getürmten Haartollen und neongrellen Outfits, sind Tongut als bizarrer Blickfang. In den Fünffzigern fuhr er wie ein Derwisch in die von Weissen beherrschte Rockszene; und sein kriminelles Milieu war auch nicht von schlechten Eltern. Ein Talent und Ekel, eloquenter Fanatiker, zynisch, hysterisch, hybrid, der seine Band mit aggressiven Tiraden beleidigte, bestrafte und kujonierte.

Musikalisch katapultierte er den Pop Mitte der sechziger Jahre in ein neues Energiefeld, das sich im Funk entlud. Er nahm nicht nur den legendären Moonwalk von Michael Jackson vorweg, sondern auch Hip-Hop, House und Techno. Der aus finsterster Armut stammende Brown wurde politisch – je luxuriöser er lebte – zum Wendehals, der Nixon und Reagan unterstützte, aber hartnäckig darauf bestand, «schwärzer als jeder andere» zu sein. Was für ein betörendes Gift!

Doch Tate und seine Autoren springen zwischen Herkunft und Erfolg, wollen das Leben zur Revue auftakeln, überspringen hasenfüssig die hässlichen Senken und pinseln Browns Vita mit Malkastenfarben ins Putzig-Nostalgische oder wild-neongrell Exzentrische. Wer über James Brown wenig weiss, kapiert herzlich wenig. Ohnehin zu lang, wirkt «Get On Up» über weite Strecken wie ein Werbespot.

Wenn der von Mick Jagger mitproduzierte Film dennoch nicht langweilt, so liegt das an Chadwick Boseman, der in seiner Rolle als James Brown den «Godfather of Soul» in einen wahren Dornbusch verwandelt, der bei jedem heiseren Schrei und wildem Beat aufflammt und seine Stacheln gegen alle richtet, die ihm seinen Erfolg als «Sex Machine» zu missgönnen versuchen. Der Erfolg, bis zum eigenen Learjet, verwandelt ihn in ein Rotzig-

keitsschlachtschiff, mit dem er sich und seine Musik gegen jeden und alles in Stellung bringt. Das gelingt Chadwick Boseman überzeugend. ★★☆☆☆

## Weitere Premieren

**The Equalizer** — Nicht nur Comics werden en masse verfilmt, auch alte TV-Serien. Robert McCall, der «Schutzengel von New York», ge-



Das Übliche: «The Equalizer».

hörte dazu und karrierte zwischen 1985 und 1989 in seinem Jaguar über die Mattscheibe und bot armen Seelen seine Hilfe an. Funktioniert nur in Episodendramaturgie. Dem aufgewirbelten Spielfilm mit Denzel Washingtonfehlt ein solides Story, und die introvertierte Art des Ex-CIA-Spezialisten, der zuschlägt, wenn alles andere versagt, ist halt das Übliche. Um die Produktion gab es Querelen. Erst sollte Russell Crowe McCall spielen und Nicolas Winding Refn Regie führen. ★★☆☆☆

**A Simple Life** — Fräulein Tao (Deanie Yip) ist seit sechzig Jahren Haus- und Kindermädchen der Familie Leung in Hongkong. Nachdem fast alle Mitglieder in die USA emigriert sind, führt sie den Haushalt nur noch für den Junggesellen Roger (Andy Lau), einen Filmproduzenten, der die Dienste der Dame mit arroganter Selbstverständlichkeit nutzt. Doch dann erleidet sie einen Schlaganfall – und auf einmal ändert sich

alles für Roger, auch sein Verhalten ihr gegenüber. Einmal alleine, weiss er den Küchenherd nicht zu bedienen. Die preisgekrönte Tragikomödie von Ann Hui, Galionsfigur des Hongkonger poetischen Realismus, ist in ihrer glasklaren Nüchternheit bei der sanften Entwicklung von Emotionen, Zuneigung und Anteilnahme der alten Haushälterin gegenüber ein Meisterstück. Ohne cineastischen Kokolores wird, dem Titel entsprechend, ein einfaches Leben einfach erzählt, aber hochgradig präzise, spannend und mit sanfter Ironie – auch wenn alte Hongkong-Film-Darsteller ihre Cameo-Auftritte haben. ★★★★★

**Saint Laurent** — Es ist, nach «Yves Saint Laurent», der zweite Film über Frankreichs Modedezern, der in relativ kurzem Abstand sich mit dem schillernden Leben des Künstlers auseinandersetzt. Die jüngste Version von Bertrand Bonello allerdings will kein traditionelles Biopic sein, sondern tiefer in die Seelenkatakomben seines Objekts dringen. Das ist ihm über weite Strecken gelungen, doch die besten Passagen sind jene, in denen gezeigt wird, wer die Kleider herstellt und wie eine neue Marke in Umlauf gebracht wird: Näherinnen und Schneiderinnen, die kujoniert werden, und quälende Konferenzfeilschereien mit den Investoren. Obschon überzeugend besetzt und gespielt, hat Bonellos Version erhebliche Längen. ★★★★★



Seelenkatakomben: «Saint Laurent».

## Fernseh-Kritik

### «Carlos» Reloaded

Von Alex Baur

Selten kommt es vor, dass ein TV-Dokumentarfilm eine derart kontroverse Debatte auslöst: Seit einem Jahr sorgt der Film von Hanspeter Bäni über Jugendanwalt Hansueli Gürber und den Zögling «Carlos» regelmässig für Schlagzeilen. Noch seltener kommt es vor, dass sich ein Reporter für einen derartigen Scoop entschuldigt. Bäni fühlt sich mitverantwortlich dafür, dass die Zürcher Justizdirektion «Carlos» nach wochenlangem Schweigen inhaftieren liess – zu Unrecht, wie das Bundesgericht leider erst sechs Monate später festhielt. Die erfolgversprechende Wiedereingliederung von «Carlos» war damit beendet.



Offen und ehrlich: Jugendanwalt Gürber.

Bänis Skrupel sind menschlich nachvollziehbar, aber trotzdem falsch. Wenn Politiker hysterisch reagieren auf Kritik, und mag diese noch so hart und polemisch sein, sind daran nicht die Journalisten schuld. Was Bäni in seinem Dok-Film aufgezeigt hatte, war lediglich ein ungewohnt ehrlicher Einblick in eine Realität, die viele schockierte, weil sie bislang tabu war.

Letzte Woche brachte Bäni nun eine etwas längere und vertiefte Nachbearbeitung zum «Fall Carlos» und zum Jugendstrafrecht. Erfreulicherweise ist er nicht eingeknickt. Ohne Scheu und falsche Rücksichten richtete er, so wie in der ersten Folge, den Fokus auf die Schwachstellen und unlösbaren Widersprüche. Auch Gürber kam nochmals ausführlich zur Sprache. Schade, dass seine panischen politischen Vorgesetzten dem kurligen Jugendanwalt damals einen Maulkorb verpassten. Die Eskalation wäre zu verhindern gewesen, wenn von Anfang an so offen und ehrlich kommuniziert worden wäre.

«Zwischen Recht und Gerechtigkeit»: SRF 1, Donnerstag, 2. Oktober 2014, 20.05 Uhr

## Fragen Sie Knorr

Über den irischen Schauspieler Liam Neeson wird gelästert, er spiele nur in schlechten Filmen. Lese man den Namen unter den Hauptdarstellern, wisse man schon im Voraus, dass der Film ziemlicher Quatsch sei. Finde ich nicht. Wie sehen Sie das? M. H., Basel



An dem Vorwurf ist was dran. Der über 1,90 Meter grosse Kraftkerl mit der gebrochenen Nase hatte seinen Durchbruch in Steven Spielbergs «Schindler's List» (1993) in der Rolle des deutschen Industriellen

Schindler, der mehrere tausend Juden vor dem Holocaust gerettet hatte. Da zeigte er sein Können, seine physische Präsenz als sehr europäischer Draufgänger. Ein Image, das ihm einen Touch ins Intellektuelle gab. Das war im Weg, als er in «96 Hours» (2008) einen brachialen Topagenten spielte. Danach folgten nur noch Rollen, die ihn zu wenig forderten. Ironie kennt er nicht. Und demnächst kommt er als *private eye* in «A Walk Among the Tombstones».

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Frauen wie Birken

Hugo Boss feiert an der Bahnhofstrasse und in Zürich-West; Betriebsausflug nach Miami. Von *Hildegard Schwaninger*



*Umwerfend:* Carlo Janka, Ronja Furrer, Volker Herre.

Urbane Chic, moderner Minimalismus, dafür steht Hugo Boss, führende Marke im Modebereich. Urbane Chic auch am Opening des neu gestalteten Geschäfts an der Zürcher Bahnhofstrasse. Schon die atemberaubenden Beautys an der Türkontrolle sahen – in ihren schwarzen Etuikleidern – aus wie Hugo-Boss-Topmodels. Drinnen stand Managing Director Volker Herre, begrüßte illustre Gäste, unter ihnen Geschäftspartner Olivier und Hilda Burger von PKZ und Migros-Boss Herbert Bolliger. Dessen Frau Beatrice Bolliger stürzte sich mit ihrer durchtrainierten Fitnessfigur (sie ist Trainerin) auf das Angebot; ein geblümtes Seidenkleid und schwarze High Heels waren für sie Must-haves, und ihr Mann zückte sofort die Kreditkarte. Man sah die Filmmusik-Brüder Lionel Vincent und Diego Baldeweg (Great Garbo Music), die sich aber bald in Richtung Zehn-Jahre-Jubiläum des Zurich Film Festival verabschiedeten, sowie den besten gelaunten Astrophysiker Ben Moore (Uni-Professor und Buchautor), die CEOs Marcel Guerry (Mercedes), Jean-François Zimmermann (Globus), Franco Savastano (Jelmoli) und Daniel Grieder (Tommy Hilfiger).

Dann ging es im Shuttle nach Zürich-West ins «Flux Laboratory» (neben dem Schiffbau). Der beste Werbespot in dieser lässigen Location war ein Tisch, an dem man zuerst den Schauspieler Moritz Bleibtreu erkannte, umringt

von lauter umwerfend aussehenden Yuppies, natürlich alle in Hugo Boss: die deutschen Schauspielerinnen Lavinia Wilson, Anna Maria Mühe, Jasmin Gerat, Julia Malik, die Schauspieler Kostja Ullmann und Matthias Hungerbühler, Model Ronja Furrer aus Solothurn, Kostüm- und Bühnenbildnerin Aino Laberenz (Witwe von Regisseur Christoph Schlingensief) und Skirennfahrer Carlo Janka (der 1,88-Meter-Mann trug einen Massanzug). Die Birken, mit denen das Lokal dekoriert war, passten zu den schlanken, elastischen Men-



*Illustre Gäste:* Moritz Bleibtreu.

schen. Sandra Bauknecht, Bloggerin (Sandras-closet.com) und Chefin von *L'Officiel*, wurde eskortiert von Ehemann Gero Bauknecht und Verlagsdirektor Oliver Burger. Sensationell

war das Catering: Marco Pfeleiderer, ein Newcomer der gastronomischen Spitzenklasse, begeisterte mit einem raffinierten Flying Dinner, serviert von charismatischen jungen Leuten. Sogar die waren ein Hingucker.

Der innovative Zürcher Gastrounternehmer Michel Péclard flog mit seinem Kader nach Miami. Er will in der Glitzermetropole Inspiration finden, und «wir wollen an uns arbeiten und uns besser kennenlernen». Zu diesem Zweck war man schon in Rio de Janeiro. Péclard, der seit seiner Liaison mit TV-Star Patricia Boser (ist ewig her und hat nur kurz gedauert) zum harten Kern der Cervelat-Promis zählt, gilt als grosszügig, kann aber – als gelernter Buchhalter – auch rechnen. So ist er «absolut überzeugend», dass die Reise über den Atlantik «sich rechnet, denn ich habe, dank solcher Events, wenig Kaderwechsel – und wie jeder weiss, sind Kaderwechsel in einer Firma sehr teuer».

Péclard ist ein Charmebolzen mit Talent, mit «Pumpstation» und «Fischer's Fritz» hat er zwei Meilensteine in der Zürcher Gastronomie gesetzt. Aber auch in seinem Imperium scheint nicht nur die Sonne. Ärger hat er zurzeit mit einem Geschäftsmann aus Tschechien, der in dem Haus, in welchem unten die «Milchbar» einquartiert ist, für 26 Millionen Franken eine Wohnung gekauft hat. Der verklagte die «Milchbar» wegen Lärms. Péclard nimmt es gelassen: «Das erledigt der Hausbesitzer. Ich bin bis jetzt nur am Rande involviert.»



*Charmebolzen mit Talent:* Michel Péclard.

Neunzig Jahre und abenteuerlustig wie eh und je. Nach den Festivitäten zum neunzigsten Geburtstag von Auktionator Pierre Koller organisierte seine Ehefrau eine Zweitages-Reise mit dem Helikopter. Mit zwei befreundeten Ehepaaren startete man in Meilen bei Ex-Gastronom Peter Bally, dann ging es in Richtung Jungfrau, über den Gotthard und ins Puschlav. Höhepunkt war das Felsenhotel «La Claustra», wo das festfreudige Sextett die einzigen Gäste waren. Am Montagmorgen sass Koller dann beim Steuerberater. Auch das muss sein.

### Im Internet

[www.schwanagerpost.com](http://www.schwanagerpost.com)



## Schluss ohne Ende

Die Chauffeuse Jessica Sutter, 25, und der Automobildiagnostiker Oliver Sutter, 29, haben kürzlich geheiratet. «Zuerst bremsen, dann Gas geben», lautet ihre Devise.



*Pinkfarbene Ballone:* Ehepaar Sutter.

**Jessica:** Ich lernte Oliver in der Schnupperlehre kennen. Nach einiger Zeit sah ich ihn an einem Fest wieder, und so ging ich auf ihn zu und sagte: «Ich bin Jessie und beginne im Sommer mit der Ausbildung.» Zuerst war kein Funke Liebe da. Aber bei der Arbeit kamen die Gefühle schleichend. Wir standen beide auf der Bremse, weil wir in Beziehungen lebten.

**Oliver:** Ihre Offenheit und ihre Spontanität sprachen mich an. Das war das erste positive Erlebnis für mich. Nachdem wir zusammengekommen waren, brach in meinem Freundeskreis grosse Hektik aus. Ich geriet derart unter Druck, dass ich unsere Geschichte schliesslich beendete. Wir arbeiteten noch zwei Jahre im gleichen Betrieb und blieben auch danach in Kontakt. Schliesslich funkte es erneut. Ich wagte den Schritt zum zweiten Mal und bereute es bisher nie, weil Jessie auch nach dem vorzeitigen Schluss in Gedanken oft bei mir war.

**Jessica:** Wir konnten nicht ohne einander sein und blieben – in aller Unschuld – beste Freunde. Für mich war dieser Umstand auch ein eigentlicher Schlüsselmoment. Ich wusste, dass Oliver derjenige ist, den ich will.

**Oliver:** Das kann ich nur bestätigen. Zudem wusste ich, bevor wir erneut ein Paar wurden,

dass sie mich so liebt und akzeptiert, wie ich bin. Das war mir wichtiger, als im anderen ein perfektes Ebenbild zu suchen, wie es so viele tun und dann doch enttäuscht werden. Ich bin der festen Überzeugung, dass sich das perfekte Paar aus zwei eigenständigen Personen formiert. In unserem Fall half aber auch, dass wir eine ähnliche Vorstellung von der Liebe haben: Sie soll auf Treue basieren. Sie soll Kraft und Respekt vermitteln.

**Jessica:** Beim zweiten Anfang galt es, eine grosse Hürde zu überwinden. Wir mussten die Liebe erneut wecken, und diesmal war das grosse Ziel, einen langen Weg miteinander zu gehen. Wir gingen nicht mehr kopflos vor, sondern machten uns auch bald Gedanken zur Kinderplanung und wie es dann weitergeht: bezüglich Arbeit und allem anderen.

**Oliver:** Den Antrag plante ich sorgfältig, und der perfekte Ring steckte in meiner Jackentasche, als ich sie am besagten Abend wissen liess, dass es endlich wieder einmal in ein schönes Restaurant gehe. Wir machten uns hübsch und zogen los. Ich bestand darauf, dass wir eine ganze Flasche Rotwein tranken, ich war derart nervös. Danach ging es über die alte Zollbrücke in Rheinfelden auf die dortige kleine Insel. Es kam, wie es kommen musste: Ich fiel auf die Knie und nahm ihre Antwort sehr glücklich zur Kenntnis.

**Jessica:** An unserer Hochzeit sollten alle glücklich sein, nicht nur wir. Gleichzeitig war es schon immer mein Traum, an diesem Tag eine Prinzessin zu sein, und Oliver erfüllte mir diesen Wunsch. Auch mit Hilfe meiner grosszügigen Eltern planten wir ein tolles Fest.

**Oliver:** Das ist vermutlich ein guter Rat an alle zukünftigen Ehemänner: Man soll den Frauen ermöglichen, dass sie diesen grossen Tag so erleben, wie sie es sich in ihren kühnsten Träumen vorgestellt haben. Inklusiv pinkfarbener Ballone, wenn es sein muss. Denn: Ist die Frau an diesem Tag glücklich, wird es der Mann noch lange Zeit sein.

Hochzeitslimousinen: [www.stretch.ch](http://www.stretch.ch)  
Protokoll: **Franziska K. Müller**

## Wahlbewilligung

Von *Andreas Thiel* — Die Wähler vor schädlichen Kandidaten schützen.



**Thiel:** Sag mal, Verena, weshalb berätet ihr Volksvertreter dauernd darüber, wie ihr euch über das Volk erheben könnt?

**Diener:** Wovon sprichst du?

**Thiel:** Ihr habt wieder mal den alten Plan aus dem Parlamentsschirmständer gezaubert, Volksinitiativen einem Prüfungsverfahren zu unterziehen.

**Diener:** Wir wollen das Volk vor schädlichen Volksinitiativen schützen.

**Thiel:** Sollte nicht das Volk selbst entscheiden, was gut ist für das Volk? Das ist doch das Wesen der Demokratie: Das Volk beherrscht sich selbst. Aber ihr Volksvertreter habt am Lollipop der Macht geleckt. Dabei ist die Idee der Demokratie doch: Keiner erhebe sich über den anderen. Das heisst, bei Konflikten muss man den kleinsten gemeinsamen Nenner suchen. Und als Konflikte gelten nicht Partikularinteressen, die Einzelne für so wichtig halten, dass man Vorschriften für alle erlassen muss. Das ist Sozialismus: Alle erheben sich über jeden. Und genau das tut ihr Volksvertreter. Im Namen aller erhebt ihr euch über Einzelne. Ihr schafft Mehrheiten aus Unbetroffenen, um betroffenen Minderheiten Vorschriften zu machen. Ihr sucht nicht den kleinsten Nenner für Lösungen, sondern den kleinsten Widerstand, um eure Partikularinteressen durchzusetzen. Was hältst du davon, wenn bürgerliche Wähler eine Kommission gründen, welche die Wahl von linken Politikern für ungültig erklärt, sofern der entsprechende Kanton eine Mehrheit an bürgerlichen Wählern aufweist? Es kann ja nicht sein, dass wegen Uneinigkeit im bürgerlichen Lager plötzlich linke Politiker gewählt werden.

**Diener:** Was? Wie?

**Andreas Thiel**, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

## Wein

# Days of Wine and Rosé

Von Peter Rüedi



Der Wein, sagt Christian Zündel, der immer für einen bissigen Witz gut, aber kein Scherzkeks ist, sei ein «scherzo». Das ist wohl im Vergleich zu den Weinen gemeint, bei denen er keinen Spass versteht, dem reinsortigen Merlot «Terraferma» und der Merlot-Cabernet-Cuvée «Orizzonte», oder auch zu seinen Chardonnays, allesamt Weine, die keine Ranschmeisser sind, die Zeit brauchen und entdeckt werden wollen. Den Chiaretto dagegen, den «scherzo», hat einer von Zündels Freunden auch schon mal «Bratwurstwein» genannt und er selbst «einen Wein zum Unter-dem-Baum-Trinken». Das ist eindeutig tiefgestapelt und bestätigt nur ein Vorurteil, dem ich selber lang und hartnäckig anhing. Der Chiaretto ist nämlich ein Rosé und als solcher, um das Understatement des Weinmachers aus dem Malcantone fortzusetzen, eine Art Nebenprodukt. Zündel, ein deklarerter Feind aller geschönten «Bastelweine», akzeptiert eine Methode der Konzentration, das sogenannte Saignée-Verfahren, in welchem nach dem Pressen ein Prozentsatz des Mostes nur kurz an der Maische gelassen und dann abgezogen wird. So entsteht einerseits aus hochwertigem Traubengut ein heller Rosé, andererseits vergärt der verbleibende Most auf einem grösseren Volumen von Traubenschalen und extrahiert so einen höheren Anteil von Geschmacksstoffen und Phenolen. Voilà. Mit billigen Rosés d'Anjou aus vergangenen Studentennächten (inklusive des bösen Erwachens danach) hat der 2012er von Zündels Chiaretto nichts zu schaffen: ein fabelhaft eleganter, ja poetischer Wein von einem ganz lichten, bräunlich-kühlen Rosa (etwa der Farbe der Etikette des berühmten Pomerols Vieux Château Certan), sehr präsent mit einer wunderbaren Merlot-Aromatik. Der Nachteil: Es gibt davon nur ein paar hundert Flaschen. Wenn überhaupt. Der 2013er, muss Zündel einräumen, «macht Probleme, er brauchte eine Ewigkeit, um zu vergären, und gärt in der Flasche noch immer ein bisschen». Ein unfreiwilliger Spumante sozusagen. Da kann es schon den einen oder andern Zapfen raushauen.

**Christian Zündel: Chiaretto 2012** (Rosato di Merlot). 12%. Fr. 14.-. [ufficio@zuendel.ch](mailto:ufficio@zuendel.ch)

## Zu Tisch

# Wem die Stunde schlägt

Peter Knogl vom Basler «Cheval Blanc» ist «Koch des Jahres». Er macht den Spagat zwischen Klassik und Moderne. Von David Schnapp



Hochpräzise und bildschön: Peter Knogl, «Cheval Blanc», Basel.

Wir Aargauer, die in Zürich leben, wollen gar nicht erst versuchen, die Basler zu verstehen. Man hört oft, der Planet Basel sei für Aussenstehende nur schwer zu erreichen. Als ich jedenfalls das famose Stadthotel «Les Trois Rois», schön gelegen im Zentrum und am Rhein, und darauf das Restaurant «Cheval Blanc» betrete, scheint mir eine gewisse Ehrfurcht angebracht. Hier scheint die Zeit stehen geblieben zu sein, oder sie wurde unauffällig zurückgedreht. Goldgerahmte, grossformatige Ölgemälde, livrierte Kellner – hochkompetent und freundlich –, barockes Mobiliar, klassische Musik, und eine Uhr hängt an der Wand auf dem Weg in die Küche und schlägt einem hell und klar die Stunden.

Hier liegt, so hört man, das erweiterte Wohnzimmer der feinen Basler Gesellschaft; es ist der Wirkungsbereich von Peter Knogl, vom «Gault Millau» zum zweiten Mal nach 2011 als «Koch des Jahres» ausgezeichnet und damit in die Riege der 19-Punkte-Chefs erhoben. Knogl ist ein angenehmer, bodenständiger Mann, gross geworden auf einem Bauernhof in Bayern, weit gereist und gut angekommen in Basel. Sein Restaurant ist abends zu 98 Prozent ausgebucht – der Koch hat sein Publikum gefunden.

### Stilfragen

Bei einem kurzen Gespräch nach einem grossartigen Mittagessen sagt Peter Knogl über seine

Gerichte und Gäste, er habe zwar in den letzten Jahren versucht, insbesondere bei der Präsentation etwas zu modernisieren, aber zu weit könne er nicht gehen, das würden die Basler Stammkunden nicht goutieren. So wirkt der Stil auf den Tellern, über ein ganzes Menü gesehen, nicht ganz konsistent. Hochpräzise und bildschön (und fein sowieso) ist etwa der geräucherter Aal mit Randen und Wasabi; noch etwas feiner, aber etwas rustikaler kommt das gedämpfte und glasierte Kalbsbries mit Artischocken-Schaum und Erdnüssen daher. Ein Klassiker Knogls, den man gegessen haben sollte.

Knogl sagt, er achte darauf, dass seine Küchenmannschaft multinational zusammengesetzt sei, das mache die Arbeit interessanter und das Resultat besser. Die Sprache in seiner Küche sei Französisch, und ihre Basis ist die klassische Haute Cuisine. Geschmackliche Harmonie, bewährte Kombinationen (Rehrücken mit Sauce rouennaise, Kürbis und Sellerie oder Carabiniere mit Zitrone) sind die Leitlinien von Knogls Arbeit. Indem er sie sanft auffrischt, wirkt sie bei aller Tradition angenehm aktuell.

**Restaurant Cheval Blanc**  
Blumenrain 8, 4001 Basel. Tel. 061 260 50 07.  
Sonntags und montags geschlossen.  
Ausführliche Besprechung des Menüs auf:  
[www.dasfilet.ch](http://www.dasfilet.ch)



Auto

## S wie Sympathie

In manchen Fahrzeugen fühlt man sich sehr schnell willkommen: So eines ist der Suzuki S-Cross. *Von David Schnapp*

Wer sagt, ein Auto müsse ihn einfach von A nach B bringen, hat entweder etwas nicht begriffen, oder es fehlt ihm an Empathie. Denn natürlich sind Autos mehr als der kürzeste Weg zwischen A und B. Es ist eine persönliche Frage, was man fährt und wie. Als Autotester bekommt man es mit vielen verschiedenen motorisierten Charakteren zu tun, mancher ist einem sympathisch, mancher weniger. Ab und zu passiert es, dass man irgendwo reinsitzt – und «zack!» ist die Sympathie da.

Kürzlich holte ich einen Suzuki S-Cross 4x4 ab: blau, ein gefälliges, leicht rustikales Äusse-

res, ein schlichtes, zweckmässiges Inneres, aber alles da. Der angenehm kompakte Wagen war zu meiner eigenen Überraschung mit vielem ausgestattet, was man zur komfortablen Fortbewegung gut gebrauchen kann: ein anständiges Navigations- und Entertainmentsystem, Tempomat, ein grosses automatisches Schiebedach, automatisch abblendende Rückspiegel, Klimaautomatik mit zwei Zonen, Bluetooth-Telefonanbindung, Lederinterieur, Rückfahrkamera mit Parksensoren und so weiter.

Nach zwei Minuten waren der Suzuki und ich uns sehr wohlgesinnt, die bodenständige Art des japanischen Automobils sagte mir zu. Und wenn man dann noch in die Preisliste guckt, freut sich auch das innere Sparschwein über den Betrag von 35 490 Franken, der fällig würde für meinen Testwagen mit Komplettausstattung.

### Leicht, sparsam

Der S-Cross hat übersichtliche Ausmasse, wirkt aber dennoch geräumig und bietet ausreichend Ablagemöglichkeiten. Er ist gut ausgestattet, aber dennoch nur 1380 Kilogramm schwer. Mit

dem stärksten Dieselmotor und einer Sechsgangschaltung verbraucht er trotz Allradantrieb bloss 5,1 Liter in unserem Test, im Labor – sprich: im Normzyklus – sind es sogar nur 4,4 Liter. Der 1,6-Liter-Antrieb läuft nach anfänglichem Knurren ruhig, und trotz des kleinen Hubraums macht er bei 140 km/h nur wenig über 2000 Umdrehungen pro Minute, was einem auf langen Autobahnstrecken entgegenkommt. Höchstens Wind- und Aussengeräusche sind vielleicht besser zu vernehmen als in einem teureren, wesentlich schwereren Wagen, der dick wattiert und isoliert ist.

Auch nach zwei Tagen oder zwei Wochen änderte sich nichts an meiner Sympathie, ich hatte mich an die etwas leichtgängige, nicht gerade messerscharfe Lenkung ebenso gewöhnt wie an die paar Augenblicke, die vergehen, bis der S-Cross zügig Fahrt aufnimmt. Hier kann man aber noch etwas nachschärfen, mit einem Drehregler in der Mittelkonsole wählt man den Modus «Sport» (bei prekäreren Verhältnissen: «Snow» oder «Lock») an, worauf der Suzuki spürbar straffer wird und einen sportlichen Charakter bekommt.

Fazit: Kompakte Masse, aber mit einem guten Raumgefühl verbunden; überzeugende Technik, ohne schwerverständlichen Schnickschnack – der Suzuki S-Cross ist ein sehr schweizerisch anmutendes japanisches Automobil, das man leicht sympathisch finden kann.

### Suzuki S-Cross 4WD 1.6 Top

Leistung: 120 PS Hubraum: 1598 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 175 km/h  
Preis: Fr. 26 990.–; Testwagen Fr. 35 490.–





«Winziger Markt»: Christie's-Geschäftsführer und Professor Boll, 44.

MvH trifft

## Dirk Boll

*Von Mark van Huisseling* — Wenn man den Kunstmarkt versteht, verdient man viel Geld; der Christie's-Chef versteht ihn wohl.

Sie haben mal gesagt, dass Briten Bilder mit Pferden und Hunden mögen, Schweizer mit Bergen, und Franzosen kaufen keine, auf denen Schnee zu sehen ist – interessante Kriterien, wenn man Millionen ausgibt, nicht wahr? – «Ich glaube, die Kunst ist etwas sehr Emotionales und wird sehr emotional gesehen. Und deswegen wird auch der Kunstmarkt sehr emotional gesehen. Wenn man Kunst sehen und, ich sag mal, im Idealfall verstehen will, muss man sie lieben. Gleichzeitig ist aber der Kunstmarkt ein ökonomisches System, und das kann man rational anschauen. Und die Kombination davon ist es, was diesen kleinen Markt, das ist ja ein winziger Markt, verglichen mit anderen Ökonomien [Gesamtumsatz: 47 Milliarden Euro; Quelle: Tefaf-Stiftung, 2013], so interessant macht.»

Dirk Boll, 44, ist Managing Director für Europa des Londoner Auktionshauses Christie's. Von Haus aus Jurist, schrieb er mehrere Bücher

über den Kunstmarkt und lehrt an der Hochschule für Musik und Theater in Hamburg. Bevor er befördert wurde, war er Chef von Christie's in der Schweiz und lebte mehrere Jahre in Zürich, wo er noch immer eine Wohnung hat. Der Hauptwohnsitz von Boll, einem Deutschen, ist London. Wir trafen uns im Restaurant «Bäregasse» in Zürich und waren Gäste der Betreiber.

«Sie zitieren einen Düsseldorfer Galeristen: «Wenn nichts mehr hilft, dann ein blaues Bild», respektive einen New Yorker Kollegen, der schwört, Rot sei die fragteste Farbe. Und in Steve Martins Roman über den Kunstbetrieb, «An Object of Beauty», mögen es Sammler, wenn sich der Mond auf einem Bild im Wasser spiegelt – alles recht unwissenschaftlich, oder?» – «Die emotionale Ebene kommt dazu: Mag man den Künstler oder das Sujet? Spricht man besonders an auf besondere Farben? Ich würde denken, dass diese Ebene immer wieder

ein Grund ist von mehreren, weshalb sich Schweizer Kunst hauptsächlich an Schweizer verkauft. Wenn man schaut, wer international Schweizer Kunst sammelt, sind das in aller Regel Menschen, die zumindest eine gewisse Zeit hier, eben konfrontiert mit diesen Bergen, gelebt haben. Und für die das etwas Bestimmtes auslöst.» – «Chinesen kaufen Chinesen, Inder kaufen Inder – selbst Player auf dem Kunstmarkt können sich nicht von dem lösen, was man hier Réduit-Denken nennt...» – «Das ist so. Es gibt so ein bisschen eine Sammler-Genese: Wer anfängt, sich für Kunst zu interessieren, interessiert sich zunächst für die Produkte des eigenen Kulturkreises, für das eigene Herkommen und dafür, was die Kunst mit dem eigenen Leben zu tun hat. Und es gibt dann eben Menschen, die sich weiterentwickeln – das ist so ein wertendes Wort, und ich mein' das gar nicht wertend –, das sehen wir heute bei chinesischen Sammlern, die sich dafür interessieren, was international passiert, was unsere internationalen Kollegen sammeln.»

«Sehen Sie eine Blase am Kunstmarkt?» – «Da gibt's nur eine ehrliche Antwort: Ich weiss es nicht. Ich hab das Gefühl, dass es überraschende Preise eigentlich immer gab. Wenn man zeitgenössische Berichte sieht, wie die Welt den Ankauf der «Sixtinischen Madonna» durch August den Starken für 8500 Pfund, was damals wirklich ein Vermögen war, kommentiert hat, unterscheidet sich das nur wenig von Kommentaren zu heutigen Warhol-Rekorden. Ich würde denken, dass im Durchschnitt und bei weit den meisten Transaktionen der Markt eine eigene Klugheit hat. Und Menschen wissen, was sie ausgeben können. Und dass es immer mal Ausreisser gibt, weil Menschen zu stark emotional involviert sind. Oder eben auch sehr viel Geld haben, was keinen grossen Unterschied macht.» – «Ich seh's so: Der Kunstmarkt wurde erfunden, damit Superreiche sich gegenseitig überreffen können beim Geldausgeben. Sie?» – «Der Kunstmarkt hat sich ausgeprägt in der Antike, und privates Sammeln gab es eigentlich nicht, die Pharaonen haben Kunstwerke zusammengetragen. Aber es gibt im kaiserlichen Rom plötzlich einen Moment, wo man die auf Kriegszügen erbeuteten Waffen zeigt, um seine militärischen Fähigkeiten darzustellen. Irgendwann löst sich das, es geht nur noch um die Betrachtung des Objekts und den Besitz – und das ist der Moment, wo genau das passiert. Aber das Interessante an Kunst ist ja, sie hat diese Doppelseitigkeit, auch als Statussymbol. Es geht nicht nur darum: Was kann ich mir leisten? Sondern: Weiss ich, was ich kaufen muss? Weil, man kann sehr viel Geld für etwas ausgeben, was keinen konkurrierenden öffentlichen Respekt auslöst.»

Sein liebstes Restaurant: «Als fleischfressende Pflanze komm ich tatsächlich gern hierher.» «Bäregasse», Bahnhofstrasse 25, Zürich, Telefon 044 210 08 08

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
14			15		16			17		18		
19												
20					21					22		
			23		24			25	26			
27		28						29		30		31
32				33	34		35			36	37	
			38				39			40		
41	42		43		44					45		
46			47				48					
49										50		
	51						52					

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Irgendwie tierische Schmerzen

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Es heisst, er lebte paradiesisch. 5 Seit Januar 2013: Opération Serval, dort in Afrika. 9 Präsidentialer Hussein aus Honolulu. 14 Bei der Bleibe ist das Bleiben kein Vergnügen. 16 Die Situation ergibt sich aus solcher Besprechung. 18 Quecksilbrig, aber ungiftig. 19 Profanierung (bildungssprachlich). 20 Beim Bündner Ferienort denken Brasilianer an die Rose. 21 Ein Trumpf, wenn sie beim Jass einen Zweitnamen hat. 22 Mit der ... erkennen wir, dass die ... ein ungeniessbarer Fisch ist. 23 Er benimmt sich wie einer, der man nicht sein will. 25 Sie ist in den USA, was sie als ethnische Minderheit in China sind. 27 Das Lied behalten Spieler dieses Spiels wohl eher im Gedächtnis. 29 Amerikanern bekannte pekuniäre Untereinheit. 32 Staat, statt Monarchie längst Theokratie. 33 Beliebt, der schwanzlose Wal. 36 Solche Ringe verändern bei ihr viele Dinge. 38 Mitreissender Schwung. 39 Er steht hinter dem Landgut aus den USA. 41 Das nach japanischem Physiker benannte Gitter. 44 Mit Charlie aus Spanien konnte man viel lachen. 45 Sie sind sehr gute Schwimmer. 46 Wird bei Arnold Schwarzenegger kaum erwähnt. 48 Strotzen und glotzen. 49 Das Schweizer Ostufer war eine britische Kronkolonie. 50 Er zeigt die virtuose Poesie der Füsse. 51 Ohne Boden ein geflügeltes Wort. 52 Verbundensein der digitalen Art.

**Senkrecht** — 1 Magma: eruptiert und etwas verschoben. 2 Nur Gerede - oder liegen sie doch in Böhmen? 3 Teil der Ackerbaulehre. 4 Diese diplomatische Vertretung steht für eine höhere Berufung. 6 Buchstabenrätsel: sich behaglich ausgestreckt ausruhen. 7 Solcher Art ist das Denken unorthodox. 8 Haus aus dem hohen Norden. 10 Die Strassen werden erst mit ihnen verkehrstüchtig. 11 Wie Señorita ihr Wasser mag. 12 Belarus, hauptsächlich städtisch. 13 An aquatische Lebensweise adaptiertes Lebewesen. 15 Am Ende fehlen nur zwei Buchstaben zu 48 waagrecht. 17 Eine solche Betätigung kann erhellend wirken. 24 Golfan Samuel und sein nunmehr weltberühmter Cup. 26 Franz war ein deutscher Dichter, Heinrich nur fast. 27 Der Zeitraum lässt für Pausen Raum. 28 Sie klingt eine Oktave tiefer als ihr Namensvetter. 30 Die Hauptstadt passt zu 32 waagrecht. 31 Zetern hilft irgendwie, den römischen Komödiendichter zu eruieren. 34 Er mag es besonders in extenso. 35 Da ist viel Tempo drin und hört sich gut an. 37 Lorient setzte der Birne ein filmisches Denkmal. 40 Wenn's um Flamenco geht, ist sie immer mit Nina zusammen. 42 Vertrackt und ziemlich albern, sagen Briten dazu. 43 Die Krankheit braucht in den USA ebensolche Hilfsmittel. 47 Bei ihr ist der Kunde König, wenn auch nur kurz.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 387**

	S	P	A	R	G	E	L	N		O	D	I	N	
S	E	A		E	R	N	E	U	E	R	E	R		W
I	L	L	E	G	I	T	I	M		S	P	I	K	E
E	L	A		A	E	R	M	E	L	K	A	N	A	L
S		V	U	L	G	O		R			R	A	S	T
T	O	E	N	E		P	H	U	K	E	T		H	
A	T	R	I		R	I	E	S	E	M	A	A	T	
	O	C	A	U	E	R		I	N	E	S		R	
A	L	B	E	R	S		P	O	L	A	N	S	K	I
V	O	R	F	A	H	R	E	N		S	T	U	N	T
E	G	O		W		S	A	N	A		A	U	T	
S	E	M	P	A	C	H		N		L	U	N	T	E

**Waagrecht** — 1 SPARGELN 8 ODIN (germ. Gott) 11 SEA (engl. f. Meer) 12 ERNEUERER 14 ILLEGITIM 15 SPIKE 17 ELA (port. f. sie, Nachfolger Baschas, siehe Bibel) 18 AERMELKANAL 19 VULGO 21 RAST 22 TOENE 24 PHUKET 27 ATRI (Rita) 28 RIESE 29 MAAT 32 CAUER (Begründer der linearen Netzwerksynthese) 34 INES 36 ALBERS (lesbar) 38 POLANSKI (Rosmaries Baby ist Filmtitel) 41 VORFAHREN 42 STUNT 43 EGO 44 SANA (lat. f. gesund[er Geist]) 45 AUT 46 SEMPACH 47 LUNTE (Zündschnur, Fuchsschwanz in Jägersprache)

**Senkrecht** — 1 SELL (engl. f. verkaufen) 2 PALAVER 3 REGALE 4 GRIEG (Edvard, Komponist, ein Werk: Morgenstimmung) 5 ENTROPIE 6 LEIM 7 NUMERUS 8 ORSK 9 DEPARTMENT 10 IRINA (russ. Form von Irene) 11 SIESTA 13 WELT 16 KASHA 20 UNICEF 23 OTOLOGE (Spezialist in Sachen Ohr) 25 HERPES 26 KEIL 28 RUSH 30 ASSUAN 31 TRITTE (in der Jägersprache Abdruck der Füsse b. Hochwild) 33 ARAWA 35 NASAL 36 AVES (wissenschaftl. Name f. Vogel) 37 BROM (Element) 39 ONAN 40 KNUZ

**Lösungswort** — STIERENAUGE

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien

Unser Streben nach Perfektion.

Senator Ewiger Kalender



*Glashütte*  
ORIGINAL

[www.glashuette-original.com](http://www.glashuette-original.com)

Deutsche Uhrmacherkunst seit 1845.

**Senator Ewiger Kalender.** Präzision und Kunst in einem wahren Klassiker vereint. Dieses Meisterstück an mechanischer Uhrmacherkunst begeistert Liebhaber bereits seit Jahren. Unsere Konstrukteure haben dafür gesorgt, dass diese Begeisterung bis ins Jahr 2100 anhalten wird. Genau bis zu diesem Jahr lassen sich Tag, Datum, Monat, Mondphase und Schaltjahr exakt vom Zifferblatt ablesen. Erfahren Sie mehr unter [www.glashuette-original.com](http://www.glashuette-original.com).

Leidenschaft für Qualität



**GÜBELIN**

Luzern Zürich Basel Bern St. Moritz Genève Lugano  
[gubelin-watches.ch](http://gubelin-watches.ch)